Bio 8065
2

4°43 b
c. 193

Biographische

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweiter Theil.

I. Freiherr Georg von Derfflinger.
II. Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau.

Bibliothek
K. B.

Berlin, 1825.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen von Preußen.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Durchlauchtigster Kronprinz,

Gnädigster Herr!

Ew. Königlichen Hoheit wage ich dies Buch zu überreichen, welchem der hohe Beifall, dessen sich die vorangegangenen Versuche zu erfreuen hatten, ein helles Ziel der feurigsten Beeiferung sein durfte. Doch mit dem Eifer konnte nicht in gleichem Maße das Selbstvertrauen steigen, sondern an dessen Statt vielmehr die Schüchternheit. Es sind Helden des Vaterlandes, welche diesmal in geschichtlichem Abbilde hervortreten sollen, und der Gegenstand erhöht hier inmitten so reicher Lebensbeziehungen jeden Anspruch, welcher an geschichtliche Behandlung gemacht werden kann; ihre höchste Beziehung aber findet diese in dem erhabenen Kreise, wo der große Beruf, neue Stoffe für die Geschicht-

schreibung belebend darzubieten, und der edle Geist, deren freie Sprache würdigend zu vernehmen, so innig verbunden sind. Von solcher Betrachtung geleitet wünscht diese Zueignung Ew. Königlichen Hoheit nicht nur als ehrfurchtsvolle Huldigung, sondern zugleich als Ausdruck der unterthänigen Bitte zu nahen, daß Ew. Königlichen Hoheit Nachsicht hier gnädigst gewähren wolle, was durch Verdienst allein zu erreichen mein Buch sich nicht anmaßen dürfte!

In tiefster Ehrfurcht ersterbend

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigst-gehorsamster

K. A. Varnhagen von Ense.

Vorwort.

Ich gebe hier die Fortsetzung meiner biographischen Versuche. In Betreff der Behandlung bin ich der früheren Art und Weise möglichst treu geblieben. Man hat die Darstellung meist günstig beurtheilt, aber dagegen auf die geschichtliche Wirklichkeit des Dargestellten mitunter zweifelnd hingeblickt, besonders da kein Prunk von Anführungen dieselbe recht augenscheinlich im Einzelnen verbürgte. Man hat mir diese Nichtanführung

der Quellen vielfach vorgeworfen, und im Eifer sogar übersehn, daß ich denn doch öfters die Quellen benannt, nur freilich im Texte selbst, nicht unter demselben, wie sonst gewöhnlich ist. Zu dem letzteren habe ich mich noch jetzt nicht entschließen können, wiewohl ich die Angabe im Allgemeinen nicht länger vorenthalten will. Versichern darf ich indeß, und wer sich die Mühe giebt, irgend Einzelnes genauer nachforschend zu prüfen, wird meine Versicherung bewährt finden, daß ich mit Sorgfalt und Treue alle mir bekannte und zugängliche Ueberlieferung gesammelt, ihren Sinn wohl zu fassen gesucht, und weder Gehalt noch Färbung derselben wissentlich verändert habe. Ich kann oft im Irrthum, zuweilen ohne hinreichende Kunde, und dadurch häufig im Fehle gewesen sein, aber ich darf behaupten, daß ich es nie durch absichtliche Willkür in Behandlung der Thatsachen bin. Was der Recensent meiner biograpischen Versuche in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (1824. Stück 143.) in

andrem Sinne, nämlich in Betreff der abgewogenen Darstellung, sagt: „Vielleicht ist der Verfasser im Stand von jeder Zeile Rechenschaft zu geben," eigne ich mir mit dem Bewußtsein vollen Rechtes vielmehr in Betreff der geschichtlichen Wahrhaftigkeit an. Indeß kann freilich die innere Kritik und Erwägung, welche aus der gegebenen Anschauung eines belebten Ganzen die Abfassung jedes Einzelnen bedingt, und aus der jene „Rechenschaft" hervorgehn soll, sich nicht immer durch sogenannte Stellen äußerlich belegen lassen, sondern muß durch geistige Begleitung in den Zusammenhang der Materalien gefunden und erkannt werden.

Die zuerst angekündigte Gruppe der drei preußischen Feldmarschälle erscheint in diesem Bande noch nicht vollständig. Die Lebensbeschreibung Blüchers konnte mit denen Derfflingers und Dessau's nicht in demselben Bande Raum haben, sondern wird für sich allein einen zweiten

füllen. Derselbe ist schon weit vorgerückt, und kann bald nachfolgen; wenigstens wünschte ich nicht, daß durch den Zwischenraum die Zusammengehörigkeit, welche dem ganzen Inhalte so viele fruchtbare Bezüge und besondere Ansichten eröffnet, aus den Augen verloren würde. Die Verschiedenheit des Umfanges dieser drei Lebensbeschreibungen folgt übrigens, bei gleichem Maßstabe, von selbst aus der Verschiedenheit des Gehalts. Die Erzählung von Blüchers Leben, worin eine ganze Reihe großer Schlachten vorkommt, die zu Weltbegebenheiten geworden sind, fordert einen andern Raum, als das Leben Derfflingers, der als Oberfeldherr keine, oder als das Leben Leopolds, der in solcher Eigenschaft nur Eine Schlacht geliefert hat. In dem Leben des letzteren dagegen sind andre Seiten nur durch eine Vielheit genauer Umstände zu vergegenwärtigen gewesen.

Zwei Bemerkungen habe ich noch zu machen, in Hinsicht mancher Mißlichkeit des Stoffes und

mancher Derbheit des Ausdrucks. Ich hoffe, man wird an beiden keinen Anstoß nehmen. Was die erstere betrifft, so wäre nichts damit gewonnen, sie zu umgehn; in Deutschland läßt die litterarische Aufmerksamkeit sich nichts entschlüpfen; was Einer absichtlich am Wege liegen läßt, bringen ihm zehn Andre nur mit desto lauterem Anruf in Erinnerung, und das Aergerniß, das vermieden sein wollte, wird dann in Tadel und Vorwurf nur vervielfacht. Was die Derbheit des Ausdrucks betrifft, so gehört sie dem Karakter der Zeit und der Person oft allzu wesentlich an, als daß man sie missen dürfte. Das Bild eines Kriegsmannes, z. B. von Leopolds Art, bedarf oft starker Striche, und die Eigenheit seiner Züge läßt sich nicht, um hier ein Gleichniß anzuwenden, in zierlicher Reinschrift wiedergeben, sondern es müssen, wenn der wahre Karakter nicht verloren gehn soll, auch die Verunstaltungen der Schrift mitübertragen werden. Doch wird man hoffentlich anerkennen, daß ich dennoch stets bemüht war

zu mildern, was ganz abzuweisen die geschichtliche Treue meinem sonst wohlgefühlten Bedenken nicht verstatten wollte.

Berlin, im April 1825.

K. A. Varnhagen von Ense.

Frei-

Freiherr Georg von Derfflinger.

Freiherr Georg von Derfflinger.

Nicht minder als die heimischerzeugten Helden eines Staates gehören der Eigenkraft desselben zu Ruhm und Ehre die fremdgeborenen an, welche der Machtanziehung solchen Kreises folgend in dessen ureigentliches Wesen durch That und Leben übergegangen und verschmolzen sind. Der preußische Feldmarschall Georg Reichsfreiherr von Derfflinger war von Geburt kein Preuße; ihm aber, wie den beiden nachfolgenden Feldherren, deren Leben hier zusammengestellt ist, wurde der bildungsreiche Staat, für welchen ohnehin kein Deutscher je billig als Fremder anzusehen sein mag, zum Vaterlande der Wahl, zum Schauplatze des Verdienstes und zur Heimath der Gesinnungen.

Derfflingers Geburt und Herkunft sind, gleich der vieler andern Kriegshelden, in dunkler Niedrigkeit fast verdeckt geblieben. Man weiß nur,

daß er im März des Jahres 1606. in Oesterreich ob der Enns geboren worden. Seine Aeltern, evangelische Bauersleute, verließen um ihres Glaubens willen jene Heimath, wo die Katholischen jede Gewalt und Unterdrückung gegen die Protestanten ausübten, in welchen sie nur Abtrünnige und Aufrührer sehn wollten, die von ihren Irrwegen zur alten Ordnung durch alle Mittel zurückzubringen Recht und Pflicht sei. Die Bedrängten aber zogen meistentheils alle Härte der Verfolgung und Noth und Elend einem Rückwege vor, der für sie nur mit Verletzung des Gewissens möglich war. Die mit Stürmen und Leiden aller Art verbundene Auswanderung mag für Derfflinger schon in früher Kindheit eine lehrreiche Schule der Erfahrung gewesen sein, diese Folge von ersten Eindrücken die Richtung seines Lebens tief entschieden haben. Die Reformation rückte damals, nach großen Vorkämpfen, den machtvollen Geschichtsbewegungen entgegen, durch welche die kirchlichen Streitverhältnisse für lange Zeit zu einer Art gesetzlicher Ausgleichung gelangen sollten, und Derfflinger war bestimmt, in jenen Bewegungen die Bahn seines Lebens und seiner Schicksale zu finden. Ueber seine frühere Jugend ist nichts weiter bekannt; Erziehung und Unterricht scheint er

nur aus den zufälligen Darbietungen eines dürftigen Umhertreibens empfangen zu haben. Er selbst war in späteren Jahren über seine frühesten Schicksale geheimnißvoll, und schon damals verzichtete man, je darüber etwas Zuverlässiges zu erfahren. Der Sage nach, die schon zu seinen Lebzeiten in Aller Munde war, und lange nachher noch als Wahrheit galt, kam er als armer Schneidergesell in seinem sechszehnten Jahre eben aus der Lehre, und wollte von Tangermünde über die Elbe seinen Weg nach Berlin nehmen, die Schiffer aber wiesen ihn zurück, weil er nicht vermögend war das Fährgeld zu bezahlen. Traurig am Ufer stehend sah er jedoch, daß viele Leute gleichwohl unentgeltlich übergesetzt wurden; die Kriegsleute, hieß es, kämen überall frei durch. Da meinte Derfflinger, so wäre es ja besser, in der Welt ein Kriegsmann zu sein, als ein Schneider, warf unwillig sein Bündel mit dem Handwerkszeug in den Strom, wandte sich zu den Truppen, und ließ sich auf der Stelle als Reiter anwerben. Die Namen Tangermünde und Berlin dürften in dieser Erzählung wohl am wenigsten Zuverlässigkeit haben; eher möchte der Hergang nach Böhmen zu versetzen sein, wohin Derfflingers Aeltern auf der Auswanderung ihre Zu-

flucht genommen haben sollen, und woher die folgenden Angaben ihn selbst als Krieger zuerst hervortreten lassen.

Welcherlei Kriegsdienste er zuerst genommen, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Furchtbare Zeitläufte, im Jahre 1618. zu Prag in blutigen Kämpfen begonnen, hatten schon den wilden Sturm dreißigjähriger Zerrüttungen eröffnet, in welchen die Fahnen vieler Partheien und Anführer den Streitern mannichfache Wahl und oftmaligen Wechsel boten. Die Böhmen, in ihrer Glaubensfreiheit und andern heiligsten Gerechtsamen sich verletzt haltend, erklärten ihre Pflichten gegen den Kaiser für aufgehoben, und riefen Friedrich V. Kurfürsten von der Pfalz als ihren neugewählten König aus. Durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag am 8. November 1620. verlor dieser jedoch bald wieder das Reich, zu dessen Behauptung seine Kraft nicht ausreichte, und nur seine Anhänger setzten für die Sache, die er selbst verloren gab, noch eine Zeitlang den Krieg beharrlich fort. Unerschütterlichen Muthes kämpfte der tapfre Graf Matthäus von Thurn in Schlesien gegen die Kaiserlichen Kriegsvölker, bis er endlich durch deren Uebermacht eingeschlossen in Glatz nach tapferer Gegenwehr im Oktober 1622. die Bedin-

gung freien Abzugs erhielt. Mit 500. Dragonern zog er nach Sachsen, wo sich den protestantischen Waffen ein neuer Sammelort zeigte; unter diesen Begleitern des Grafen von Thurn soll Derfflinger gewesen sein.

Im sächsischen Kriegsdienste, zu welchem jene Schaar grösstentheils übertrat, wurde Derfflinger, der sich durch Muth und Wohlverhalten auszeichnete, alsbald befördert, und war schon Offizier, als Gustav Adolf König von Schweden mit seinem Heere von der pommerschen Küste, wo er im Jahre 1630. gelandet, zum Schutze der bedrängten Protestanten in das Innere von Deutschland rettend vordrang. Derfflinger säumte nicht, den schwedischen Fahnen sich anzuschließen. Der äußere Wechsel, in jener Zeit häufig das Ergebniß unstäter Selbstsucht, war oft auch bloß die Folge inneren Beharrens, da die erwählte Sache selbst, die Sache des Glaubens und des Vaterlandes, nicht immer denselben Erscheinungen unzweifelhaft verbunden blieb. Derfflinger aber war durch Geschick und Gesinnung zu einem Krieger des protestantischen Deutschlands geprägt, und der Funke dieses Berufs, dem die früheste Jugend schon ihn zuwenden gewollt, erlischt seinem Wege nie, er

mag in Böhmen oder Sachsen, mit Schweden oder gegen Schweden die Waffen führen.

Gustav Adolf erreichte indeß allzuschnell das Ziel seiner Heldenbahn, am 6. November 1632. fiel er als Sieger in der Schlacht bei Lützen. Jedoch sein Heer führte unter den Feldherren, die nach solchem Helden sich gebildet, den Kampf gewaltig fort. Die Heereszüge und Schlachten des dreißigjährigen Krieges sind in einen festen Zusammenhang folgerechter und geregelter Kriegskunst, wie sie in neuerer Zeit sich dargestellt hat, schwerlich einzuordnen; der politische Zustand von Deutschland, die Durchkreuzung und der Wechsel so vieler Verhältnisse, die Schwerfälligkeit der meisten Bewegungen, welche in dem Uebergange aus einer alten Zeit in eine neue von der Entwickelung dieser letztern in den Hülfsmitteln des Staats- und Kriegswesens noch so weit entfernt waren, alles dies gab den damaligen Unternehmungen und Ereignissen eine besondre Gestalt; die Kriegsbegebenheiten, wie gewaltig oft in ihrem Erscheinen und furchtbar in ihren Folgen, behielten im Ganzen doch den Karakter großer Partheigänge, deren vereinzelte kühne Schläge auf ein gemeinsames Ziel rasch zusammenzuwirken kaum bezweckten. Eine solche Art Krieg zu führen giebt weniger wissen-

schaftliche Feldzüge zu bewundern, als sie die Ausbildung allverbreiteter Tüchtigkeit und das Hervortreten persönlicher Heldenthat begünstigt. Die Gelegenheit zur Auszeichnung war demnach für Derfflinger in dem schwedischen Heere reich eröffnet, und ohne daß wir wüßten, an welche, dem Zusammenhange der Begebenheiten oft unwichtige, nur durch sich selbst bedeutende Gefechte, Züge und Ausführungen seine Tapferkeit sich verloren, dürfen wir annehmen, daß dieselbe sich auf alle Weise glänzend bewährt habe, da wir ihn, den Fremden und einzig durch Verdienst Empfohlenen, schon im Jahre 1635. als schwedischen Oberstlieutenant erwähnt finden. Von nun an schimmert sein Antheil, wiewohl noch ohne zusammenhängende Folge, doch in einzelnen Begebenheiten deutlicher hervor.

Zu Anfange des Jahres 1636. zog der Feldmarschall Banner die schwedischen Kriegsvölker vor dem Andrange der sächsischen Truppen, die wieder mit den Kaiserlichen verbunden fochten, aus der Mark Brandenburg seitwärts gegen die Elbe zusammen, ging unvermuthet bei Werben und Magdeburg auf das linke Ufer, und wandte sich aufwärts plötzlich nach Sachsen, hoffend durch diesen schnellen Einbruch die sächsischen Truppen von ih-

rem drohenden Vordringen gegen Pommern zur Vertheidigung ihres eignen Landes zurückzurufen. Nachdem er Barby eingenommen, rückte Banner am 21. Januar vor Halle. Der Oberstlieutenant Derfflinger mit 200. Reitern machte den äußersten Vortrab; ihm waren 13. Kompanieen Dragoner auf das Feld entgegengerückt, er warf sich mit Ungestüm auf diese zahlreiche Reiterei, jagte sie zurück, und drang mit ihr zugleich in die Stadt, wo 600. Mann sächsischer Fußvölker eiligst abzogen, und 500. andere noch kaum die Moritzburg behaupteten. Der Kurfürst von Sachsen, wie Banner vorhergesehn, raffte auf die Nachricht von diesen Vorgängen eiligst seine Truppen aus der Gegend von Berlin zurück, ging bei Wittenberg über die Elbe, und nach Halle den Schweden entgegen, die zufrieden mit Erreichung ihres Zwecks eine Schlacht vermeidend hinter die Saale zurückwichen. Indessen wurde Banner gleichwohl durch das Uebergewicht der Kaiserlichen Waffen nach Pommern gedrängt, bis er durch die Schlacht bei Wittstock am 24. September auf's neue die Oberhand gewann, und siegend von der Ostsee wieder nach Sachsen vordringen konnte. Während er selbst im Januar des Jahres 1637. Torgau einnahm und Leipzig angriff, sandte er den

Obersten von Pfuel mit fünf Regimentern nach Thüringen, um die Kaiserlichen dort wegzutreiben. Derfflinger und der Oberst Karl Gustav von Wrangel, welche einst als berühmte Feldherren einander entgegenstehn sollten, führten beide hier vereint den Vortrab; sie stießen bei Meinungen auf die feindliche Reiterei, und schlugen dieselbe nach hartnäckigem Kampfe völlig in die Flucht, worauf bald auch für Pfuel sich die Gelegenheit ergab, dem feindlichen Fußvolk eine Niederlage beizubringen. Nicht lange nachher jedoch erreichte Derfflingern ein empfindlicher Wechsel des Glücks. Von dem Oberfeldherrn mit 1000. Reitern abgeschickt, um in der Grafschaft Mansfeld Brandschatzungen und Werbegelder einzutreiben, durfte er sich, da kein Feind in der Nähe war, für völlig sicher halten, als er von dem Kaiserlichen Obersten Druckmüller, der mit 2500. Reitern zwischen Halle und Merseburg heimlich über die Saale gesetzt hatte, so plötzlich überfallen wurde, daß seine ganze Truppe mit unendlichem Gepäck in die Hände des Feindes kam, und nur er selbst und etwa 60. Reiter mit genauer Noth der Gefangenschaft entgingen. Derfflinger wurde jedoch durch solchen harten Unfall, gegen den im Kriege kein Anführer bloß durch seine alleinige Vorkehr je

ganz geschützt sein kann, weder gebeugt noch zurückgesetzt; schon im folgenden Jahre finden wir ihn als Obersten.

Inzwischen hatte Banner wiederum den Kaiserlichen Waffen weichen und in Pommern gegen große Uebermacht rastlos kämpfen müssen, bis im Sommer des Jahres 1638. ihm ansehnliche Verstärkungen aus Schweden eintrafen, und ihn in Stand setzten, neuerdings angriffsweise vorzudringen. Er führte hierauf den Krieg mit Nachdruck und Geschicklichkeit in Sachsen und Böhmen, dann in Hessen und Westphalen, in Baiern und wieder in Böhmen, unter mannigfachem Wechsel fort, bis er zuletzt, abermals der Uebermacht weichend, nach Niedersachsen gelangte, wo er zu Halberstadt im Mai des Jahres 1641. etwas über 40. Jahr alt an einem Fieber starb. Er war unstreitig einer der größten Kriegshelden jener Zeit, von dem gerühmt wurde, daß er mehr als 80,000. Feinde niedergemacht, 800. Fahnen genommen, und kein Treffen jemals verloren habe; de Kaiserlichen war er der furchtbarste Gegner; man hatte gesucht ihn zu gewinnen, und ihm den Reichsfürstenstand nebst den Oberbefehl gegen die Türken angeboten; sicherer, als diese verschmähten Anerbietungen, meinten Argwöhnische, habe Gift den Zweck

erreicht. Auf so bewegten Kriegszügen, in so vielfachen Gefechten und Begegnissen, konnte keinem der Befehlshaber die Gelegenheit sich hervorzuthun erspart sein, die Auszeichnung selbst aber mochte in der nachdringenden Fülle schnell wieder als Gewöhnliches sich eingeebnet finden; demnach darf nicht befremden, daß wir von Derfflinger während dieser thatenreichen Zeit nichts Einzelnes aufgezeichnet finden, aber wenn unter solchen Umständen die Thaten des Heeres zunächst in dem Feldherrn ihren Namen haben, so nimmt dagegen von dessen Ruhme auch der Untergeordnete mit Recht sein Theil zurück. Daß Derfflinger unter den Obersten dieser Kriegsschaaren einer der angesehensten war, beweisen die bedeutenden Verrichtungen, in welchen er sogleich zu erscheinen hat.

Das schwedische Heer, welches durch Banners Tod im schwierigsten Augenblicke des Oberbefehlshabers entbehrte, war ungefähr 16,000. Mann stark, von welchen die Hälfte Fußvolk; nur dieses bestand dem größeren Theile nach aus eingebornen Schweden, der Sicherheit wegen wünschenswerth, und durch die Umstände von selbst dargeboten, denn die freie Werbung in Deutschland brachte fast nur der Reiterei Zuwachs, da der Dienst zu Fuß wenig anlockte. Die 8000. Reiter dagegen waren

meist Ausländer, besonders Deutsche, tapfre, versuchte Krieger, aber auch lediglich ihrem Handwerke und dessen hergebrachten Vortheilen anhängend; sie gaben in der Stimmung des Heeres den Ton an, machten Bedingungen mancherlei Art, und erhoben oft ganz übermäßige Forderungen. Dem widerspenstigen Sinne der Truppen gab ihr Zustand diesmal nur allzugegründeten Anlaß zu den heftigsten Beschwerden. Im Lager herrschte Mangel und Unordnung; an Geld fehlte es seit langer Zeit; bald auch gingen die Lebensmittel aus; Offiziere und Gemeine sahen sich genöthigt, ihre Pferde und sonstige Habe, sogar ihre Waffen zu verkaufen, um nur den Hunger zu stillen; die ganze Umgegend war aufgezehrt, die Partheien, welche sich weiter vom Lager entfernten, um zu rauben und zu plündern, wurden häufig dabei von dem erbitterten Landvolk überfallen und niedergemacht; eine gewaltige Gährung drohte den ganzen Kriegskörper aufzulösen. Die Offiziere traten zusammen, und bestärkten die Unzufriedenheit ihrer Soldaten; die Obersten selbst, durch enge Bande persönlicher Angehörigkeit ihren Regimentern näher verknüpft, nahmen sich derselben eifrigst an, und kamen nach gepflogener Berathung überein, zwei aus ihrer Mitte an den schwedischen

Staatsrath Grubbe nach Hamburg zu senden, wo derselbe durch sein amtliches Ansehn schleunige Geldhülfe bewirken sollte. Die Obersten Derfflinger und Mortaigne wurden mit diesem Auftrage abgesandt, und ihre dringende Vorstellung, daß dieses ganze Heer sonst auseinandergehe und für Schweden unwiederbringlich verloren sei, vermochte den schwedischen Bevollmächtigten Salvius, an welchen Grubbe mit jenen vereint sich wandte, auf eigne Gefahr 60,000. Thaler unverzüglich ihnen anzuweisen. Vollständigere Abhülfe, hieß es, könne ihren Beschwerden erst nach dem Eintreffen Torstensons, des neuen Feldmarschalls, gewährt werden. Doch da sich dessen Ankunft stets verzögerte, so wurde das Heer, dessen Stillung kaum auf Augenblicke bewirkt worden, bei schnell wieder gestiegener Noth nur um so heftiger laut. Schon früher hatten die Offiziere wegen allerlei Beschwerden und Forderungen zwei Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Schweden gesandt, um sich unter dem neuen Oberfeldherrn mancherlei Vortheile und überhaupt ein freieres Dienstverhältniß auszubedingen; ihr langes Ausbleiben verursachte heftigen Argwohn, die Offiziere machten mit den Soldaten jetzt unverhohlen gemeine Sache, und die steigende Gährung drohte in die gefährlichsten Bewegungen

auszubrechen. Schon näherten sich einerseits die Kaiserlichen Truppen, um von den Umständen, in denen sich das schwedische Heer befand, Vortheil zu ziehen, und andrerseits versuchten dänische Befehlshaber, das schwedische Kriegsvolk zu ihren Fahnen zu verlocken. Salvius wurde von den Abgeordneten abermals dringend angegangen, zur Beschwichtigung des Aufruhrs sofort 400,000. Thaler zur Stelle zu schaffen, ferner zur Beruhigung der Gemüther feierlich zu erklären, zu welchem Ziele eigentlich die Krone Schweden den Krieg fortzusetzen gesonnen sei, und welche Behandlung sie den Deutschen im Frieden festzusetzen meine? Die deutschen Krieger im schwedischen Heere sahen sich gewissermaßen als freie Bundesgenossen von Schweden an, und glaubten dieser Krone nur verpflichtet zu sein, insofern die Sache des protestantischen Deutschlands von ihr vertreten werde, nicht aber wo sie bloß den eignen Vortheil verfolge; die Freiheit von Deutschland, das Wohl des Vaterlandes, wurden in diesen Schaaren bei solcher Gelegenheit wenigstens oft genannt; allein auch der Vorwand huldiget der Sache, und manche ächte Gesinnung mochte mit jenem hier die gleiche Bahn betreten. Der schwedische Bevollmächtigte erwiederte den Abgeordneten, wie ihm unmöglich

sei,

sei, eine so große Summe, wie die verlangte, herbeizuschaffen, er beschwor sie, nur eine Weile noch Geduld zu haben, da die Hülfe schon ganz nahe sei, und stellte ihnen vor, daß grade ihr Abfall die Freiheit von Deutschland am meisten in Gefahr setze, und daß ihre eigne Zufriedenstellung ohne Schweden nicht zu hoffen sei. Während dieser Verhandlungen kam endlich im Oktober Torstenson aus Stockholm in Stralsund an, wo ihn bereits die Obersten Derfflinger und Mortaigne als Abgeordnete des Heeres erwarteten, um ihn zu bewillkommen und von der Lage der Sachen zu unterrichten. Sie stellten ihm die Beschwerden und die Forderungen der Truppen nachdrücklich vor, und kehrten mit den besten Versprechungen zurück. Der Feldmarschall begab sich alsbald selbst zu dem Heere, das er bei Winsen an der Aller fand, übernahm den Oberbefehl, und stillte die Unzufriedenheit so gut er konnte durch beträchtliche Geldzahlungen, welche, obgleich noch immer nicht ausreichend, doch schon so sehr die aus Schweden mitgebrachten Hülfsmittel überstiegen, daß Salvius schleunigst noch 180,000. Thaler, die er in Hamburg für eigne Rechnung bei den Kaufleuten aufnahm, herbeizuschaffen hatte.

Derfflinger wußte in diesen mißlichen Aufträgen und Verhandlungen sich so klug und geschickt zu benehmen, daß er mit Erfolg die Sache seiner Kriegsgefährten vertrat, und zugleich das Vertrauen des neuen Feldherrn gewann. Er trug wesentlich zur Abwendung der Zwietracht bei, welche durch die allgemeine Stimmung noch stets genährt wurde. Der Anfang des großen Friedensgeschäfts in Westphalen hatte die Hoffnungen, der träge Fortgang desselben die Ungeduld der Deutschen von allen Partheien lebhaft aufgeregt. Selbst unter den Truppen war das Verlangen nach endlichem Ausruhen von so langwierigen Kriegesmühen allgemein, und hatte sich überdies mit der Vorstellung großer Belohnungen verschwistert, deren oftmalige Verheißung sich nun erfüllen sollte. Im schwedischen Heere erwachte dabei unter den Deutschen immer stärker der Gedanke des Vaterlandes; der Zusammenhang der schwedischen und der deutschprotestantischen Zwecke löste sich mehr und mehr, und wo nur die ersteren allein zu walten schienen, wurden sogleich die Gemüther abwendig; es entstanden Hinneigungen zu den Kaiserlichen, geheime Einverständnisse, offenbare Uebertritte. Jedoch in Ermangelung einer Stelle, wo inmitten jener allgemeinen Zerrüttung die Sache Deutsch-

lands allein und unvermischt erschienen wäre, mußte die schwedische Seite noch durch die bloße Lage der Dinge, wenn auch nicht mehr in der Absicht der Leitenden, ein großes Uebergewicht in den Augen derer behalten, welche das Vaterland nicht ohne kirchliche Freiheit denken konnten. In diesem Sinne mochte auch Derfflinger, bei mancher Unzufriedenheit, dem schwedischen Verhältnisse im Ganzen mit Eifer anhänglich bleiben.

Im März des Jahres 1642. brach Torstenson mit dem wieder beruhigten und durch neuen Zulauf verstärkten Heere aus Niedersachsen nach Schlesien auf, wo er über die Kaiserlichen große Vortheile erfocht, und nach dem Siege von Schweidnitz in Mähren eindrang, Olmütz wegnahm, und Streifpartheien bis in die Gegend von Wien vorschob. Derfflinger war auf diesem Zuge an der Spitze seines Reiterregiments, und hatte Theil an den meisten der früheren Gefechte; schon im Juli aber bekam er Aufträge, die ihn für eine Zeit vom Heer entfernten. Der Fürst von Siebenbürgen, Georg Ragoczy, hatte dem schwedischen Feldherrn durch geheime Botschaft auf's neue seine eifrige Mitwirkung gegen den Kaiser angetragen; er wollte unter vorgeschlagenen Bedingungen noch im Herbste ein Heer in Ungarn

zusammenziehen und gegen Wien vorrücken. Von den Schweden verlangte er zu diesem Zwecke Hülfsgelder und die Zusage anderer Vortheile, worauf sie nicht eingehn mochten, bevor nicht von der eigenen Lage Ragoczy's und insbesondere von seinem Einverständnisse mit den Türken genauere Kundschaft erlangt wäre. Torstenson beschloß demnach eine geheime Sendung an Ragoczy, und sein Vertrauen ersah die Obersten Derfflinger und Plettenberg zu diesem Geschäft, das nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr zu vollbringen schien. Sie sollten Ragoczy'n auf alle Weise zum Kriege antreiben, und nach Umständen in Siebenbürgen selber Mannschaft werben, um in die Staaten des Kaisers einzufallen. Ihre Reise ging durch Polen, wo sie unter falschen Namen, als abgedankte Offiziere, die neue Anstellung suchten, unentdeckt durchkamen, so daß sie im September bei Ragoczy glücklich anlangten. Sie fanden dessen Forderungen zwar übertrieben und seine Versprechungen unzuverlässig, allein ihn selbst voll Eifers und nicht ohne Mittel. Die Unterhandlungen wurden schnell so weit gefördert, als bei der fernverflochtenen Angelegenheit, die zugleich in Stockholm, in Konstantinopel und in Paris ihre Anknüpfung hatte, fürerst möglich war.

Die beiden Abgesandten hinterließen dem Fürsten die dringendste Mahnung, nur schleunig zur That zu schreiten, und rasch den Krieg zu eröffnen, und kamen auf den nämlichen Umwegen, die sie zur Hinreise genommen, im Januar 1643. nach sechsmonatlicher Abwesenheit wohlbehalten bei Torstenson wieder an. Derfflinger wurde von diesem sogleich weiter nach Stockholm abgefertigt, um der Königin Christina von seiner Sendung persönlichen Bericht zu geben, und das von Ragoczy unter annehmlicheren Bedingungen vorgeschlagene Bündniß zum völligen Schluß zu bringen. Er fand bei der Königin eine sehr gnädige Aufnahme, wurde wegen seines Verhaltens in Kriegs- und Friedensgeschäften schmeichelhaft belobt, und noch während seiner Anwesenheit in Stockholm als ältester Oberst der Reiterei zum Generalmajor befördert. In der Zwischenzeit während dieser siebenbürgischen Gesandtschaft hatte Derfflingers Regiment in der Schlacht bei Leipzig am 23. Oktober 1642. tapfer mitgefochten, und gleich anfangs den Sieg des rechten Flügels entscheiden helfen.

Bei seiner Rückkunft nach Deutschland empfing Derfflingern wieder die gewohnte Kriegsthätigkeit. Während der langsamen und oft völlig stockenden Friedensunterhandlungen zu Münster

und Osnabrück dauerten die Feindseligkeiten mit aller Heftigkeit fort. Torstenson durchzog mit seinen Heerschaaren, fast immer siegreich, alles Land von der Eider bis an die Donau bei Wien. Ihn löste zu Ende des Jahres 1645. der Feldzeugmeister Karl Gustav von Wrangel im Oberbefehl ab, und führte, nicht minder siegreich als sein Vorgänger, die schwedischen Waffen auf seinen kühnen Zügen, in häufigem Wechsel der Länder, bis an die Gränze der Schweiz. Nachdem ihn die Laune des Krieges nachmals an die Weser zurückgebracht, drang er von hier neuerdings an den Main, in die Oberpfalz und nach Schwaben vor, bis endlich im Jahre 1648. die Einnahme von Prag durch die Schweden unter dem General von Königsmark, als letztes Waffenereigniß, die lange Folge von Kriegsstürmen und Drangsalen, welche Deutschland seither erduldet, an demselben Orte beschloß, wo sie vor dreißig Jahren angehoben. Nach bestimmter Versicherung der Schriftsteller hat Derfflinger allen wichtigen Kriegsthaten der Schweden während dieser entscheidenden Feldzüge mit thätigem Antheil beigewohnt; sein Name jedoch, als eines Generals nun schon bedeutender, wird im Einzelnen nicht genannt, und es ist zweifelhaft, ob jene Versicherung in solch ausgedehntem

Sinne gelten dürfe. Wenigstens im Jahre 1646. befand sich Derfflinger eine Zeitlang dem Kriegsschauplatz entzogen in der Mark Brandenburg, wohin sein Kriegsgefährte, der Oberstlieutenant Joachim von Schaplow, der des schwedischen Dienstes überdrüssig denselben mit dem brandenburgischen vertauschte, ihn mitbrachte, und wo er noch im genannten Jahre mit dem Fräulein Margaretha von Schaplow, der begüterten Erbtochter dieses alten märkischen Geschlechts, sich verheirathete; diese Verbindung gab ihm neue Verhältnisse und Aussichten, durch welche der Gedanke, hier seine Heimath zu gründen, früh zum Entschlusse werden mußte. Mit dem Frieden war ohnehin die Entlassung des größten Theiles der schwedischen Kriegsvölker zu gewärtigen, da weder die Krone so viele Truppen erhalten, noch die Deutschen länger dienen mochten. Eine Bedingung des Friedensschlusses, die langwierig verhandelt worden war, setzte zur Abdankung der schwedischen Krieger eine Summe von fünf Millionen Thaler fest; ein dreimonatlicher Sold wurde den Geringern zu Theil, die Anführer, meist im Falle beträchtliche Rückstände und Auslagen in Rechnung zu bringen, empfingen nach Verschiedenheit der Umstände ansehnliche Geldsummen. Ohne Zweifel brachte

Derfflinger in seinem Antheil an diesen Bewilligungen, und vielleicht in dem reichen Ertrage schon früheren Kriegsgewinnes, auch seinerseits die Grundlage eines bedeutenden Wohlstandes den neuen Verhältnissen zu, die sich ihm so gunstvoll eröffnet hatten, und um derentwillen er die schwedischen Dienste im Jahre 1648. getrost verlassen mochte.

Durch den westphälischen Frieden erhob sich in Deutschland eine durchaus neue Ordnung der Dinge, welche durch anderthalb Jahrhunderte im Wesentlichen die Grundlage der deutschen Staatsverhältnisse blieb. Die bedeutendste Gestalt, welche sich aus den Zerrüttungen des dreißigjährigen Krieges alsbald in junger Kraft neu erhob, war der Staat von Brandenburg und Preußen. Dem Kurfürsten Georg Wilhelm war bereits im Jahre 1640. sein zwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm auf dem Throne gefolgt, ein Fürst, dem die Nachwelt mit Recht den Namen des Großen beigelegt. Sein eben so kluges als entschlossenes Benehmen, gestützt auf die wirkliche Macht, die er aufzustellen wußte, und auf das Ansehn seines muthvollen Geistes, hatte in den Friedensverhandlungen einen beträchtlichen Länderzuwachs erlangt. Den also vergrößerten Staat suchte er durch gute Verwal-

tung und durch zweckmäßige Anordnungen aller Art zu einer höheren Stufe innerer Stärke zu erheben. Er beförderte den Wiederanbau des verwilderten Landes, richtete Städte und Dörfer neu aus ihren Trümmern auf, vergrößerte seine Hauptstadt, belebte Kunstfleiß und Gewerbe. Insonderheit nahm er sich des Kriegswesens an, und brachte seine vermehrten Streitkräfte in wohlgerüstete Verfassung; in dem General von Sparr hatten sie einen versuchten Anführer. Durch sorgsamen Haushalt, welchen sein Minister Konrad von Burgsdorf, mit Erfolg leitete, sah er sich im Stande, den vermehrten Aufwand aus seinen Staatseinkünften zu bestreiten. Neben den großen Eigenschaften des Helden und Landesvaters dürfen in dem Kurfürsten, der als der eigentliche Stifter des preußischen Staates zu betrachten ist, leicht einige Flecken übersehn werden, von welchen sein starkwilliger Karakter in der rohen Gewaltsamkeit jener Zeiten und in den harten Aufgaben seiner Lage nicht verschont blieb. Von einem Fürsten solcher Art mußte Derfflinger sich mächtig angezogen fühlen; durch überkommenes Besitzthum und Wahl der Niederlassung war er dem Lande schon angehörig; seit er die schwedischen Dienste verlassen, war die Mark sein bleibender Aufent-

halt geworden, und abwechselnd lebte er theils in der Hauptstadt und theils auf den Gütern, die durch Heirath die seinigen geworden. Bald aber sollten ihn noch andre Verhältnisse hier vollständig einbürgern, und ihn auch als Krieger und Feldherrn dem neuen Vaterlande unauflöslich aneignen.

Die Königin Christina hatte der schwedischen Krone am 16. Juli 1654. durch freiwillige Abdankung entsagt, und kaum der schon früher zum Reichsnachfolger erwählte Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken, Christinens Vetter, den Thron bestiegen, als auch schon kriegerische Aussichten den Norden in Bewegung setzten. Der König von Polen, Johann Kasimir Wasa, erklärte jene Thronfolge für ungültig, und sprach die schwedische Krone für sich selbst an. Karl Gustav aber eilte seinen Gegner mit Krieg zu überziehen, und durchstürmte im Sommer des Jahres 1655. mit raschem Fortschritte einen großen Theil von Polen. Der Kurfürst, aufmerksam auf jede Bewegung, welche das Wohl und die Macht seines Staates nah oder fern betreffen konnte, hatte frühzeitig alle Mittel aufgeboten, um durch politische Verknüpfungen den Bruch zu verhindern, der seine eignen Länder mit so vielfacher Gefahr be-

drohte; an dem Kaiserlichen Hofe, bei den Königen von Schweden und Polen, in Frankreich, in Holland und England suchte seine thätige Staatsklugheit dahin zu wirken, daß die streitigen Ansprüche durch diplomatische Vermittlung ausgeglichen, oder durch Machtansehn in Schranken gehalten würden. Da der Fortgang der Dinge jedoch den Erfolg dieser Bemühungen bald zweifelhaft erscheinen ließ, so betrieb der Kurfürst zugleich mit verdoppeltem Eifer alle Rüstungen zum Kriege, um von keiner Wendung der Ereignisse unvorbereitet überrascht zu werden. Einen geprüften Kriegsmann, wie Derfflinger, dessen Verdienst seinem Scharfblicke nicht hatte entgehen können, fand er unter solchen Umständen nicht vergebens in seiner Nähe; er ernannte ihn zum Generalmajor von der Reiterei und übertrug ihm sogleich die wichtigste Wirksamkeit bei seinen kriegerischen Anstalten. Derfflingers kundige Thätigkeit entsprach dem neuen Berufe mit raschem Erfolg; seine alte Bekanntschaft unter dem Kriegsvolk, das ehmals bei den Schweden gedient, verschaffte dem Kurfürsten viele tüchtige Offiziere, sein Name wie seine Maßregeln förderten die Werbungen, die zur schleunigen Vermehrung der Truppen angeordnet und insgesammt seiner Leitung vertraut waren.

Der schon früher gelegte Kern einer Kriegsmacht erwuchs jetzt in kürzester Zeit zu einem stattlichen Heere, dessen Stärke, Ordnung und Ausrüstung alle Welt in Erstaunen setzte. Im April 1655. hatte der Kurfürst 26,800. Mann unter Waffen, sowohl Reiter als Fußvolk, über welche der Feldzeugmeister von Sparr den Oberbefehl führte. Das schwere Geschütz bestand aus mehr als 30. Stücken, worunter einige Haubitzen, und ein Theil war schon im voraus, bei noch unversperrten sichern Wegen, nach Preußen abgeführt worden.

Im September des genannten Jahres zog der Kurfürst an der Spitze von 8000. Mann, größtentheils Reiter, von Berlin nach Preußen, um seine Länder gegen die gewaltsamen Durchzüge und Einbrüche der Schweden zu beschützen, deren steigender Uebermuth bisher alle Verhandlungen getäuscht und die schlimmsten Besorgnisse für die Zukunft erweckt hatte. Unter vielen Mühsalen behauptete der Kurfürst hier sein von allen Seiten gefährdetes Ansehn, denn nicht nur die Schweden, sondern auch die Polen, und selbst die Preußen, deren gemischtes Unterthanenverhältniß sich ungern dem Einen Oberherrn bequemte, machten seine Lage höchst schwierig. Als aber jede Ver-

mittlung zum Frieden fehlschlug, von dem Kaiser Ferdinand III. weder Hülfe noch Entschluß zu hoffen blieb, die Polen selbst feindselige Streifzüge in das brandenburgische Gebiet ausführten, und zwischen ihnen und den Schweden länger unentschieden zu stehn unmöglich wurde, glaubte der Kurfürst dem Drange der Umstände nachgeben zu müssen, und schloß im Juni des Jahres 1656. mit Schweden ein Bündniß, zufolge dessen die brandenburgischen Truppen am Einflusse des Bug in die Weichsel sich mit den schwedischen vereinten, und das gesammte Heer sogleich gegen Warschau vorrückte. Hier lieferten Karl Gustav und Friedrich Wilhelm mit 16,000. Schweden und Brandenburgern gegen 40,000. Polen am 18. 19. und 20. Juli die berühmte dreitägige Schlacht, welche mit der völligen Niederlage Johann Kasimirs endete und die Uebergabe von Warschau zur Folge hatte. Der Heldenmuth des Kurfürsten, die Kriegskunde seiner Generale und die Tapferkeit seiner Truppen leuchteten glänzend an diesen Tagen hervor, sie hatten den größten Antheil an dem hartbestrittenen Siege. Auf beiden Seiten des Kampfes war die Hauptstärke in dieser Schlacht Reiterei, die Waffe Derfflingers, der den Ruhm seiner alten Kriegsthaten hier durch neue be-

währte, und jetzt an der Seite der Schweden wie einst in ihren Reihen focht. Sein Antheil an der Schlacht wurde noch durch besondere Hervorthuung ausgezeichnet. Er überfiel das feste Kloster Prement, das durch umgebende Sümpfe gegen solchen Angriff völlig gesichert schien, mit seinen Reitern so unerwartet und rasch, daß die polnische Besatzung von 300. Mann, ohne Wahl zwischen Flucht und Gegenwehr, im ersten Augenblicke zusammengehauen war. Auf gleiche Weise nahm er später an der Gränze von Schlesien das Städtchen Pomst ein, wo 600. Polen ums Leben kamen. Der Kurfürst entsandte ihn sodann gegen den polnischen General Czarnecki, der durch wilde Streifzüge die Neumark und Pommern verheerte, und kaum erschien Derfflinger mit weniger Mannschaft im Felde, als auch schon die zahlreichen Räuberschwärme vor seiner Ueberlegenheit verschwanden. Der Kurfürst ernannte ihn nach der Schlacht von Warschau zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste zum Generallieutenant, und im folgenden Jahre zum wirklichen Geheimen Kriegsrath.

Friedrich Wilhelm wußte die Erfolge seiner Waffen für seine Staatszwecke wohl zu nutzen. Den Hohn vergessend, mit welchem der König

von Polen seine Friedensvermittlung abgewiesen, vermied er, den Untergang desselben nach der Schlacht bei Warschau durch rasche Verfolgung zu vollenden. Er erneuerte vielmehr sogleich wieder seine Friedensbemühung, und wandte die Truppen rückwärts, um die eignen, gegen Freund und Feind entblößten Staaten durch seine sichernde Nähe kraftvoller zu beschützen. Die Wichtigkeit des Beistandes, welchen die Schweden in diesem Feldzuge durch die Brandenburger empfangen, und das dringende Bedürfniß, solcher Hülfe in den kommenden Ereignissen ferner theilhaft zu bleiben, machten den König Karl Gustav geneigt, die bisher wenig beachteten Forderungen Friedrich Wilhelms näher zu berücksichtigen. Schon früher hatte er dem Kurfürsten den Besitz beträchtlicher Landestheile von Polen und den Titel eines Königs von Großpolen lockend vorgespiegelt; allein Friedrich Wilhelm, durch den Glanz der unsichern Würde nicht geblendet, suchte zuverlässigeren Gewinn, und bestand auf Anerkennung seiner unabhängigen Oberherrlichkeit im Herzogthume Preußen, die denn auch wirklich am 10. November 1656. durch den Vertrag von Labiau, in welchem Karl Gustav auf alle bisherigen Rechte und Ansprüche von Seiten Schwedens verzichtete, förm-

lich ausgesprochen wurde. Gemeinsam führten die beiden Fürsten nunmehr den Krieg in Polen fort; jedoch ohne bedeutenden Erfolg, und von Seiten des Kurfürsten blieb stets die Neigung zum Frieden sichtbar. Allein Karl Gustav hatte Eroberungsplane, die er nicht sobald aufzugeben dachte, und die Besorgnisse, welche sein Ehrgeiz weckte, riefen ihm neue Gegner ins Feld. Vergebens bemühte sich der Kurfürst, die größere Verbreitung des Krieges abzuwenden, Friedrich III. König von Dänemark, Leopold König von Ungarn, der sodann deutscher Kaiser wurde, und Alexei Czar von Rußland, griffen gegen Schweden zu den Waffen. Karl Gustav nahm schnell seinen Entschluß, und wandte mit Ungestüm seine ganze Macht zunächst gegen Dänemark. Hiedurch aber gab er Polen und Preußen völlig preis, und überließ dem Kurfürsten, sich wie irgend möglich aus der Verwickelung zu ziehen. Dieser, unfähig mit eigner Kraft allein so großem Andrange zu widerstehn, auch gar nicht gesonnen, die Waffen gegen den Kaiser zu führen, schloß unter Zustimmung seines Verbündeten am 19. September 1657. durch den Vertrag von Welau mit Polen einen vorläufigen Frieden, in dessen Folge ihm auch von dieser Seite die völlige Oberherrlichkeit in Preußen zuge-

zugestanden und anerkannt wurde. Allein der Kurfürst sah die Gefahr zwischen den kriegführenden Mächten vereinzelt dazustehn, und fühlte die Nothwendigkeit, als Verbündeter auf der einen oder der andern Seite mitzuwirken. Dem Zuge der Begebenheiten folgend schloß er demnach ein neues Bündniß mit dem Könige von Polen, dem deutschen Kaiser und dem Könige von Dänemark, nicht ohne Hoffnung, daß schon das Auftreten eines solchen Machtvereins den König von Schweden ohne Schwertstreich zu gemäßigten Friedensbedingungen bewegen würde.

Indeß war Karl Gustav bereits in Dänemark eingebrochen, ging über das Eis nach den Inseln Fühnen und Seeland, und zwang die Dänen im Februar 1658. zu dem Frieden von Rothschild. Nach wenigen Monaten aber, als Dänemark den Frieden nicht rasch genug zu erfüllen schien, führte er schnell seine Truppen zum zweitenmal nach Seeland, und griff unvermuthet Kopenhagen an. Seine Eroberungsabsichten schienen für alle Nachbarstaaten, auch insbesondre für Brandenburg gefährlich. Der Kaiser, der König von Polen und der Kurfürst Friedrich Wilhelm eilten daher dem Könige von Dänemark mit vereinigter Heeresmacht zu Hülfe, die Holländer mit einer Flotte, durch

deren Beistand er sich in seiner Hauptstadt tapfer vertheidigte. Der Kurfürst erhielt den Oberbefehl über die verbündeten Truppen, und ging mit beträchtlicher Reiterei, worunter 3000. Kaiserliche Küraſſiere, durch Mecklenburg voraus, indem das Heer, über 24,000. Mann stark, langsam nachfolgte. In seiner Begleitung werden die Generale von Sparr, Derfflinger, Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, von Golz, von Quast und von Pfuhl namentlich angeführt. Er vertrieb die Schweden aus Holstein, legte Besatzungen nach Gottorp und Tönningen, ging dann vollends über die Eider, und nahm Winterquartiere in Jütland. Im folgenden Jahre 1659. waren die verbündeten Waffen gleichfalls im Vortheil, doch mißlang ein Versuch gegen die Insel Fühnen, und nur die kleine Insel Fennöe wurde genommen. Während in Dänemark die Hauptmacht der Kriegführenden beschäftigt war, wurde auch in Preußen gefochten, und ein neuer Schauplatz eröffnete sich dem Kampfe in Pommern, wohin der Kaiser, gegen den Wunsch des Kurfürsten, der ungern den Krieg an seine verletzbarste Gränze ziehen sah, noch ein besonderes Heer von 14,000. Mann unter den Generalen Graf des Souches und Graf Richard von Starhemberg aus Schlesien vorrücken ließ,

an welche sich unter dem General Grafen von Dohna 2000. Mann brandenburgischer Fußvölker anschlossen. Greiffenhagen und Damm, Kamin und Wollin wurden den Schweden entrissen, und darauf die Belagerung von Stettin unternommen. Was der Kurfürst gefürchtet hatte, geschah; der König von Schweden sandte eine beträchtliche Truppenmacht unter Karl Gustav von Wrangel von Fühnen nach Stralsund, um dem neuen Angriffe zu begegnen. Nun mußte auch Friedrich Wilhelm mit einem Theile seiner Truppen eiligst aus Jütland aufbrechen, um seine Länder nicht unvertheidigt zu lassen, und so wandte sich die Stärke des Kriegs immer mehr und mehr nach Pommern. Der Kurfürst eroberte auf seinem Zuge die Schanze von Warnemünde bei Rostock, erzwang den Paß und das Schloß bei Tribbesees, drang hierauf in Pommern ein, schlug die Schweden in einem heftigen Scharmützel bei Stralsund, und sah sich bald im Besitze von Damgarten, Loitz und Demmin. Ein Unternehmen gegen Greifswalde scheiterte jedoch, und Wrangel nahm durch Ueberfall die Insel Ilsedom, von wo er die Oder hinauf 1000. Mann Fußvolk und 600. Reiter nach Stettin sandte, durch welche Verstärkung der tapfre Befehlshaber Paul Würz in Stand gesetzt

wurde, die Kaiserlichen zur Aufhebung der sechs-wöchentlichen Belagerung zu zwingen. Während hier Gewinn und Nachtheil der Streitenden sich ziemlich die Wage hielten, erfolgte auf einer andern Seite unvermuthet ein entscheidendes Ereigniß. Die Verbündeten hatten ihre Landung auf Fühnen bei wiederholtem Versuche glücklich bewerkstelligt, und erfochten am 14. November in der Schlacht von Nyborg über die Schweden einen vollständigen Sieg, an welchem die brandenburgischen Regimenter unter dem General von Quast, welcher den rechten Flügel der Schlachtordnung befehligte, den wirksamsten Antheil hatten. Man bezog hierauf die Winterquartiere, und sah mit dem Frühjahr neuen Ereignissen entgegen, als durch den unvermutheten Tod Karl Gustavs am 12. Februar 1660. die unter französischer Vermittlung schon begonnenen Friedensverhandlungen neue Aussicht gewannen, und am 1. Mai zu Oliva zwischen Polen und Schweden durch einen Vertrag, worin auch Friedrich Wilhelms Oberherrlichkeit in Preußen von beiden Theilen neu bestätigt wurde, glücklich zum Schlusse kamen. Aus dem Kampfe, welchen der Kurfürst in solch schwierigen Verwickelungen so geistesmuthig als heldenkräftig zu bestehen gewußt, ging der eigent-

liche Kern der künftigen freien Größe des preußischen Staates hervor. Bisher war Friedrich Wilhelm, gleich seinen Vorfahren, mit seinen Staaten nur belehnt, in Deutschland von Kaiser und Reich, in Preußen von Polen oder Schweden. Der Fürst aber, der in einem Theile seiner Staaten nun selbstherrlich geworden, mußte die Wirkung dieses neuen Verhältnisses bald auch in dem Ganzen wiederfinden, und je weniger das deutsche Reich in seiner mangelhaften Verfassung dem Zweck eines ächten Bundeskörpers genügte, desto stärker mußte die Kraft der einzelnen Glieder sich ablösen und in Selbstgestaltung entwickeln.

Die ganze Folge dieser thatenreichen Begebenheiten erhob den Ruhm und das Ansehn des brandenburgischen Heeres, ohne aus dessen Reihen die Namen einzelner Anführer neben dem Feldherrnglanze des Kurfürsten selbst besonders emporhalten zu können. Wir finden auch Derfflinger nur eben genannt; einem abgesonderten Truppentheile hat er in diesen Feldzügen schwerlich vorgestanden; ihm war in der unmittelbaren Nähe um den Kurfürsten und in dessen persönlichem Vertrauen ein andrer Antheil an den Ereignissen beschieden, dessen Werth und Verdienst in die Wirksamkeit höherer Leitung unpersönlich übergeht, sich mit derselben

unzertrennlich verflößt, und nur von dem eingeweihten Kenner vollkommen gewürdigt werden mag. Als dieser würdigende Kenner muß hier vor Allen der Kurfürst erscheinen, der inmitten des Kriegslaufes im Jahre 1658. Derfflingern zum Feldzeugmeister beförderte, und dieser Umstand ist zwar der einzige, aber auch ein entscheidender, in welchem der Ruhm unseres Helden während dieser Feldzüge namentlich hervorleuchtet.

Nach dem Frieden von Oliva genoß Brandenburg zwölf Jahre fast ungestörter Ruhe. Der Kurfürst wurde durch weise Sorgfalt und kluge Thätigkeit im Frieden wiederum der väterliche Pfleger seines Landes, wie er im Kriege dessen Vertheidiger gewesen. Alles gedieh und blühte in dieser glücklichen Zeit seiner Regierung. Das Kriegswesen wurde dabei nicht außer Acht gelassen, er behielt eine gute Anzahl von Truppen in wohlgerüstetem Stande unter Waffen; auch die wirkliche Uebung des Krieges fehlte in dieser Zeit nicht ganz; denn einige tausend Brandenburger zogen dem Kaiser Leopold und dem Könige Michael von Polen gegen die Türken als Hülfsvölker zu. Derfflingers Thätigkeit fand in den vielfachen Anordnungen, deren ein gerüsteter Zustand unaufhörlich bedarf, ein weites Feld; er hielt eine an-

sehnliche Kriegskanzlei zur Betreibung der gewöhnlichen Geschäfte; das Vertrauen, dessen ihn der Kurfürst unausgesetzt würdigte, gab seiner Stimme in allen außerordentlichen Angelegenheiten ein bedeutendes Gewicht. Neben den Staats- und Amtsarbeiten hatte Derfflinger auch in seinen häuslichen Verhältnissen während dieser Zeit vielfache Anregung. Seine Gattin starb, und hinterließ ihm eine Tochter und den Besitz ansehnlicher Rittergüter. Er verheirathete sich im Jahre 1662. zum zweitenmale, mit einem Fräulein von Beeren, aus einem gleichfalls altadelichen, aber wenig bemittelten märkischen Geschlecht; Neigung und Wohlgefallen waren hier ausschließlicher, als bei der ersten Vermählung vielleicht scheinen konnte, die Bestimmungsgründe seiner Wahl. In dieser, wie in der früheren Ehe, genoß er ein ungestörtes Familienglück. Der Verwaltung, Benutzung und Verschönerung seiner Güter widmete er die thätigste Fürsorge; er unternahm auf denselben weitläuftige Anlagen und große Bauten. Im Jahre 1666. feierte er auf Gusow, seinem aus der Familie von Schaplow ererbten Hauptgute, den Antritt seines sechszigsten Lebensjahres, und erbaute daselbst, zum Gedächtniß einer so glücklich zurückgelegten Laufbahn, eine stattliche Kirche; in dieser

bestimmte er auch, des Todes gern eingedenk, seine künftige Grabstätte, von der ihn jedoch ein reiches und rüstiges Leben noch lange trennen sollte! Auf demselben Gute, seinem Lieblingsaufenthalte, legte er die schönsten Gärten an, welche bis in später Zeit die Bewunderung der Besuchenden waren. In dieser Neigung für Anpflanzungen und Gartenbau, worin der Kurfürst den Großen seines Hofes mit ermunterndem Beispiel voranging, zeigte Derfflinger so lebhaften Eifer, als einsichtsvollen Geschmack, und durfte sich dabei der Vortheile erfreuen, welche der Kurfürst durch Mittheilung von Sämereien und jungen Pflanzen, die er, zum Theil durch seine Gesandtschaften, aus Holland, Frankreich, England und Italien kommen ließ, seinen Umgebungen begünstigend zuwandte. Noch vor Ausgang der Friedensruhe, am 18. Februar 1670. erhielt Derfflinger, in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um das Heer, die höchste Würde in demselben, er wurde zum Feldmarschall ernannt, und blieb seitdem als der Nächste nach dem Kurfürsten dem gesammten Kriegswesen leitend vorgesetzt. Unter den brandenburgischen Regimentern gehörten drei, von dreierlei Waffengattung, Reiterei, Fußvolk und Dragoner, ihm als Inhaber namentlich an, eine Auszeichnung der Ehre und des Ver-

trauens, die in solcher Art sich selten wiederholt finden mag.

Ludwig XIV. war durch die kraftvolle Gegenwirkung der Holländer und Engländer, welche seinen Eroberungsabsichten auf die spanischen Niederlande ein Ziel setzte, zu dem Frieden von Aachen genöthigt worden. Er sann seitdem einzig auf Rache gegen die Holländer. Zu diesem Zwecke verband er sich mit Karl II. von England, der seinem Volke zuwider diese Verbindung einging, und suchte auch den Kurfürsten von Brandenburg durch lockende Anerbieten zur Theilnahme zu bewegen. Doch sein Gesandter, der Fürst von Fürstenberg, fand in Berlin mit seinen Vorschlägen kein Gehör. Friedrich Wilhelm durch Bande des Bluts und der Freundschaft mit dem Hause Oranien, durch Staatsrücksicht mit der holländischen Republik fest verknüpft, wagte dem gewaltigen Könige von Frankreich zu widerstehn. Ihn schreckte nicht, daß der Kurfürst von Köln und der kriegerische Fürstbischof von Münster, Bernhard von Galen, die sich mit ihm noch kurz vorher zum Schutze Hollands verbündet, plötzlich auf die Gegenseite traten, und Frankreichs Verbündete wurden. Schon hatte Ludwig XIV. im Mai des Jahres 1672. die Republik zu Wasser und zu Lande angegriffen,

mit seinen Truppen, in reißenden Fortschritten, einen großen Theil der holländischen Provinzen überschwemmt, und Amsterdam selbst in dringende Gefahr gebracht; schon mußte diese Stadt und mit ihr die ganze Republik verloren scheinen, als in dieser äußersten Noth der Kurfürst von Brandenburg großmüthig ihr Retter ward. Ganz Europa lag noch erschreckt in dumpfer Betäubung ob des raschen französischen Einbruchs, als Friedrich Wilhelm im Juni des genannten Jahres mit Holland ein Bündniß abschloß, und gegen Ludwig sogleich die Waffen ergriff. Diese That allein schon verdiente dem Kurfürsten den Namen des Großen; Entschluß wie Ausführung zeigten den Heldenfürsten; für das Recht und für die Freiheit trat er unverzagt an der Spitze von 20,000. Mann in den Kampf gegen Ludwigs ungeheure Macht. Seinem Beispiele folgten darauf der Kaiser Leopold, die Herzoge von Braunschweig und der Landgraf von Hessen-Kassel; ihre Truppen, darunter 10,000. Kaiserliche von dem berühmten Feldherrn Montecuculi befehligt, stießen bei Halberstadt mit den Brandenburgern zusammen, und das vereinigte Heer rückte durch Westphalen gegen den Niederrhein. Der Kurfürst selbst führte den Oberbefehl; Derfflinger als Feldmarschall stand in be-

währter Kriegsgenossenschaft ihm treu zur Seite. Auf die Nachricht von diesem Anzuge verließ der französische Feldherr Turenne sogleich Holland, und rückte mit 30,000. Mann dem Kurfürsten entgegen. Dieser wollte eine Schlacht liefern, allein Montecuculi hatte geheime Weisung von seinem Hofe, den Ausbruch der Feindseligkeiten noch zu verzögern, und mußte wider sein eignes Gefühl den Kurfürsten durch allerlei Ausflucht in seinem Vorhaben hindern. Die Heere zogen hierauf an den Mittelrhein, Turenne ging bei Andernach auf das linke Ufer zurück, und der Kurfürst machte alle Anstalt ihm dahin zu folgen, als Montecuculi sich offen widersetzte, und gradezu erklärte, die Kaiserlichen hätten Befehl, nicht weiter vorzugehn. Ohne bedeutendes Ereigniß endigte so der Feldzug, und die Brandenburger nahmen in Westphalen ihre Winterquartiere. Die Franzosen rückten aber unvermuthet aufs neue vor, Turenne kam bei Wesel wieder über den Rhein, und griff den Kurfürsten in seinen westphälischen Ländern an. Dieser war gleich wieder bereit, ihm eine Schlacht zu liefern, doch eben so vergeblich, wie vorher; die Kaiserlichen, erklärte der General Bournonville, der nach Montecuculi's Abgang den Befehl führte, würden an derselben keinen Theil

nehmen. Unter solch mißlichen Umständen, von dem Kaiserlichen Hofe gehemmt, von den Holländern nicht mit den versprochenen Hülfsgeldern unterstützt, und für sich allein nicht stark 'genug, Frankreichs ganze Macht im Felde zu bestehn, sah sich der Kurfürst genöthigt, am 6. Juni 1673. zu Vossem, einem Dorfe bei Löwen, seinen Frieden abzuschließen. Er versprach, keine Feindseligkeiten weiter zu begehn, so lange nicht das deutsche Reich angegriffen würde. Die brandenburgischen Truppen wurden hierauf noch in Westphalen sogleich auf den Friedensfuß gesezt, und auch Derfflingers Reiterregiment zu Lippstadt von 1000. Pferden auf 600. vermindert. Der Kurfürst war jedoch mit seines Feldmarschalls treuen und tapferen Diensten auch im Laufe dieses unerfreulichen Feldzuges so zufrieden, daß er vom Kaiser für ihn die Würde eines Reichsfreiherrn erbat, „in Erwägung, daß derselbe von Jugend auf Profession von einem Soldaten gemacht, und von der geringsten bis zu der höchsten Staffel der Ehren durch eigene Meriten und rühmliches Verhalten gestiegen.“ Das Kaiserliche Diplom, welches Derfflingern jene Würde verlieh, wurde am 10. März 1674. in Wien ausgefertigt.

Noch war kein Jahr seit dem Frieden von

Vossem abgelaufen, als Ludwig XIV. durch verheerenden Einfall in die Pfalz das deutsche Reich angriff, und den Kurfürsten, der mit dem Kaiser, mit Spanien und Holland noch immer verbündet war, dadurch nach Pflicht und Neigung aufs neue zur Ergreifung der Waffen zwang. Friedrich Wilhelm rief die abgedankten Truppen zu den Fahnen zurück, und mit größter Schnelligkeit stand er gerüstet. Ehe die Feindseligkeiten zum Ausbruche kamen, waren jedoch manche Verhältnisse mit den Bundesgenossen genauer zu verabreden, und hiezu große diplomatische Thätigkeit erforderlich. Derfflinger hatte bisher im Kriege und im Frieden so große und zuverlässige Brauchbarkeit entfaltet, daß ihm der Kurfürst ohne Bedenken jetzt eine wichtige Sendung anvertraute, die einer kraftvollen Persönlichkeit bedurfte. Der Kurfürst dachte nämlich 20,000. Mann ins Feld zu stellen, die Holländer aber, um geringere Hülfsgelder zahlen zu dürfen, wollten jene Zahl auf 14,000. Mann herabdingen; sie hatten auch von Dänemark und von Braunschweig Truppen in Sold zu nehmen, und zogen mehrfach zusammengesetzte der einen bedeutenden Hülfsmacht vor; der Kaiserliche Hof wünschte ebenfalls aus geheimer Eifersucht die brandenburgischen Truppen minder zahlreich. Um

diese Schwierigkeiten und Anstände wegen der Zahl und Eintheilung, sodann wegen der Befehlführung, Ausrüstung und Verpflegung der verbündeten Truppen schnell und entscheidend aus dem Wege zu räumen, ging Derfflinger im April als Gesandter des Kurfürsten an den Statthalter Prinzen Wilhelm von Oranien nach dem Haag. Er hatte Befehl, ganz geheim und ohne Mittelsperson lediglich mit dem Prinzen zu verhandeln, und die Sache zu schneller Entscheidung zu bringen; denn der Kurfürst wollte über sein Verhältniß nicht länger in Zweifel sein. Derfflinger stellte dem Prinzen vor, wie nöthig es sei, den gemeinsamen Feind mit allem Nachdruck zu bekämpfen, wie nachtheilig und ungerecht, den Kurfürsten auf eine geringere Truppenzahl zu beschränken, als er bereits im vorigen Kriege geführt, wie unmöglich aber, dieselben auf eigne Kosten zu unterhalten, da seine westphälischen Länder vom Feinde verwüstet, und seine Geldmittel durch einen Aufwand von anderthalb Millionen Thaler erschöpft worden, die er früher rücksichtslos geopfert, um nur sein Heer stets in schlagfertiger Bereitschaft zu erhalten. Aber der Prinz, im Begriff nach Brabant abzureisen, mochte sich auf die Sache nicht einlassen, sondern meinte

die Verhandlung an die Generalstaaten unter Zuziehung des Kaiserlichen und des spanischen Gesandten zu verweisen; die Holländer, durch den eben geschlossenen Frieden mit dem Kurfürsten von Köln und dem Fürstbischofe von Münster eines Theils ihrer Besorgnisse enthoben, glaubten in dem Vertrage mit Brandenburg weniger Eile nöthig. Derfflinger hatte kaum die in solchem Sinne gemachten Aeußerungen vernommen, als er dem Befehle des Kurfürsten gemäß sogleich alle Verhandlungen abbrach, und den Haag verließ. Durch dieses nachdrückliche Abbrechen kam bald nachher gleichwohl die Sache zu Stande. Der Kurfürst gab 16,000. Mann, worunter 5000. Reiter und 1000. Dragoner, er selbst hatte davon die eine Hälfte, Holland und Spanien gemeinschaftlich die andere zu unterhalten.

Im August 1674. zog der Kurfürst an der Spitze von beinahe 20,000. Mann, worunter auch die drei Regimenter von Derfflinger, über Magdeburg und das Eichsfeld durch den Thüringer Wald nach dem Main, ging bei Schweinfurt über, und stieß bei Heilbronn mit den Kaiserlichen und Reichstruppen zusammen, die unter Bournonville's Befehl sich längs des Oberrheins ausdehnten. Dem Kurfürsten war zufolge geschlos-

sener Uebereinkunft der Oberbefehl dieser gesammten Heeresmacht übertragen, sein Handeln aber von der Zustimmung eines Kriegsrathes abhängig, in welchem die Kaiserlichen Generale die Mehrheit ausmachten. Die Unternehmungen des Feldzuges sollten zunächst gegen Elsaß und Lothringen gerichtet sein. Allein Bournonville trat mit geheimen Absichten, wie früher Montecuculi, hemmend zwischen alle besten Anschläge. Durch sein Verschulden hatten die lüneburgischen Truppen wenige Tage vor des Kurfürsten Ankunft am Oberrhein ein blutiges Treffen bei Ensisheim verloren, ohne daß er sich zu ihrer Hülfe geregt hätte. Der alte General Caprara höhnte scherzend, Bournonville habe die Lüneburger etwas warm werden lassen, die Brandenburger kämen eben zu rechter Zeit an, um nun auch ihr Theil zu holen. Unter den Truppen herrschte Mißmuth, Zwietracht und Hader unter den Generalen. Der Kurfürst hoffte, diese Uebel würden in kriegerischer Thätigkeit leichter schwinden, und ging bei Straßburg über den Rhein. Bournonville betrug sich abscheulich; man mußte ihn mit dem Feinde im besten Vernehmen glauben. Die Brandenburger blieben vier Tage ohne Brot, während die Kaiserlichen, denen die Anstalten der Verpflegung oblagen, an allen

Lebens-

Lebensmitteln Ueberfluß hatten. Nachdem der Kurfürst durch eigne Anschaffungen der Noth abgeholfen, führte er, nicht ohne Gegenrede, am 8. Oktober das Heer, jetzt 50,000. Mann stark, über die Preusch gegen den Feind, und stellte dasselbe auf einer sanften Hervorragung des Bodens nicht weit von dem Lager Turenne's, der kaum 18,000. Mann hatte, in vortheilhafte Schlachtordnung. Weiter vorzugehn, oder gar anzugreifen, wollte Bournonville durchaus nicht gestatten. Derfflinger indeß sprengte mit einigen Reitern zu einem Hügel vor, der das tiefergelegene französische Lager näher überschauen ließ. Weil Bournonville von einem vorliegenden Graben und mehreren Steingruben als unübersteiglichen Hindernissen eines Vorrückens zum Angriff viel redete, ließ der Kurfürst durch seine Leute sogleich den Weg ebnen und über den Graben mehrere Brücken werfen. Da nach Aussage einiger eingebrachten Gefangenen der Feind die Nähe des verbündeten Heeres noch gar nicht wissen sollte, so gab der Kurfürst ihm durch drei Kanonenschüsse die Kunde seiner Anwesenheit und die Herausforderung zur Schlacht; allein es blieb alles still. Nur Bournonville gerieth in Aufwallung, und machte dem Kurfürsten Vorwürfe, auf solche Weise werde es

noch dahin kommen, daß man sich schlagen müsse. Nun kam Derfflinger zurück, und berichtete, die feindliche Stellung, obwohl sonst vortheilhaft genug, sei doch leicht angreifbar, wenn man die nächstliegenden Hügel besetze, und von dorther die französischen Lagerreihen mit schwerem Geschütz in die Seite fasse. Die Kaiserlichen Generale, deren keiner sich von der Stelle gerührt, wiesen den Vorschlag als unausführbar schnöde von der Hand, und meinten, man müsse wenigstens bis zum folgenden Tage warten, und sich unterdeß verschanzen. Derfflinger betheuerte, man verliere die schönste Gelegenheit, den Feind auf's Haupt zu schlagen, und stellte den Vortheil, welchen Uebermacht der Truppen und Oertlichkeit des Bodens den Verbündeten sicherten, lebhaft vor Augen, doch da er alles vergeblich bleiben sah, vermochte er sich nicht länger zu halten, und ging in höchstem Zorn aus dem Kriegsrathe weg. Am folgenden Tage wurde dem Kurfürsten durch den Oberstlieutenant von Sydow, der das Derfflingersche Reiterregiment befehligte, und mit 200. Reitern zur äußersten Linken stand, der Abzug der Franzosen gemeldet; Derfflinger eilte mit 400. Reitern die Lage der Dinge näher zu erkunden, und da er die Nachricht bestätigte, so raffte der Kurfürst

schleunigst alle Reiterei, die ihm für den Augenblick zu Gebote stand, nebst 2000. Mann Fußvolk auf, und verfolgte, er selbst und Derfflinger stets voran, den fliehenden Feind unausgesetzt bis Merlheim; vergebens aber sandte er wiederholt die dringendste Botschaft an Bournonville, daß dieser mit der Reiterei des gesammten Heeres ihm nachrückte, damit dem Feinde noch ein beträchtlicher, unter solchen Umständen unfehlbarer, Nachtheil zugefügt würde; der Kaiserliche Feldherr antwortete, der Abzug der Franzosen dürfte vielleicht nur eine List sein, um ein Gefecht herbeizuführen, das nachher zur allgemeinen Schlacht nöthigte, es würde besser sein, die Sache noch abzuwarten. Der Kurfürst erwiederte, sich mit dem Feinde zu schlagen sei der Zweck, um dessentwillen er sich hier befinde. Unterdessen war Turenne mit seiner geringen Macht und allem Geschütz und Gepäck den gefahrvollen Engwegen und der darin fast unvermeidlichen Niederlage schon ungekränkt entkommen. Das verbündete Heer bezog hierauf ein Lager am Gockelsberge, von wo aus der Kurfürst 3000. Mann gegen das feste Schloß Wasselsheim sandte, nach dessen Eroberung er die Werke schleifen ließ. Die Hindernisse, welche Bournonville jeder Unternehmung entgegensetzte, lähmten jedoch alle weitere

Thätigkeit; bei einem neuen Vorrücken gegen den Feind weigerte sich Bournonville zu folgen; sein Einverständniß mit dem feindlichen Feldherrn wurde durch gehäufte Thatsachen fast unzweifelhaft, und es blieb endlich nichts übrig, als in der schon vorgerückten Jahrszeit gute Winterquartiere zu nehmen. Die Brandenburger hatten die ihrigen in der Gegend von Kolmar, die Kaiserlichen in großer Ausdehnung von Ensisheim bis Belfort, Mümpelgard und Basel. Turenne, der sein Heer inzwischen wieder verstärkt hatte, benutzte die Sorglosigkeit der Kaiserlichen, ging unvermerkt an Belfort vorbei, und brach im December plötzlich gegen Mühlhausen mitten in die Quartiere der Verbündeten ein. Bournonville, vergebens von dem Kurfürsten gewarnt, flüchtete in aller Verwirrung, wobei er ein brandenburgisches Dragonerregiment durch Vergessen dem Feinde überließ, mit seinen Schaaren nach Kolmar, wo er sich an den Kurfürsten anschloß. Als aber Turenne folgte, und auch hier angreifen zu wollen schien, brach Bournonville nicht nur ohne Befehl plötzlich auf, sondern ließ auch die Brandenburger ohne Anzeige, und mit preisgegebener Flanke jedem Zufall, und wie es schien absichtlich dem Feinde zur sichern Beute ausgesetzt. Die Kriegskunst und

Entschlossenheit Friedrich Wilhelms retteten ihn nicht ohne Kampf aus dieser großen Gefahr; er führte seine Truppen bei Straßburg über den Rhein zurück, und nahm getrennt von Bournonville, dessen Gemeinschaft ihm ein Abscheu geworden, für seine Truppen die Winterquartiere in Franken. Besondere Umstände veranlaßten ihn, sich seinen Staaten wieder zu nähern.

Die spätere Zeit hat das seltsame Benehmen des Kaiserlichen Feldherrn hinreichend aufgeklärt. Eine Parthei am Hofe zu Wien, an deren Spitze der Fürst Wenzel von Lobkowitz stand, war für die Sache des Königs von Frankreich thätig, und wußte dem Kaiser Leopold Gründe der Staatsklugheit vorzuhalten, die ihn vermochten, mit Ludwig XIV. schon früh ein geheimes Abkommen zu treffen, kraft dessen die beiderseitigen Truppen gewisse Schranken nicht überschreiten sollten. Gleiche Klagen, wie der Kurfürst über Montecuculi und Bournonville am Rhein, führte in den Niederlanden gegen Souches der Prinz von Oranien. Allein diese ursprünglich nur im Vortheile des Kaiserlichen Hofes gepflogenen Einverständnisse arteten auf manchen Punkten leicht in engere Verbindungen aus, die selbst durch jenen geheimen Sinn nicht mehr zu beschönigen waren. Der fran-

zösische Gesandte Gremonville in Wien erfuhr gleich nach jeder Sitzung der Kaiserlichen Räthe den ganzen Inhalt ihrer Verhandlungen. Die Sache ging so weit, daß Montecuculi voll Bitterkeit schrieb, es würde besser sein, die Befehle, statt an ihn, lieber gleich nach Paris zu schicken. So hatte auch Bournonville in seinem Verständnisse mit Turenne alles Maß überschritten, und so offenbares Aergerniß gegeben, daß die Generale Caprara und Dünewald ihn gradezu der Verrätherei beschuldigten, und nicht weiter unter ihm dienen wollten. Ein solches Unwesen brachte freilich zuletzt den Sturz dessen zuwege, der es veranlaßt hatte; eine Gegenparthei siegte, und der Fürst von Lobkowitz wurde noch im Laufe jenes Feldzuges vom Hof entfernt und aller seiner Aemter entsetzt, doch hörte damit nicht sogleich jeder Nachtheil der früheren Richtung auf.

Allzu sehr hatte der Hof von Versailles den Werth empfinden müssen, welchen dem verbündeten Heere die Anwesenheit des Kurfürsten und die Mitwirkung seiner tapfern Truppen verlieh, wodurch die Frucht geheimer Uebereinkünfte, auf die bei der Kriegführung gerechnet war, sich völlig in Ungewißheit verlor. Die Minister Ludwigs XIV. bemühten sich daher eifrigst, den Brandenburgern

auf einer andern Seite genugsame Beschäftigung zu geben; die einflußreiche Verbindung, welche Frankreich mit Schweden unterhielt, gab dazu das Mittel an die Hand. Der französische Gesandte in Stockholm bot alles auf, um die Schweden zu einem feindlichen Einbruch in die brandenburgischen Länder zu bewegen. Ungeachtet der Versprechungen, welche von schwedischer Seite dem Kurfürsten vor dessen Kriegszuge nach dem Rhein wiederholt gegeben worden, ihn während solcher Entfernung durch keine Feindlichkeit im Rücken zu beunruhigen, und trotz aller Warnungen, welche selbst der Kaiser dieserhalb drohend erlassen hatte, gab der schwedische Hof doch leicht den französischen Eingebungen nach, und nahm gegen Brandenburg eine feindliche Stellung an. Man hoffte in Stockholm, die bloße Nachricht von einem engeren Anschließen Schwedens an Frankreich werde genügend sein, den Kurfürsten von der Verbindung mit Oesterreich abzuwenden, welche man ohnehin weniger durch dessen eigne Neigung, als vielmehr durch den Einfluß seiner Generale Derfflinger und Pöllnitz geknüpft glaubte. Schon im November jedoch des Jahres 1674., während der Kurfürst noch im Elsaß war, offenbarte sich die feindliche Absicht der Schweden durch die That.

Ihre Truppen rückten aus Pommern und Mecklenburg in die Gränzen der Ukermark ein, und nahmen ungefragt Durchzug und Quartiere. Der Feldmarschall Karl Gustav von Wrangel, der zu Wolgast gelandet, hatte dem Obersten Mikrander, welchen der Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau als Statthalter der brandenburgischen Länder an ihn abgesandt, bereits erklärt, die allzugroße Anhänglichkeit des Kurfürsten an das Haus Oesterreich müsse ihm Unheil bringen, und davon falle die ganze Schuld auf Derfflinger, der, selbst von Geburt ein Oesterreicher, mit eifrigstem Bemühen den Kurfürsten stets nach dieser Seite lenke, von welcher ihm doch weder Dank noch Hülfe zu erwarten sei. Bald aber rückte Wrangel mit seinem Hauptquartier nach Prenzlau vor, und breitete seine Truppen über Hinterpommern, die Neumark, die Priegnitz, und bis in die Mittelmark aus, wo sie ungestraft sich den größten Bedrückungen und schrecklichsten Ausschweifungen überließen. Durch alles dieses wollte jedoch der schwedische Hof, der in seinen Entschlüssen unsicher schwankte, noch keinen Friedensbruch begangen haben; die größten Gewaltthaten wurden von den freundschaftlichsten Versicherungen begleitet. Auf die erste Nachricht von diesen Vorgängen wandte

sich Friedrich Wilhelm an seine Bundesgenossen, und rief ihren Beistand an. Nachdem er seine Truppen in die Winterquartiere nach Franken geführt, eilte er zuerst nach dem Haag, wo seine persönliche Anwesenheit die Kriegserklärung der Republik gegen Schweden alsbald hervorrief. Allein der Kaiser und die übrigen Bundesgenossen in Deutschland waren nicht so schnell zu einem Entschlusse zu bringen, sondern harrten in zweifelhafter Unentschiedenheit des weiteren Verlaufs. Unterdeß erreichten die Drangsale, welche die Mark von den Schweden erlitt, den höchsten Gipfel. Wrangel war erkrankt, und hatte den Oberbefehl einstweilen seinem Bruder Woldemar übertragen. Dieser, ein Mensch von bösartigstem Gemüth, beförderte, was sein bessergearteter Bruder nur nicht hatte hindern können, und erlaubte dem Kriegsvolk jeden Frevel und jede Grausamkeit; alle schrecklichsten Gräuel, die den dreißigjährigen Krieg so furchtbar bezeichnet, kehrten über das unglückliche Land zurück. Die schwachen brandenburgischen Besatzungen hielten sich eingezogen in Berlin und andern befestigten Städten, aber auch diese wagte der Uebermuth der Schweden anzugreifen. Küstrin, Spandau und Berlin wurden tapfer vertheidigt, viele andre Städte konnten

nicht behauptet werden. Seufzend flehte das mißhandelte Volk nach seinem Retter, und nahm selbst hin und wieder die Waffen zur Hand. Die Bauern ordneten sich in Schaaren, deren Fahnen die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut, und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserm Blut.“ Das ganze Land wurde ein Schauplatz blutiger Gefechte und gräuelhafter Verwüstung. Da mochte Friedrich Wilhelm endlich nicht länger säumen, und beschloß, auch ohne Hülfe der Bundesgenossen, für sich allein den ungleichen Kampf getrost zu unternehmen. Zu Ende des Mai brach er aus Franken mit seinem erfrischten und verstärkten Heere plötzlich auf, und hatte mit schnellen Märschen Mittags am 11. Juni schon Magdeburg erreicht. Sogleich wurden alle Thore geschlossen, und zweckmäßige Wachen aufgestellt, damit keine Nachricht seiner Annäherung zu dem Feinde gelangte; ein schwedischer Kundschafter wurde ergriffen, ein verrätherischer brandenburgischer Oberst, dem jener Briefe bringen sollte, auf dem Walle selbst verhaftet. Am folgenden Tage, nach gehaltenem Gottesdienst, wobei Predigt und Fürbitten den Umständen gemäß vorgeschrieben waren, berief der Kurfürst einen Kriegsrath, um über sein Vorhaben die

Meinung seiner Generale zu vernehmen. Derfflinger gleich zuerst stimmte dem kühnen Entwurfe bei, auf den sorglos im Havellande zerstreuten Feind, welcher den Kurfürsten noch fern in Franken wähnte, mit der Reiterei in angestrengter Eile loszugehn, ihn in seinen Quartieren zu überfallen, und mit Einem Schlage zu vernichten. Zwar mußte das Fußvolk, einer gleichen Schnelligkeit nicht fähig, auf diesem Zuge beträchtlich zurückbleiben, allein Ueberraschung und Heftigkeit des Angriffs konnten diesen Mangel zum Theil ersetzen. Die Unternehmung wurde daher beschlossen und ohne Zögern ausgeführt. Noch denselben Tag, Abends um neun Uhr, da die Dunkelheit eingetreten, zog eine Heerschaar von 5600. Reitern und 1000. Mann ausgewählten Fußvolks mit 13. Stücken Geschütz, worunter 3. Zwölfpfünder, und mit 146. Wagen, welche das Fußvolk und jeder zugleich einen Kahn führten, von Magdeburg ab, ging über die Elbe, und rückte auf Nebenwegen jene Nacht und den folgenden Tag ohne Unterbrechung fünf starke Meilen vor. Am andern Morgen in aller Frühe folgte der Kurfürst dem Zuge nach; in seiner Begleitung waren Derfflinger, der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, die Generale Görzke, Lütke, Götze und

Pöllnitz. Durch anhaltenden Regen wurde der Marsch sehr verzögert. Wagen und Reiter kamen auf den grundlosen Wegen nur mühsam fort. Nachmittags wurde das Dorf Parchen erreicht, und daselbst Halt gemacht. Der Kurfürst sandte von hier am 14. Juni früh vor Tagesanbruch drei Partheien aus, um die Gegend und den Feind zu erkunden, den Obersten von Laroche gegen Brandenburg, den Oberstlieutenant von Strauß gegen Plaue, und den Generaladjutanten von Kanoffski gegen Rathenau. Inzwischen kam der Landrath von Briest aus Bähne, dem der Kurfürst schon von Magdeburg aus geheime Nachricht gegeben hatte, und brachte Bericht über den Zustand von Rathenau. Seit dem 8. Juni war daselbst ein schwedisches Dragonerregiment unter dem Obersten von Wangelin eingerückt, und sollte am morgenden Tage nach Brandenburg weiterziehen. Briest mußte sogleich nach Rathenau zurückeilen, um dort die angemessenen Vorkehrungen zu treffen. Er ließ von seinem Gute Bähne ganze Ladungen Bier und Branntewein nach der Stadt fahren, und den schwedischen Soldaten austheilen. Die Offiziere lud er zu einem Trinkgelag, und trank ihnen wacker zu; ein Gerücht von des Kurfürsten Tode wurde geflissentlich verbreitet. Einige Bür-

ger von Rathenau, in das Geheimniß gezogen, wirkten ihrerseits getreulich mit. Der Kurfürst indeß rückte über Genthin gegen Rathenau vor, zog sich aber, da es noch Tag war, wieder etwas zurück, nach dem Dorfe Vieritz, eine Meile von der Stadt, um nicht von dem Feinde entdeckt zu werden, bevor das in den schlechten Wegen wieder zwei Stunden zurückgebliebene Geschütz und die Wagen mit dem Fußvolk nachgekommen wären. Man traf indeß keinen Feind. Nur der Oberst-lieutenant von Strauß hatte an der Spitze weniger Mannschaft einen Scharmützel mit 24. schwedischen Reitern, von welchen der befehlführende Offizier und 12. Mann in Gefangenschaft geriethen, und nur 3. entkamen, die jedoch von der größeren Macht, die in der Nähe war, keine Kunde bringen konnten. Als es später geworden und die zurückgebliebenen Truppen angeschlossen waren, rückte der Kurfürst schnell bis dicht vor Rathenau heran, und ordnete sogleich den Angriff. Unter dem Oberstlieutenant von Kanne und dem Generaladjutanten von Kanoffski mußten 600. Mann Fußvolk auf den mitgebrachten Kähnen oberhalb der Stadt in größter Stille über die Havel setzen, um von der Mittagsseite in die Stadt einzubrechen, während Derfflingers Dragonerregiment den An-

griff von der Havelseite unternähme. Derfflinger, die Wichtigkeit des ersten Zusammentreffens, worauf hier alles ankam, erwägend, trat selbst an die Spitze des Vortrupps, und versuchte den Zugang durch eine Kriegslist zu gewinnen. Er hatte dem gefangenen schwedischen Offizier mit der Pistole auf der Brust das schwedische Feldgeschrei abgedrungen, jetzt kleidete er einige seiner Leute in die schwedischen Röcke, und vor Tagesanbruch am 15. erschien er mit ihnen an der ersten kleineren Havelbrücke. Er gab das schwedische Feldgeschrei und forderte ungestüm Einlaß, da er mit seiner Schaar, dem schwedischen Regiment von Bülow angehörend, von einer brandenburgischen Streifparthei verfolgt werde. Kaum aber war, nicht ohne lange Weigerung und Schwierigkeit, durch Schelten und Bedrohen die Niederlassung der Zugbrücke erlangt, so fiel Derfflinger über die schwedische Wache her, die aus 7. Mann bestand, und niedergemacht wurde. Rasch drang er nun zur zweiten größeren Brücke vor, die aber zum Theil abgetragen, und durch aufgezogene Hängebrücken unterbrochen war. Hier entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, dessen Lärm Kanoffski und Kanne vernahmen, und nun sogleich von der Landseite, die nachher so genannte Brandenburger Pforte und das Mühlenthor angrif-

fen. Mit ihnen zugleich drangen über die Wiesen des Mühlendammes der General von Götze und der Oberst Graf von Dönhof an der Spitze kleiner Abtheilungen in die Stadt, schlugen sich durch die verwirrten Schweden bis zum Havelthore, welches nach heftigem Widerstande erstürmt und darauf der Reiterei geöffnet wurde, die nun über die eiligst gangbar gemachte Brücke in die Straßen sprengte und die Eroberung der Stadt vollendete. Um drei Uhr Morgens war alles vorüber. Die schwedische Besatzung wurde größtentheils zusammengehauen. Die Gemeinen, gegen 600. Mann alter versuchter Truppen, Finnländer und Lappländer, hatten aus der ersten Ueberraschung sich schnell genug aufgerafft, und waren meist in tapferem Widerstande heldenmüthig fechtend gefallen; wenige waren von den Bürgern entwaffnet, oder eingesperrt, und dadurch am Leben erhalten worden. Die Offiziere hingegen, welche der Landrath von Briest durch seine List bethört und trunken gemacht hatte, wurden fast alle in tiefstem Schlaf überfallen und ohne Gegenwehr gefangen, mit Ausnahme des Obersten von Wangelin, den man beschuldigte, ein eifriger Mitanstifter des schwedischen Einbruchs in die Mark gewesen zu sein; er vertheidigte sich in einer Straße mit tollkühner

Raserei; brandenburgische Soldaten trieben ihn mit einem starken Balken vor sich her, und preßten ihn an die Wand, bis er endlich sich ergab. Nach andrer Erzählung soll er zwar anfangs zu Pferde, halb nackt und nur Einen Stiefel anhabend, fechtend erschienen sein, darauf aber, als er alles verloren hielt, hinter einem Backofen Schutz gesucht haben, wo er sodann hervorgezogen worden. Zu der Kriegsbeute dieser Nacht gehörten 6. Fahnen und ein Paar Pauken, die sämmtlichen Pferde des Regiments, und außerdem 200. Geschützpferde, welche der Oberst von Laroche in derselben Zeit dem Feinde in der Vorstadt von Brandenburg abgenommen.

Dieser erste glückliche Erfolg, an welchem Derfflingers Einsicht und Entschlossenheit einen so großen Antheil hatten, gab als glückliches Vorzeichen Muth und Hoffnung zu größerem Gelingen. Der Feldmarschall Wrangel stand mit einem Theile der Schweden in seinem Hauptquartier zu Havelberg, die eigentliche Truppenstärke aber war bei Brandenburg versammelt; durch die Einnahme von Rathenau hatte sich der Kurfürst zwischen beide trennend eingeschoben, und wartete nur auf das Eintreffen seiner Fußvölker, die er aus Magdeburg schleunigst herangerufen, um seinen Vor-

theil weiter zu verfolgen. Frühmorgens aber am 16. Juni meldete der Oberstlieutenant von Strauß, daß die Schweden aus ihrem Lager bei Brandenburg und Pritzerbe aufgebrochen wären, und seitwärts über Barnewitz in der Richtung nach Fehrbellin abzögen, wahrscheinlich um ihre Vereinigung mit Wrangel zu bewerkstelligen. Der Kurfürst ließ hierauf, um die Bewegungen des letzteren zu beobachten, den Obersten von Laroche mit einer Schaar gegen Havelberg vorgehn, wo derselbe einen vortheilhaften Scharmützel bestand. Das Fußvolk behielt Rathenau besetzt, mit der gesammten Reiterei aber folgte der Kurfürst den Schweden in der Richtung von Barnewitz und Nauen; zerbrochene Wagen, verstreute Vorräthe, und weggeworfene Waffen bezeichneten ihren Weg; viele Nachzügler wurden gefangen, deren Aussage die Vermuthung bestätigte, daß der Feind seine gesammte Macht bei Fehrbellin zu vereinigen hoffte. Bei Nauen ereilte der Kurfürst am 17. den feindlichen Nachtrab, aus etwa 1000. Reitern bestehend, noch diesseits des Wassers, und sprengte sie mit großem Verlust aus einander. Jenseits aber standen die Schweden in guter Ordnung des Angriffs gewärtig, und von beiden Seiten fielen einige Kanonenschüsse. Der Kurfürst vermochte

ohne Fußvolk die gute Stellung nicht anzugreifen, und harrte voll Ungeduld dessen Ankunft entgegen. Inzwischen sandte er unter dem Oberstlieutenant Henning, dem Generaladjutanten von Kanoffski und dem Rittmeister von Zabeltitz eine fliegende Schaar in drei Partheien auf Umwegen durch Waldung und Moräste, wo vertraute Jäger als Führer dienen mußten, auf den Rückzugsweg des Feindes voraus, um alle Brücken, insonderheit die über den Rhyn bei Fehrbellin, zu verderben; auch die Päße von Kremmen und Oranienburg ließ er durch kleine Abtheilungen in der Geschwindigkeit besetzen. Die ausgesandten Partheien richteten ihre Aufträge größtentheils in's Werk, schlugen auf dem Rückweg eine überlegene feindliche Schaar, die sich ihnen entgegensetzte, in die Flucht, und kamen glücklich bei dem Haupttrupp wieder an. Der Kurfürst hoffte die Schweden festzuhalten, bis sein Fußvolk einträfe. Allein noch in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni ging die Meldung ein, daß der Feind seine gute Stellung verlassen habe und eiligst nach Fehrbellin ziehe. Auf diese Nachricht sandte der Kurfürst sogleich den Landgrafen von Hessen-Homburg mit 1600. Reitern voraus, um die Schweden nicht aus den Augen zu verlieren, sie aufzuhalten, zu drängen,

jedoch mit dem strengen Befehl kein Gefecht zu beginnen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen wären. In vollem Trabe setzte der Landgraf mit dieser Schaar den Schweden nach, wurde ihrer jedoch erst um 6. Uhr des folgenden Morgens ansichtig. Sie hatten die Engwege schon zurückgelegt und vor sich bis Fehrbellin freies Feld, ihr Gepäck zog voran, das Fußvolk rückte aus dem Lager. Gedrängt von den Brandenburgern, und benachrichtigt von der Zerstörung der Brücke bei Fehrbellin, glaubten sie ohne Treffen nicht entkommen zu können, faßten eine Stunde vor Fehrbellin zwischen den Dörfern Hackelberg und Tornow festen Fuß, vor sich freie Ebene, im Rücken Morast, jenseits ihrer Linken gegen das Dorf Linum eine Anhöhe, die sie mit Geschütz besetzten, über ihre Rechte hinaus die Brücke von Fehrbellin, und in dieser Stellung schienen sie den Angriff standhaft erwarten zu wollen. Der Kurfürst indeß berief mit frühestem Tage nach gehaltener Betstunde im freien Felde unter Laub und Gras einen Kriegsrath, und forderte die Meinung seiner Generale, ob es rathsam dünke, jetzt, da das Fußvolk noch 10. Meilen entfernt sei, jedes Zögern aber dem Feinde zur Fortsetzung seines Rückzuges behülflich werde, ungesäumt mit der bloßen

Reiterei den Angriff zu wagen? Das Unternehmen erschien für 5600. Reiter und weniges Feldgeschütz so kühn als gefahrvoll. Die Schweden hatten 7000. Mann Fußvolk, 800. Dragoner, 10. Stücke schweres Geschütz, und den Vortheil der Stellung. Die meisten Anführer fanden die Sache ganz unstatthaft, zuwider aller Erfahrung und Regel des Krieges; sie riethen ernstlich von dem Wagniß ab, und wollten des Fußvolks harren. Dagegen wandte der Kurfürst ein, auch der Feind habe nicht seine Stärke beisammen, entbehre für den Augenblick seines berühmten Feldherrn, der in Havelberg abgeschnitten sei, und wende sich schon zur Flucht; eine so gute Gelegenheit zum Schlagen werde nie wiederkehren; die Lage des Vaterlandes gestatte übrigens keine Wahl, jeder folgende Augenblick werde nur größere Schwierigkeit bringen; die Schweden seien nicht länger in der Mark, in Deutschland zu dulden; heute, rief er aus, gelte es siegen oder sterben, von seinem tapfern Kriegsvolke dürfe er das Außerordentlichste erwarten, sie sollten getrost ihm folgen, er selbst wolle freudig „mit Gott" sie zur Schlacht führen. Derfflinger vor Allen stimmte nachdrücklich dieser Meinung bei, und so wurde voll Muth und Vertrauen der Angriff beschlossen.

Es war keine Zeit mehr zu verlieren, denn der Kampf, über den man berathschlagte, hatte schon begonnen. Der Landgraf von Hessen-Homburg, aufgeregt vom heißen Nachjagen und fortgerissen von ungestümer Leidenschaft, hatte des Befehls uneingedenk die Schweden herzhaft angegriffen; anfangs drang er siegend vor, bald aber fand er sich gegen ihre gesammte Macht im Kampf, und ihr nicht gewachsen leistete er zwar tapfern Widerstand, schien aber unrettbar verloren, und bereute zu spät seine Uebertretung. Jedoch der Kurfürst, von der Gefahr benachrichtigt, beschleunigte sein Anrücken; fast eine ganze Meile wurde im vollen Rennen zurückgelegt. Endlich im Angesichte des Feindes angekommen, traf der Kurfürst mit rascher Kraft seine Anordnungen. Das feindliche Geschütz beschoß von der Anhöhe herab die brandenburgische Reiterei, bevor sie zur Aufstellung kam. Der Kurfürst gewahrte mit seinem feldherrlichen Scharfblicke sogleich einen Sandhügel, den die Schweden verabsäumt hatten zu besetzen, dorthin eilte Derfflinger mit einem Dragonerregiment, sich des Platzes, ehe der Feind es hindern konnte, zu versichern, und bald schlug von dorther das brandenburgische Geschütz verderbend in die Reihen des schwedischen Fußvolks.

Auf dem linken Flügel hatte der Landgraf von Hessen-Homburg den ungleichen Kampf bestanden, jetzt wandte sich der Kurfürst selbst nach dieser Seite, und an der Spitze einiger Schwadronen, die er mit muthigen Worten angespornt, stürzte er auf die feindliche Reiterei, die völlig geworfen wurde. Die Schweden aber richteten ihr Geschütz auf die Verfolgenden, in deren Mitte ihre Kugeln mörderisch einschlugen. Hier war es, wo der Stallmeister Emanuel Frobenius, der den Kurfürsten durch das weiße Pferd, welches er an diesem Tage ritt, dem feindlichen Geschütz als unverkennbares Ziel bezeichnet sah, mit ihm sein Pferd vertauschte, und gleich darauf, ein Opfer treuer Hingebung, dicht hinter dem Kurfürsten durch eine Stückkugel, die über den Hals von dessen Pferde geflogen kam, tödtlich niedergeworfen wurde. Die geschlagene Reiterei fand indeß bei ihrem F[illegible]volke Schutz, und dessen hartnäckige Tapferkeit war nicht so schnell zu erschüttern. Um 8. Uhr morgens erreichte der Streit seine größte Heftigkeit. Der linke Flügel der Schweden drang stürmend gegen den Sandhügel vor, und drohte das brandenburgische Geschütz zu erobern, dessen verheerender Wirkung ihre Reihen bisher so nachtheilig ausgesetzt gewesen. Der Augenblick war

von höchster Gefahr; schon war der Feind in der Nähe des Geschützes angelangt, als der Kurfürst selbst und mit ihm Derfflinger an der Spitze der Trabantengarde, des Leibregiments und der Regimenter Anhalt und Mörner den Anrückenden entgegenstürzten, und nach einem wüthenden und eine Zeitlang zweifelhaften Gefechte sie endlich zum Weichen brachten, worauf zwei schwedische Regimenter, das Leibregiment und das ostgothländische, letzteres durch Derfflingers unwiderstehliches Eindringen, von den ergrimmten Reitern fast ganz zusammengehauen wurden. Die Schweden hielten nun nicht länger Stand, sondern begannen den Rückzug nach Fehrbellin, wiewohl noch in ziemlicher Ordnung, indem ihre rechte Flanke durch den Morast völlig gedeckt war, die linke aber wohlgeschlossen den fortwährenden Angriffen des Kurfürsten, der mit seinen Reiterschaaren dem Feinde begleitend stets zur Seite blieb, keine Gelegenheit zum Einbrechen gab. Hätte der Kurfürst Fußvolk gehabt, so würde er Fehrbellin früher erreicht und genommen haben, und dann kein Mann ihm entkommen sein. Langsam doch sicher erreichte der Feind nun den Ort mit einbrechender Nacht, die dem Verfolgen ein Ende machte. Der Verlust der Schweden an diesem Tage betrug

über 3000. Mann, auf dem Wahlplatze lagen mehr als 1500. Todte. Wegen der Erbitterung der Streitenden wurden wenige Gefangene gemacht. Zu den Siegeszeichen gehörten 8. Fahnen und 2. Standarten. Die Brandenburger hatten mit Heldenmuth gefochten; ihr Verlust bestand in ungefähr 200. Mann, unter den Gebliebenen war der Oberst von Mörner, unter den Verwundeten die Oberstlieutenants von Strauß, von Sydow und Henning, welcher letztere sich im Angesichte des Kurfürsten so hervorgethan, daß derselbe sogleich auf dem Schlachtfelde ihm den Adelstand mit dem Zunamen von Treffenfeld verlieh. Nebst dem Kurfürsten selbst aber wurde Derfflingern der größte Antheil an dem Sieg und Ruhm dieses Tages beigelegt. Dem Landgrafen von Hessen-Homburg verzieh der Kurfürst um des glücklichen Ausganges willen sein Vergehn; er begnügte sich ihm zu sagen, nach der Strenge der Kriegsgesetze habe er das Leben verwirkt, aber der Himmel wolle verhüten, daß der Glanz eines so glücklichen Tages durch die Bestrafung eines Helden befleckt würde, der durch Tapferkeit zu dem Siege so wesentlich beigetragen!

Die Schweden stellten während der Nacht die Brücke von Fehrbellin wieder her, und setzten ih-

ren Rückzug fort. Die brandenburgischen Generale meinten, es sei genug, man solle die Flüchtigen ruhig ziehen lassen; der Kurfürst selbst, ihnen beistimmend, führte das Sprichwort an, man müsse dem fliehenden Feind eine goldne Brücke bauen. Derfflinger allein widersprach, sein Thateifer war nicht befriedigt, so lange noch etwas zu thun möglich blieb; er wandte sich gegen den Kurfürsten, und dem Sprichwort ein andres entgegensetzend, rief er in seiner plattdeutschen Sprache: „Ei wat! mit de Eier in de Pann, eh Küken darut komen!“ (Ei was! mit den Eiern in die Pfanne, eh Küchlein daraus kommen!) Demnach drang Derfflinger mit Tagesanbruch an der Spitze von 400. Reitern in Fehrbellin ein, wo noch zwei Bataillons Schweden zur Deckung des Rückzugs weilten, jetzt aber eiligst über die Brücke flohen, und diese hinter sich abbrannten. Viele Gefangene, 8. Kanonen, zahlreiches Kriegsgeräthe, 200. Packwagen und mehrere tausend Stück Vieh, das aus dem Lande zusammengetrieben worden, nahm Derfflinger hier dem Feinde noch ab. Eine neue Brücke wurde schleunigst zu Stande gebracht, und die Verfolgung eifrigst fortgesetzt, Derfflinger an der Spitze des Vortrabs, der Kurfürst mit der Hauptschaar nachrückend. Die Schweden suchten in schneller

Flucht, auf der sie noch Gefangene und Beute einbüßten, über Ruppin und Wittstock nach Mecklenburg zu entkommen, wohin auch Wrangel von Havelberg sich gewandt hatte, allein nur etwa 4000. Mann erreichten jenes Ziel, und auch diese zerstreuten sich größtentheils. Derfflinger selbst mußte die Verfolgung endlich aufgeben, da die Reiterei, durch die unerhörten Anstrengungen erschöpft, nicht mehr fortkonnte. Das inzwischen nachgekommene Fußvolk aber vermochte den Feind nicht mehr zu ereilen. Der Kurfürst begab sich alsdann auf einen Tag nach Berlin, wo er mit unermeßlichem Jubel empfangen wurde; man hatte ihn schon todt gesagt, und plötzlich erschien er als Retter und Sieger in der Mitte seines Volkes. Er umarmte die Seinigen, und gab durch einen feierlichen Gottesdienst dem Höchsten Ehre und Dank des errungenen Sieges. Am 23. Juni war er indeß schon wieder bei dem Heere, welches in kurzem die Vertreibung der Schweden aus der Mark vollendete.

Die Schlacht von Fehrbellin glänzt mit Recht in erster Reihe der vaterländischen Großthaten. Die ganze Folge von Entwürfen, Anstalten und Ausführungen, der Aufbruch aus Franken, die Eile des Anzugs, die Vorkehrungen in Magde-

burg, der Ueberfall von Rathenau, die Wachsamkeit und Thätigkeit der Erkundungen, der Entschluß zum Angriff, und endlich als Gipfel dieser Stufen die staunenswerthe Reiterschlacht, dies alles, über weiten Umfang von Raum und Zeit sich erstreckend, aber durch Muth, Geistesgröße, Feldherrnkraft und Tapferkeit fest verbunden, reiht sich zu einem einzigen großen Kriegswerk empor, dem die Geschichte seines Gleichen wenig an die Seite zu stellen hat. Als Ereigniß im Felde schon entscheidend, war dieser Sieg es noch mehr durch seine politischen Folgen. Die That Friedrich Wilhelms erregte Staunen und Bewunderung. Sein Ruhm durchflog alle Länder, von allen Seiten erschienen Freudenbezeigungen und Glückwünsche; selbst die Feinde wurden zu seinem Lobpreise hingerissen. Montecuculi an der Spitze des Reichsheeres feierte den Sieg durch dreimaliges Abfeuern des Geschützes. Jetzt erklärten sich Freunde und Bundesgenossen. Der Kaiser zögerte nicht länger, an dem Kriege gegen die Schweden Theil zu nehmen; sie wurden wegen des treulosen Einbruchs in die Länder des Kurfürsten für Reichsfeinde erklärt, und die Stände dreier Kreise, des obersächsischen, niedersächsischen und westphälischen, mit dem Kriege gegen sie beauftragt. Derfflingers Antheil an die-

sen Erfolgen ergiebt sich aus dem Erzählten; er blieb nicht unerkannt; doch der tapfre Feldmarschall begehrte sicherlich keinen höheren Ruhm, als in Rath und That seines edlen Kriegsfürsten würdig gewesen zu sein, und sein Geschichtschreiber braucht ihm keinen andern anzueignen.

Nachdem der Kurfürst seine Angelegenheiten thätigst nach allen Seiten geordnet und hergestellt, sich durch neue Rüstungen und Bündnisse gestärkt, und sowohl Kaiserliche als dänische Hülfstruppen in's Feld gerufen, beschloß er nunmehr die Schweden in ihrem eignen Lande anzugreifen. Fast drei Monate hatte ihn zu seiner größten Ungeduld die Verhandlung mit dem Könige von Dänemark hingehalten, und erst im Anfange des Oktobers konnte die vereinte Kriegsbewegung beginnen. Von dreien Seiten zugleich wurde der Angriff gegen Vorpommern gerichtet; die Kaiserlichen, nur wenig zahlreich, zogen auf Tribbesees, die Dänen gegen Damgarten, der Kurfürst mit den Brandenburgern, unter seinem Oberbefehl von Derfflingern geführt, rückte über Treptow an der Tollense vor, nahm Klempenow, erzwang bei Gützkow den Uebergang über die Peene, und drang vereinigt mit dem Könige von Dänemark, der an der Spitze von 3000. Reitern erschien, bis unter die Mauern

von Stralsund. Der König wandte sich von da zur Belagerung von Wismar, der Kurfürst zu der von Wolgast, dessen Uebergabe, nach starker Beschießung und allen Anstalten zum Sturm, am 9. November erfolgte; wodurch den Schweden außer großen Vorräthen von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen auch die wichtige Verbindung zwischen Stralsund und Stettin verloren ging. Hierauf sandte er den Landgrafen von Hessen-Homburg mit einer ansehnlichen Hülfsmacht brandenburgischer Truppen vor Wismar, welches darauf nach hartem Widerstande am 14. December gleichfalls überging. Inzwischen hatten brandenburgische Kriegsvölker mit tapfren Waffenthaten auch in Hinterpommern die befestigten Orte Wollin, Swinemünde, Greiffenhagen, Zollschloß an der Oder und Wildenbruch erobert. Die rauhe Jahreszeit setzte weiteren Fortschritten einstweilen ein Ziel.

Das Jahr 1676. begann mit einer kühnen Unternehmung der Schweden. Der Feldmarschall Mardefeld sammelte die zerstreuten Truppen aus den kleineren Festen des Landes, vereinigte sie mit der starken Besatzung von Stralsund, und fiel mit dieser Truppenmacht unversehns in die Insel Ülsedom ein, eroberte Swinemünde, und wandte sich

dann plötzlich gegen Wolgast. Er beschoß diese Festung aus 40. Stücken Geschütz, und da ein eingefallener Frost den Zugang begünstigte, versuchte er sie mit Sturm zu nehmen, den aber der brandenburgische Befehlshaber Oberst Hallard, ein geborner Schotte, erst kurz vorher aus holländischem Kriegsdienst in den brandenburgischen übergetreten, mit heldenmüthigem Widerstande abschlug. Er hatte die Wälle mit Wasser begießen lassen, und durch die glatte Eisrinde unersteiglich gemacht. Doch Mardefeld beharrte bei seinem Unternehmen, neue Beschießung und neuer Sturm wurden angeordnet. Den Bedrängten aber sandte der Kurfürst den Generalmajor Boguslav von Schwerin zu Hülfe, der aus Hinterpommern über das Eis gegen Wolgast vordrang, und frische Truppen hineinwarf. Von der andern Seite erschien Derfflinger, dessen wachsame Thätigkeit bei dem Vorrücken der Schweden sogleich die in der Priegnitz und in Mecklenburg vertheilte Reiterei versammelt hatte, einige Kaiserliche und dänische Truppen heranzog, über Tribbesees und Damgarten in Pommern einbrach, und am 22. Januar den Feldmarschall Mardefeld in seinem Lager bei Wolgast mit solcher Heftigkeit angriff, daß derselbe nur durch schnelle Flucht nach Stralsund der völligen Niederlage entging, und

während des übrigen Winters keine neue Unternehmung mehr wagte. Der Kurfürst selbst eröffnete den Feldzug im Sommer durch glückliche Fortschritte. Er nahm den Paß von Tribbesees, den der schwedische General von Königsmark vergebens zu behaupten suchte, entsetzte Wolgast, und eroberte die festen Plätze Anklam und Demmin. Die vereinigten Flotten der Holländer und Dänen unter den berühmten Seehelden Tromp und Juel beherrschten die Ostsee, und hinderten die Ankunft schwedischer Verstärkungen. Der Kurfürst wünschte die günstigen Umstände zu benutzen, um die wichtige Festung Stettin, auf welche stets sein Augenmerk gerichtet war, in seine Gewalt zu bringen. Allein die vorgerückte Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung mehr, und man begnügte sich, die Festung eng einzuschließen. Erst im folgenden Jahre 1677. wurde gegen Ende des Juni, nach ungeheuren Zurüstungen, von dreien Angriffsseiten her die Belagerung begonnen, und mit größter Heftigkeit sechs Monate hindurch fortgesetzt. Derfflinger befehligte das Belagerungsheer. Um ihn zu ärgern, hingen die Belagerten am Marienthurm ein ungeheures Bild heraus, das einen Schneider mit Scheere und Elle vorstellte. Dem bittern Scherz antwor-

tete schlimmer Ernst. Der brandenburgische Geschützoberst Weiler leitete die furchtbare Beschießung, die aus 150. Feuerschlünden gegen die Stadt gerichtet wurde, und bald nur einen Steinhaufen übrig ließ. Der tapfre schwedische Befehlshaber General von Wulff mußte zuletzt in die Uebergabe der vorher noch niemals eroberten Festung willigen. Am 27. December hielt der Kurfürst seinen feierlichen Einzug; an seiner Seite befand sich Derfflinger, der allen Kriegswerken thätig beigewohnt, und hierauf zum Oberbefehlshaber aller pommerschen Festungen ernannt wurde. Seine drei Regimenter, befehligt von dem Obersten von der Marwitz und den Oberstlieutenants von Sydow und von Eberswein, hatten unter seinen Augen die ganze Belagerung mitgemacht.

Die hinzögernden Friedensunterhandlungen zu Nimwegen und die mannigfachen Schwierigkeiten und Ränke, welche sich zwischen den Verbündeten selbst erhuben, erlaubten dem Kurfürsten nicht, seine Waffenerfolge mit dem Nachdrucke fortzusetzen, zu welchem sein und der Seinigen Muth gestimmt war. Zahllose Hindernisse und Hemmungen mußte er bei jedem Schritt erfahren, und nicht immer waren dieselben durch Kraft und Ausdauer zu überwinden. Am Kaiserlichen Hofe

sah

sah man mit Neid und Eifersucht den Ruhm und die Macht Brandenburgs zunehmen; man klagte laut darüber, daß an der Ostsee ein neuer König der Vandalen sich erhebe. Die diplomatischen Verhältnisse gewannen das Uebergewicht über die kriegerischen Vorgänge, und es bedurfte der größten Aufmerksamkeit, um jene nicht auf verderbliche Weise sich entwickeln zu lassen. Allein auch die Waffen wurden dennoch dabei nicht vergessen, der Kurfürst rüstete sich mit allem Ernste zu dem neuen Feldzuge, und schon im März 1678. hielt er dazu die nöthige Bereitschaft.

Unter Lebensmühen und Kriegsarbeiten aller Art war Derfflinger jetzt 72. Jahr alt geworden. Bei dem unerschrockenen Muthe, der ihn stets inmitten der Feinde die größte Gefahr aufsuchen hieß, hatte er häufige Verwundungen erlitten, deren jedoch keine bisher seine Rüstigkeit lähmen gekonnt. Noch in den letzten Feldzügen hatte er Anstrengungen gemacht und Thaten verrichtet, die eher den jungen Mann als den Greis in ihm zu verrathen schienen. Sei es nun, daß plötzlich, wie wohl zu geschehen pflegt, dennoch sein Alter ihm fühlbar wurde, und dies vielleicht um so stärker, je länger sein muthiger Geist sich selbst darüber zu täuschen gesucht, oder sei es, daß irgend

eine Verstimmung und Unzufriedenheit ihn ergriffen hatte, genug er hielt sich veranlaßt, im März des genannten Jahres den Kurfürsten unvermuthet mit der Bitte anzugehn, ihn mit fernerem Kriegsdienste zu verschonen. Ueber diese Besonderheit haben sich drei Aktenstücke erhalten, welche wir als denkwürdige Merkmale jener Zeit, und wegen der lebendigen Farben zur Schilderung der Persönlichkeiten, auch hier aufzubewahren veranlaßt sind. Das Gesuch Derfflingers an den Kurfürsten lautet folgendergestalt: „Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Kurfürst und Herr! Vor Ew. Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit erscheine ich mit diesem unterthänigsten Memorial in meiner höchsten Angelegenheit, und habe das feste Vertrauen, daß Ew. Kurfürstliche Durchl. in meiner demüthigen Bitte mir Dero gnädiges Ohr nicht versagen werden. Gnädigster Kurfürst und Herr! Ew. Kurfürstliche Durchlauchtigkeit werden von mir die gnädigste Opinion nach dem Grunde der Wahrheit haben, daß ich Dero unterthänigster und getreuer Diener von ganzem Herzen bis auf diese Stunde gewesen bin, ich werde es auch bleiben, so lange ein lebendiger Othem in meinem Leibe ist, und bin bei mir selbst versichert, daß ich Ew. Kurfürstlichen Durchl. so getreu und redlich

mit meinem Leibe und Gemüthe, als Gott mit meiner Seele gedienet habe, wovon ich bis im Tode nicht lassen will. Und ich danke Ew. Kur- fürstlichen Durchl. in tiefster Unterthänigkeit, daß Sie mir seithero Dero hohe Kurfürstliche Gnade höchstmildiglich zugewendet, und mir ein Hohes und Großes anvertrauet haben. Nun dann aber der liebe Gott mich zu dem höchsten Alter gnä- digst kommen lassen, welches täglich mehr und mehr Schwachheiten mit sich führet, und meine Dienste mir dermaßen schwer machet, daß ich nun nichts so sehr, als die Ruhe verlange, damit ich in der noch rückständigen wenigen Lebenszeit mei- nem Gott dienen, und mich zu einem seligen Tode desto vergnüglicher bereiten könnte: als flehe ich Ew. Kurfürstliche Durchl. hiermit ganz unterthä- nig und demüthig an, mir nunmehro die aller- gnädigste Kurfürstliche Gnade zu erweisen, und gegen bevorstehenden schweren Feldzug, da ich die schweren Travaillen unmüglich ausstehen kann, mich meiner Dienste in Gnaden zu erlassen, und dadurch der großen Mühe, worunter mein hohes Alter dennoch liegen bleiben würde, mich zu ent- heben. Meine Intention ist gar nicht, Ew. Kur- fürstlichen Durchl. den Dienst aufzusagen, oder Deroselben in dem Geringsten zuwider zu le-

ben, dafür mich Gott behüten wird, daß ich nie auf die Gedanken gerathe. Es würde mich auch kränken, wenn ich erfahren sollte, daß diese meine unterthänigste Bitte Ew. Kurfürstliche Durchl. zu einiger widrigen Bewegung veranlasset hätte, welches ich in Ewigkeit nicht hoffen will, allermaßen Ew. Kurfürstliche Durchl. gnädigst versichert sein, und glauben wollen, daß, wann das Vermögen und die Kräfte dem Willen und meiner Begierde gleich wären, ich die Erlassung meiner Dienste nicht begehren noch suchen wollte. Ich bin auch bereit, Ew. Kurfürstliche Durchl. in allen andern Dingen, außer denen so gar schweren Travaillen, nach Dero gnädigstem Befehl bis an mein Lebensende getreulich zu dienen, und mich zu alle dem willigst und gehorsamst gebrauchen zu lassen, wozu Ew. Kurfürstliche Durchl. einen so getreuen Diener kapabel finden werden. Nur wiederhole ich nochmalen mit Ew. Kurfürstlichen Durchl. gnädigsten Erlaubniß meine unterthänigste und demüthige Bitte, mich der schweren Kriegeslast zu entbinden, und meinen alten abgematteten Leib zu seiner höchst verlangenden Ruhe kommen zu lassen. Ich zweifle nicht, Ew. Kurfürstliche Durchl. werden nach Dero hocherleuchtetem Verstande gnädigst konsideriren meine treugeleistete

Dienste, und die unverdrossene Arbeit, die zu Bezeigung meiner unterthänigsten Schuldigkeit ich allemal ohne Falsch und Heuchelei zu erkennen gegeben habe, und mich auf dieses mein demüthiges Ansuchen mit einer gnädigen und erwünschten Resolution erfreuen, auch in Dero hohen Kurfürstlichen Gnade Ihren allergetreuesten Knecht sterben lassen, der nie anders will erfunden werden, als Ew. Kurfürstlichen Durchl. unterthänigster getreu gehorsamster Diener H. G. von Derfflinger.“

Die Antwort des Kurfürsten läßt wenig Zweifel, daß er die Gründe, welche Derfflinger für sein Gesuch anführt, wo nicht als bloßen Deckmantel irgend eines Mißmuthes, doch wenigstens als die Uebertreibung einer dem Alter eignen Bedenklichkeit ansah. Einen solch erfahrnen Feldherrn und geprüften Kriegsmann wollte er keineswegs, wenn nicht die äußerste Noth es geböte, vor dem Feinde missen. Er fand sich demnach bewogen, die Bitte Derfflingers, indem er dessen empfänglichem Gemüthe durch die eindringlichsten Vorstellungen lebhaft zusprach, durch folgendes Schreiben abzulehnen. „Wir haben Uns Euer gehorsamstes Memoriale der Gebühr unterthänigst vortragen lassen, und daraus ersehen, wasgestalt Ihr Eures zuneh-

menden Alters halber um gnädigste Dimission gehorsamst ansuchet. Nun hätten Wir Uns zwar dessen zu dieser Zeit, da man sich zum frühen Feldzug rüstet, und die Kampagne herannahet, um so viel weniger versehen, weilen Wir sonst jederzeit eine Willfährigkeit und unverdrossenen Eifer in Beförderung Unserer Dienste verspüret, auch selbst von Euch gehöret, wie Ihr diejenigen nebst Uns blamiret, welche zu einer solchen unbequemen Zeit um ihren Abschied angehalten. Daß Ihr bei Eurem zuwachsenden Alter nach der Ruhe verlanget, ist zwar nicht zu tadeln, wann es nach geendigtem Kriege und wiedergebrachten Frieden geschehe: Wir geben Euch aber selber vernünftig zu ermessen, wann Ihr jetzo, da noch alles in crisi stehet, und der Krieg eifériger als vormalen zur Erlangung eines heilsamen Friedens fortgesetzt werden muß, quitiren solltet, ob Ihr nicht Eure so wohlerworbene Ehre beflecken, und Euch bei aller Welt eine Blame zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alter verliehen, es ist wahr, aber er hat Euch auch dabei eine gesunde Leibeskonstitution geben, kraft welcher Ihr besser, als mancher junger Mann, denen Kriegesfatiguen gewachsen seid: Wir hergegen seind, nebst einem auch ziemlich hohen Alter, vielen beschwerlichen Krank-

heiten unterworfen, und hätten tausendmal mehr Ursache, Uns nach der Ruhe zu sehnen, jedennoch weilen Unser Vorhaben zu einer beständigen Beruhigung so vieler tausend Seelen angesehen ist, seind Wir entschlossen, auch den Rest Unserer Kräfte daran zu setzen, und Unsere eigene Person nicht eher der schweren Kriegeslast zu entziehen, bis solcher vorgesetzter Zweck erlanget sein wird. Bei solcher Bewandtnuß nun, und da Wir Euch kennen, Ihr auch bereits bei Uns viele Sauer und Süßes gekostet habt, so ist es ja besser, daß Ihr auch bei Uns bis ans Ende ausharret, und nachdem Ihr den Samen werfen helfen, auch der Früchte genießet; welches mit göttlicher Hülfe nach geendigter bevorstehender Kampagne geschehen kann. Wir wollen, wie Wir bishero gethan, schon dahin sehen, daß Euch keine befugete Ursache zu Klagen gegeben werden solle; wann Ihr auch dergleichen zu haben vermeinetet, habet Ihr Uns selber solches anzuzeigen, so wollen Wir demselben schon remediren: Ihr wisset, wie Wir allezeit in Eurem Besten gewesen, und sogar diejenigen, welche Euch nicht wie sichs gebühret begegnet, entweder disgraciret, und aus Unseren Diensten erlassen, oder nit en campagne gebrauchet haben. Wir seind auch versichert, Ihr werdet Euch

über Uns im Geringsten nicht beschweren können: dann Wir ja allezeit geflissen gewesen, die große und nützliche Dienste, so Ihr Uns geleistet, zu erkennen. Bei Unsrer Miliz haben wir Euch zu dem höchsten Ehrenamte, darüber keines, erhoben, auch Unsere Dankbarkeit in anderen Stücken spüren lassen, und sollte dennoch etwas daran fehlen, so sind Wir noch begierig und geneiget, Euch und den Eurigen alle ersinnliche Gnade widerfahren zu lassen. Wir zweifeln nicht, Ihr werdet solches alles der Gebühr erwägen, und in Unseren Kriegsdiensten nach wie vor, bis Uns Gott nach Verleihung ruhigerer Zeiten auch vor Unsere Person die Ruhe gönnen wird, unverdrossen und mit behöriger Applikation kontinuiren, in welchem Vertrauen wir Euch u. s. w. Geben Köln u. s. w. den 11. März 1678."

Wie Derfflinger diese abschlägige Antwort aufgenommen, erhellt aus seiner gleich am Tage des Empfanges an den Geheimen Staatssekretär Fuchs gerichteten Herzensergießung, in welcher der treuherzige Sinn, das gute Bewußtsein, und der rege Eifer des Mannes, bei allem Verdrusse über den Anschein, welchen sein Gesuch tragen sollte, auf das schönste hervorleuchten. Sein Brief lautet wie folgt: „Wohledler, hochgeehrter Herr und

Freund! Ich habe Sein Schreiben nebst der beigefügten Resolution auf mein unterthänigstes Memorial heut wohl erhalten, hätte mir aber eher den Fall des Himmels versehen, denn daß ich vermeinen sollen, eine so gar abschlägige Antwort, die zum Theil in nachdenklichen terminis bestehet, zu erlangen, allermaßen ich mein Bitten auf meine von Seiner Kurfürstlichen Durchl. mir ausgestellte Kapitulation gegründet habe, welche ausdrücklich im Munde führet, daß wenn ich wegen Herannahung hohen Alters unvermögend, und die schweren Travaillen im Kriege auszustehen inkapabel wäre, denn würde Seine Kurfürstliche Durchl. alsdann ohne alle Widerrede und Schwürigkeit mich in Gnaden erlassen wollen. Itzo aber empfinde ich leider das contrarium, und muß darzu vorlieb nehmen, daß man in den Gedanken stehet, und mir vorwirft, ich würde, wenn ich bei itztgestalten Sachen abdankete, meine Ehre beflecken, und bei aller Welt mir eine Blame zuziehen. Diese Worte schmerzen mich fürwahr nicht wenig, meine getreuen Dienste sind bei der Welt vielleicht mehr bekannt, als in Berlin, und die Welt weiß es besser, denn daß sie übel von mir zu blamiren sollte Ursach haben. Ich habe meiner Ehre zuwider nie etwas in der Welt vorgenommen, sondern

dieſelbe meinem Blute gleich geſchätzet, werde ſie auch dadurch nicht beflecken, da ich aus Antrieb meines hohen Alters meine Kriegsdienſte zu quitiren und die Ruhe zu erlangen ſuche. Seine Kurfürſtliche Durchl. ſtellen ſich ſelbſt mir zum Exempel für, es kommt aber, wenn ich ſo frei reden darf, in keinen Vergleich; Seine Kurfürſtliche Durchlaucht ſeind Einer, und Gott verhüte es in Gnaden, daß Dieſelbe ja nicht bald abdanken; ich aber bin nicht der Einige, es ſeind vielleicht qualificirtere Leute, die dieſe Charge hinwieder bekleiden können, und denen zum Theil darnach verlangen mag. Da aber auch Seine Kurfürſtliche Durchl. mich zu dieſem hohen Ehrenamte, darüber keines iſt, erhoben haben, (für welche Gnade ich bis in mein Grab unterhänigſt danken werde), zweifle ich nicht, Dieſelben werden mich dazu kapabel gefunden haben, ſonſt mir es nicht wäre konferiret worden, ich hätte es auch mit gutem Gewiſſen nicht über mich nehmen können, und hoffe, ich werde bei demſelben alles ſo treulich verrichtet haben, daß Seine Kurfürſtliche Durchl. jedesmal ein gnädiges Kontentement darüber werden empfunden haben. Daß ich das Saure und Süße gekoſtet, ſolches muß man im Kriege vorlieb nehmen, das Sauere aber ſtehet voran, und

wird, wenn es zur Bilance kommen sollte, das Süße weit überwiegen. Ich habe des Süßen wenig genossen, und mag mir vielleicht zu meiner Gesundheit nicht gedienet haben, die stettinische Belagerung kann dessen ein Exempel sein, weil es mir noch itzo davon bitter schmecket. Daß ferner Seine Kurfürstliche Durchl. anführen, Sie hätten diejenigen, die mir nicht wie sichs gebühret begegnet, entweder disgraciret und aus Ihre Dienste erlassen, oder solche im Felde nie gebrauchet, das kann ich nicht begreifen, ich habe so vieles niemals prätendiret, es wäre dann, daß Einige durch den Spruch des Rechten dahin gebracht worden, oder daß Seine Kurfürstliche Durchl. selbst dahin gnädigst inkliniret, und Dero hoher Respekt und Interesse darunter versiret hätte. Sonst ist es auch nicht unrecht gewesen, daß ichs denenjenigen verdacht, und übel von ihnen gesprochen habe, die ihren Abschied zur Unzeit und ohne Erheblichkeit gefordert haben, inmaßen selbige die Zeit hätten erwarten, oder genugsame Ursachen anführen sollen. Ich aber weiß, daß die Ursach meines Verlangens valide genug, und die Zeit, darin ich meinen Zweck zu erlangen arbeite, nicht verwerflich ist. Weshalb ich bei meinem Vorsatz beruhe, und nichts mehr als die Ruhe und neben derselben einen gnä-

digen Herrn verlange, das Uebrige alles habe ich dem lieben Gott anheim gestellet, der wird es herrlich hinauszuführen wissen. Leid ists mir zwar, daß ich Seine Kurfürstliche Durchl. den lieben Herrn verlassen muß, weil aber meine täglich abnehmende Kräfte sich gegen so einer schweren Last nicht mehr wollen animiren noch anfrischen lassen, so hoffe ich gleichwohl annoch, daß Seine Kurfürstliche Durchl. mich nicht gar übern Haufen werfen und ruiniren werden. Ich will den Samen meiner schweren Arbeit gerne gestreuet haben, wiewohl ich den ersten Grund zu dem, was wir itzo empfinden, nicht legen helfen, und will einem Andern es von Herzen gönnen, daß er die besten Früchte an meiner Statt genieße. Ich bin vergnügt genug, wenn Seine Kurfürstliche Durchl. mir Dero Gnade sehen und mich in die verlangte Ruhe kommen lassen, welchen Zweck zu erlangen mein hochgeehrter Herr das Seinige allstets kontribuiren wolle, dafür ich allemal sein werde meines hochgeehrten Herrn dienstwilligster Diener H. G. F. von Derfflinger. Köln an der Spree, den 11. Mai 1678."

Der Fortgang der Ereignisse zeigt, daß Derfflinger sich den Wünschen des Kurfürsten denn doch

bequemt, und den folgenden Feldzug eifrigst mitgemacht hat. In der That bedurfte Friedrich Wilhelm unter den eingetretenen Umständen des Zusammenwirkens aller seiner Kräfte, um den steigenden Mißverhältnissen gewachsen zu bleiben. Seine Bundesgenossen bemühten sich um Frieden, und in den Verhandlungen zu Nimwegen, wo jede Macht nur ihren eignen Vortheil suchte, wurde Brandenburgs Heil nicht sehr bedacht. Neue und letzte Anstrengungen wurden erforderlich, um durch neue und vollständige Waffenerfolge einen ehrenvollen Frieden zu erringen. In dem zweifelhaften Zustande, der nicht zur Entscheidung kommen ließ, ob der Kurfürst seine ganze Heeresmacht zweckmäßiger am Rhein gegen die Franzosen, oder in Pommern gegen die Schweden gebrauchen würde, verging ein Theil des Sommers; der Prinz von Oranien wünschte jenes, weil er hoffte, dadurch den Kaiser, den König von Spanien, und vielleicht selbst die Republik Holland, welche gegen seinen Willen eifrig für sich allein den Frieden zu erlangen suchte, an dem Abschlusse noch gehindert zu sehn; dieses wünschte der König von Dänemark. Endlich zuletzt entschied sich der Kurfürst für die letztere Meinung, und rückte im Juli mit dem Heere nach Pommern, wo di. nähere Ge-

fahr auch den größeren Vortheil zu bestimmen schien. Die Schweden waren daselbst noch im Besitz der festen Stadt Greifswalde und der starken Festung Stralsund, auch hatten sie durch Ueberrumpelung von 1200. Dänen und Brandenburgern sich der Insel Rügen und der zugehörigen kleineren Inseln wiederbemächtigt. Sie aus diesem Besitze zu vertreiben, und ihnen wo möglich keinen festen Fuß auf deutschem Boden zu lassen, schien so dringend als vortheilhaft. Mit Ungeduld harrte der Kurfürst auf die Ankunft der dänischen Flotte, deren Mitwirkung unentbehrlich war. Sie erschien endlich, und am 10. September ging der Kurfürst mit allen seinen Truppen auf 350. Fahrzeugen von verschiedener Größe, die schon in Bereitschaft waren, von Peenamünde nach Rügen unter Segel. Die Ordnung der Truppen wurde auf den Schiffen beibehalten, die Generale von Schöning und Hallard führten die beiden Flügel, der General von Götze das Mitteltreffen. Derfflinger befehligte unmittelbar unter dem Kurfürsten die ganze Unternehmung. Als Leiter der Seefahrt befand sich auf dem Schiffe des letztern der holländische Admiral Tromp. Wegen widriger Winde konnte die Flotte nicht sogleich den beabsichtigten Landungsort bei Putbus erreichen, und

blieb eine Zeitlang dem Feuer der Schweden ausgesetzt. Endlich am 13. September ließ der Kurfürst die Landung seiner Truppen in der Gegend von Putbus möglichst beschleunigen, da auch schon einige dänische Truppen auf der Halbinsel Wittau gelandet und einem Angriffe der Schweden für sich allein nicht gewachsen waren. Der Feldmarschall Graf von Königsmark, schwedischer Oberbefehlshaber in Pommern, suchte durch das Feuer seines Geschützes von den Anhöhen herab die Landung der Brandenburger zu hintertreiben, allein diese rückten unerschrocken vor, pflanzten ebenfalls Geschütz auf, und trieben die Schweden vor sich her. Kaum waren die ersten 200. Reiter ausgeschifft, so stellte sich Derfflinger an ihre Spitze, und griff 8. schwedische Schwadronen mit solchem Ungestüm an, daß diese sich alsbald zur Flucht wandten, und dabei eine Fahne und ein Feldstück nebst vielen Gefangenen einbüßten. Unfähig das Feld zu halten, zog Königsmark sich in die alte Fehrschanze zurück, gegen welche Derfflinger am folgenden Tage mit dem Vortrab anrückte, und daselbst die Schweden in eiligster Ueberschiffung nach Stralsund begriffen fand. Hier war kein Augenblick zu verlieren, wenn der Feind nicht ohne Verlust entkommen sollte. Derfflinger faßte sogleich

seinen Entschluß, den General von Schöning schickte er mit 500. Mann Fußvolk längs des Strandes, um die Schanze zunächst am Meere anzugreifen, und nachdem hier der Angriff begonnen, ließ er plötzlich seine Reiter absitzen, und drang mit ihnen zu Fuß von der Landseite stürmend ein. So wurde die Schanze im ersten Anlauf erobert, und dabei sämmtliches Geschütz und viele Pferde nebst 700. Gefangenen; über 200. Schweden wurden getödtet; Königsmark selbst focht wie ein Verzweifelter, und war von Allen der letzte, der zu Schiffe stieg, um sich zu retten. Die Brandenburger verloren nur etwa 40. Mann. Derfflinger griff sodann am 16. September die neue Fehrschanze an, die sich schon bei den Anstalten zum Sturm auf die ersten Schüsse ergab, da die Deutschen, die zur schwedischen Besatzung gehörten, in Aufruhr ausbrachen, und mit den Brandenburgern sich verbanden. Auf diese Weise schnell im Besitz von ganz Rügen, ließ der Kurfürst nun auch die kleine Insel Dänholm, in der Meerenge von Stralsund gelegen, durch 2000. Mann mit Gewalt wegnehmen. Bei allen diesen und den nachfolgenden Verrichtungen erscheint Derfflinger in gewohnter Thätigkeit und Kraft, und mit allem Feuer persönlicher Tapferkeit in

Gefahr

Gefahr und Kampf immer voran, als Feldmarschall gleichsam noch Rittmeister und als Greis noch Waffenjüngling. Der Tadel neuerer Zeit, daß der Feldherr in solchem persönlichen Eifer nicht in seinem Berufe sei, dürfte dem Waffengebrauche jener älteren Zeiten, wo die Truppenzahl oft so äußerst gering, und eine glückliche Einzelheit so leicht der ganze Erfolg war, nicht unbedingt angemessen sein.

Nach der Eroberung von Rügen und Dänholm wandte sich der Kurfürst zu Anfang des Oktobers mit seinen Truppen, welche unter ihm fortwährend Derfflinger befehligte, zur Belagerung von Stralsund. Diese Festung war noch niemals eingenommen worden; selbst der furchtbare Wallenstein hatte im dreißigjährigen Kriege seine sonst unwiderstehliche Wuth mit Aufopferung eines ganzen Heeres hier vergebens ausgetobt. Das gewaltige Unternehmen mußte gleichwohl gewagt werden; doch wurde zuerst der Weg eines gütlichen Abkommens versucht. In Kaiserlichem Auftrage bot der Kurfürst den Bürgern die Rechte und Freiheiten einer unmittelbaren Reichsstadt an, wenn sie zur Uebergabe der Stadt mitwirkten; allein Königsmark wußte die Einwohner im Gegentheil zur Vertheidigung zu bewaffnen. Nachdem

also dieser Versuch fehlgeschlagen, und bei dem eingetretenen Herbst keine Zeit mehr zu langwieriger Belagerung übrig war, wurde sogleich ohne Schonung die Stadt angegriffen. Am 10. Oktober Abends begann aus 152. Feuerschlünden unter Leitung des Obersten Weiler eine so furchtbare, fortgesetzte Beschießung, daß am folgenden Tage die Stadt in vollen Flammen stand, und die Bürger von den Mauern und Thürmen weiße Fahnen wehen ließen. Der Kurfürst ließ das Feuer einstellen, und sandte einen Trompeter vor, auf den aber von den Schweden geschossen wurde; auch Derfflinger, der, um Vergleichsvorschläge zu vernehmen, nah an das Thor hinanritt, erfuhr grobe Zurückweisung. Die Belagerten hatten nur Zeit gewinnen wollen, die Feuersbrunst zu löschen, welches auch größtentheils gelungen war. Hierauf aber wurde die Beschießung mit erneuerter Heftigkeit fortgesetzt, und in kurzer Zeit lag die Hälfte der Stadt eingeäschert. Königsmark, dessen Soldaten wegen der Hitze nicht mehr auf den Wällen ausdauern konnten, sah sich endlich am 12. Oktober zur Uebergabe genöthigt, und erhielt mit Truppen und Geschütz freien Abzug nach Schweden. Am 20. Oktober zog der Kurfürst, Derfflinger an seiner Seite, feierlich in die eroberte Festung ein.

Auf gleiche Weise und Bedingung erfolgte nach heftiger Beschießung am 6. November die Uebergabe von Greifswalde. Durch diese raschen Ereignisse, die jede Erwartung übertrafen und Staunen und Wunder erregten, war den Schweden kein Fußbreit Landes in Pommern übrig, und ihre Macht auf dieser Seite völlig aus Deutschland abgeschieden. Der Kurfürst kehrte mit Derfflinger und den meisten seiner Generale nach Berlin zurück, wo man den Früchten so vieler Siege und Eroberungen in dem Frieden entgegensah, dessen Abschluß von Tag zu Tag erwartet wurde.

Diese Hoffnung wurde zwiefach getäuscht. Die Schweden, in Pommern überwunden, zeigten auf andrer Seite unvermuthete Uebermacht. Aus Liefland brach der Feldmarschall Horn mit 16,000. Mann durch das polnische Gebiet in Preußen ein, und grausame Verwüstung bezeichnete seine Fortschritte. Gegen solche Truppenmacht waren die brandenburgischen Besatzungen in Preußen zu schwach; der Kurfürst sandte den General von Görtzke mit 3000. Mann zur Unterstützung ab, allein auch dieser konnte mit der Gesammtstärke von 7000. Mann dem feindlichen Einbruche nicht wehren. Die Schweden drangen vor, und die Polen, trotz ihres Bündnisses mit dem Kurfürsten,

schienen geneigt, mit jenen gemeine Sache zu machen. So wichtig es dem Kurfürsten auch war, seine Kriegsmacht eine Weile in Ruhe zu erhalten, und zu besserer Einwirkung auf das bedenklich fortrückende Friedensgeschäft gegen den Rhein hin schlagfertig gestellt zu bleiben, so wurde doch für Preußen die Gefahr allzudringend, und der Zug dahin schnell beschlossen. Sichernde Besatzungen blieben in Westphalen und in Pommern zurück. Von den Truppen aber, die eben aus dem Felde heimgekehrt, wurden alle Regimenter Reiterei und Dragoner, zusammen 5500. Pferde, sodann von jedem Regimente zu Fuß ausgesuchte 60. Mann nebst doppelten Offizieren, und 34. Stücke Geschütz, alles unter dem Oberbefehle Derfflingers, schleunigst gegen die Weichsel in Bewegung gesetzt; die Generale von Götz, Graf Promnitz und von Schöning führten die einzelnen Abtheilungen. Kaum waren diese Truppen an der Gränze von Pommerellen etwa 9000. Mann stark vereinigt, so eilte der Kurfürst sich an ihre Spitze zu stellen. Am 30. December 1678. reiste er im harten Winter zu Schlitten, begleitet von seiner Gemahlin und dem Kurprinzen Friedrich, von Berlin ab, schloß sich seinen Kriegsschaaren an, und traf mit ihnen in beispiellosen Gewaltmärschen schon am

10. Januar 1679. in Marienwerder ein, nachdem er diesen Tag 12. deutsche Meilen, die vorhergehenden aber nicht weniger als deren 6. bis 7. zurückgelegt. Hier ließ er zwei Tage rasten. Trotz der strengen Winterkälte und der ungeheuern Anstrengung zeigten die Truppen Eifer und Freudigkeit. Inzwischen verbreitete die Nachricht von des Kurfürsten schnellem Anrücken unter den Schweden Schrecken und Bestürzung. Der Feldmarschall Horn, den die furchtbare Nähe des ferngeglaubten Gegners völlig verwirrte, befahl überall den schleunigsten Rückzug. Der Kurfürst aber, von dem Feinde noch 18. Meilen entfernt, sandte dem General von Görtzke, der in der Gegend von Königsberg verweilte, den Befehl mit allen seinen Truppen den Schweden zu folgen, und sie durch Angriffe möglichst aufzuhalten, bis der Kurfürst selbst herangekommen wäre. Mit 4000. Reitern und 1000. Mann Fußvolk, die hinter den Reitern mitaufsitzen mußten, verfolgte Görtzke den Feind so nachdrücklich, daß derselbe in steter Flucht bis Insterburg einen großen Theil seiner Mannschaft einbüßte. Der Kurfürst folgte angestrengt mit den übrigen Truppen nach, und beschleunigte sie, das Fußvolk auf zusammengebrachten Schlitten, über das frische Haf am 16. Januar nach Königsberg.

Zwischen Tilsit und Ragnit schien Horn endlich stehn zu wollen, daher der Kurfürst abermals den General von Görtzke mit 4300. Reitern und den Obersten Henning von Treffenfeld mit 1000. Dragonern vorausſandte, um durch kleine Gefechte seinem eignen Anrücken Zeit zu gewinnen. Er selbst ließ alle Pferde und Schlitten der Umgegend schnell wieder aufbieten, und führte seine kampfbegierigen Truppen 3. Meilen weit über das zugefrorene kurische Haf, wodurch er seinen Weg um 8. Meilen verkürzte, und Abends am 19. Januar zu Gilge, einem Dorf an dem gleichnamigen Flusse, ankam. In der Nacht noch ging er bei der größten Kälte weiter bis 3. Meilen von Tilsit, nach Kuckernes, wo eben in der Frühe die ermatteten Pferde etwas Futter erhielten, und die fast erstarrten Soldaten gegen die Kälte einigen Schutz suchten, als die Nachricht einlief, daß Treffenfeld unfern Tilsit bei dem Dorfe Splitter ein siegreiches Gefecht gegen zwei schwedische Regimenter bestanden, diese fast ganz vernichtet, und dabei eine Menge Geschütz, zahlreiches Gepäck und andere Beute genommen habe. Als dieser tapfre Oberst gleich darauf selbst erschien, und dem Kurfürsten 10. Fahnen und Standarten und andere Siegeszeichen überreichte, empfing er dafür auf der Stelle

seine Ernennung zum Generalmajor. Den von Tilsit abziehenden Schweden den Weg zu versperren, rückte der Kurfürst am 21. Januar vor Tag von Kuckernes nach Heidekrug, wo sie vorbeikommen mußten. Görtzke aber erhielt wiederholten Befehl, den Feind unausgesetzt zu verfolgen und anzugreifen; er erreichte auf dem Wege nach Koadjut ihren Nachtrab, den Horn selbst befehligte, und brachte demselben eine völlige Niederlage bei. Dem Kurfürsten selbst entzog sich Horn, indem er durch einen starken Nachtmarsch rechts nach Samogitien ausbog, und so die Trümmer seines aufgeriebenen Heeres nach Liefland rettete, wo alles in Angst und Schrecken jeden Augenblick die Ankunft der siegreichen Brandenburger erwartete, und selbst Riga schon vor dem Schicksale Stralsunds erzitterte. Der Kurfürst aber, erwägend, welch unerhörte Anstrengungen die Seinigen in diesem schrecklichen Winterfeldzuge gemacht, und bei der stets zunehmenden Kälte noch ferner zu machen hätten, überließ die weitere Verfolgung den Generalen von Schöning und von Treffenfeld, und ging mit der Hauptmacht nach Königsberg, wo er am 24. Januar unter dem Jubel der Einwohner herrlich einzog. Die genannten Generale schlugen den Feind noch in mehreren scharfen Gefechten

und verfolgten ihn bis 8. Meilen vor Riga, von wo sie dann nach Memel zurückkehrten. Horn brachte von seinem noch kurz vorher so streitbaren Heere in erschöpften aufgelösten Haufen kaum 2500. Mann zurück, die übrigen waren durch das Schwert der Brandenburger gefallen, oder durch Hunger, Frost und furchtbare Seuchen, welche ihre Flucht schrecklich begleiteten, aufgerieben. Dieser denkwürdige Feldzug, in Schnelligkeit, Kraft und Wirkung den von Fehrbellin wiederholend, übertraf diesen noch durch die erhöhte Anstrengung, welche der furchtbare Winterkampf jenes fernen Nordens auferlegte. In dem Andenken dieser Thaten und Mühen wird der Name Derfflingers immerdar mitleben.

Während Friedrich Wilhelm an den Ufern der Ostsee dem einen Feinde so glorreich entgegenstand, wurde er in Westen dem andern von seinen Bundesgenossen schmachvoll preisgegeben. Spanien und Holland hatten schon früher den Frieden mit Ludwig XIV. zu Nimwegen geschlossen, dem Beispiele dieser Mächte folgten Kaiser und Reich ebendaselbst am 5. Februar 1679. Die Lage des Kurfürsten wurde nun bedenklich; nur Dänemark stand noch auf seiner Seite, gegen Schweden allenfalls wirksam, gegen Frankreich ohne Ge-

wicht. Ein Heer von 30,000. Franzosen unter dem General Calvo fiel in das Herzogthum Kleve ein; bald nachher 10,000. unter Crequi in das Fürstenthum Minden. Der ganzen Macht Ludwigs XIV. war Friedrich Wilhelm allein nicht vermögend zu widerstehn, er selbst auch mußte Frieden suchen, welchen der König von Frankreich, ein treuerer Bundesgenosse als die dem Kurfürsten zu Theil gewordenen, nur unter der Bedingung zugestand, daß alle den Schweden entrissene Länder und Festungen ihnen zurückgegeben würden. Vergebens suchte der Kurfürst die Früchte seiner kriegerischen Anstrengung wenigstens zum Theil zu behaupten, jede Zögerung wurde zuletzt gefährlich, und auf jene harte, durch geringe Gegenbewilligung nur wenig ermäßigte Bedingniß wurde der Frieden mit Frankreich und Schweden zu St. Germain en Laye am 29. Juni 1679. durch den brandenburgischen Bevollmächtigten Meinders endlich unterzeichnet.

Inmitten aller Thaten und Ehren, welche den emporgestiegenen Krieger schmückten, blieb Derfflinger gleichwohl mancher Berührung ausgesetzt, die ihn vor eitlem Uebermuthe, oft nur allzu schonungslos bewahren sollte. In einer Stellung, wie die seinige war, sind Neider und Feinde unvermeidlich; ihren Haß nährt oft noch selbst

die Güte, die ihn versöhnen möchte. Die dunkle Herkunft, in deren Gegensatz Verdienst und Würde nur um so glänzender hervortraten, wurde das bequeme Ziel niedriger Schmähungen. Die bittre Schmach, welche der Feind ihm bei der Belagerung von Stettin anthat, ist schon erwähnt worden. Aber auch im Kreise der Seinen widerfuhr ihm manch schnöde Begegnung. Nicht die Gunst und Achtung des edlen Kurfürsten, nicht das Ansehn der wohlerworbenen Feldmarschallswürde vermochte freche Beleidigungen in jenem Bezuge ganz zu hindern. Doch Derfflinger war nicht der Mann sie geduldig zu ertragen. Als ein französischer Gesandter einst die Unverschämtheit hatte, den Kurfürsten bei der Tafel zu fragen, ob es wahr sei, daß er einen General in Diensten habe, der ein Schneider gewesen? trat Derfflinger, die Antwort nicht abwartend, sogleich auf, und flammende Blicke auf den Gesandten schießend, „Hier ist der Mann, rief er, von dem das gesagt wird; hier aber (auf seinen Degen schlagend) hier ist die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe!“ Ein allgemeines Staunen und langes Stillschweigen der Anwesenden vollendete die Vernichtung des erblaßten Diplomaten. Nach andrer Erzählung fiel dieser Auftritt mit einem Herzoge von Holstein-Beck vor, was jedoch hier einerlei sein kann.

Derfflinger jedoch schämte sich der Erinnerung seiner früheren Lebensverhältnisse keineswegs, nur vorwerfen sollte sie ihm keiner, er selbst rief manchen Zug seiner Vergangenheit gern auf heitre Weise hervor. Als er noch gemeiner Dragoner war, erzählte man, konnte er einmal nachts nicht schlafen, sondern warf sich unruhig auf der Streu hin und her, wodurch sein Zeltkammerad gleichfalls am Schlafe gehindert blieb, und ihn scheltend fragte, warum er so unruhig sei? Derfflinger antwortete, er könne nicht schlafen, weil ihn der Gedanke quäle, wie er in der Welt wohl noch ein General werden möchte. „Ach was! rief der Andre, lieg und schlaf! ein Lumpenhund magst du wohl noch werden, aber kein General!“ Dreißig Jahre nachher, als er schon Feldmarschall war, kam Derfflinger auf der Reise in ein Städtchen, wo der Name des Bürgermeisters ihm auffiel; er fuhr sogleich vor dessen Wohnung an, und als derselbe eiligst mit der Mütze in der Hand hervorstürzte, rief Derfflinger, der auf den ersten Blick seine Vermuthung bestätigt fand, ihm mit starker Stimme entgegen: „Kammerad, kennen wir uns noch wohl?“ — Ja, erwiederte der Bürgermeister mit Zögern. — „Und wie ist's mit der Prophezeihung geworden?“ fuhr Derfflinger fort, indem er ihm die Worte jener Nacht zurückrief.

Der Bürgermeister entschuldigte sich, nach so langer Zeit könne er sich der Worte, die er damals gebraucht, so genau nicht mehr erinnern, bäte aber gern um Verzeihung, wenn unter ihnen als damaligen Zeltkammeraden etwas vorgefallen, das ihrem jetzigen Abstande nicht gemäß sei. „Wenn's einmal Lumpenhund sein muß, rief Derfflinger, so mag's drum sein; aber wer ist denn nun der größte geworden, ich oder du?" Der Bürgermeister wußte sich in seiner Verwirrung kaum zu fassen, der Feldmarschall aber sprang aus dem Wagen, umarmte ihn brüderlich, klopfte ihm auf die Schultern, und fragte, ob er was Gutes zu essen habe? Jener antwortete, Schinken, geräucherte Würste, und Fische und Krebse habe er im Hause. „Und ich, sagte Derfflinger, habe guten Rheinwein bei mir." Und so gingen sie zusammen hinein, aßen und tranken vergnügt mit einander, und unterhielten sich mit alten Schnurren und Streichen aus jener frühen Zeit.

Endlich sah Derfflinger die Waffenruhe, die ihm gegen seinen Wunsch, doch nur zu Vermehrung seines Ruhmes, so lange war verspätet worden, glücklich erreicht, und mit voller Freudigkeit gab er sich dem Genusse derselben hin. Ihm blieben zwar auch im Frieden die wichtigsten Aemter und Würden, die Statthalterschaft von Hinter-

pommern und Kamin, die allgemeine Aufsicht über die sämmtlichen Festungen, der Oberbefehl über alle Kurfürstlichen Truppen, die Wirksamkeit als Geheimer Kriegsrath; allein die gleichmäßigen Geschäfte einer geordneten Verwaltung, deren Arbeiten sich leicht vertheilten und übertrugen, mußten dem von Kriegesthätigkeit Ausruhenden nur Erholung dünken, in welcher die völlige Muße sich gern verhüllt und doch immer leicht wiederfindet. Abwechselnd in Berlin, wo er am Hofe seines feldherrlichen Fürsten und an der Spitze des Kriegswesens in hoher Gunst und verdientem Ansehn stand, und auf seinen schönen Landsitzen, wo ihn Feld und Gärten glücklich beschäftigten, verlebte er ein frohes Alter, umgeben von einer zahlreichen Familie, die ihn liebend ehrte und pflegte. Der Widerruf des Edikts von Nantes, bei welchem Ereignisse Friedrich Wilhelm auf's neue die ganze Größe seines Geistes und Muthes zeigte, indem er, dem Zorne Ludwigs XIV. trotzend, den Verfolgten Schutz und Aufnahme gab, führte durch die zahlreich einwandernden französischen Protestanten eine Menge neuer Künste und frischer Thätigkeiten nach Brandenburg. An dieser allgemeinen Belebung nahm Derfflinger, wie es scheint, eifrigen Antheil; seine Liebe zum Bauen und Pflanzen fand in den Kenntnissen und dem Ge-

schmacke der gebildeten Ankömmlinge mannigfache Förderung. Vielleicht wird die Vollendung der schönen Gärten zu Gusow mit Recht in diese Zeit gesetzt. Inmitten solch heitrer Beschäftigung genoß Derfflinger den Nachsommer seines Lebens, der, je weniger davon zu sagen geblieben, nur um so glücklicher gewesen sein mag. Doch erlebte er in dieser Zeit auch den Tod seines jüngeren Sohnes, der im Jahre 1686. im Türkenkriege vor Ofen den Heldentod fand.

Indeß konnte sein Lebensglück nicht über den Zustand seiner Gesundheit und seiner Kräfte gebieten; sein zunehmendes Alter war von mancher Schwäche und Kränklichkeit begleitet, gegen welche der Wille zuletzt nichts mehr vermochte. Der Kurfürst bedurfte in den neuen Verwickelungen, zu denen sich die politischen Händel anließen, eines kräftigeren Ueberblicks, einer rascheren Thätigkeit, als sein alter Feldmarschall den Staats- und Kriegsangelegenheiten jetzt noch widmen konnte; dieser selbst hatte sich mehrmals darüber mit dem Kurfürsten in vertraulicher Offenheit besprochen. Als daher der Marschall Graf von Schomberg dem französischen Kriegsdienste um des protestantischen Glaubens willen entsagte, und seine Zuflucht nach Brandenburg nahm, eilte der Kurfürst, den berühmten Feldherrn in dem gehörigen Range bei

seinem Heere wiederanzustellen. Durch ein Schreiben vom 19. April 1687. machte er diese Entschließung dem alten Derfflinger, der in Gusow seit längerer Zeit unpäßlich war, in den schonendsten Ausdrücken bekannt; alle seine Würden und Einkünfte sollten ihm verbleiben, nur die Oberaufsicht und die unmittelbare Befehlführung über die Truppen der jüngeren Kraft übertragen sein. Doch wie sehr die Lage der Dinge eine solche Anordnung rechtfertigte, und wie einverstanden Derfflinger früher selbst dazu gerathen, so reizte doch der Augenblick, da die Sache wirklich geschah, seine Empfindlichkeit, und sein Antwortschreiben verhehlte dieselbe nicht, so wenig als die Hoffnung, jenem Amte durch völlige Genesung bald selbst wieder vorstehn zu können.

Derfflinger hatte den Schmerz, im folgenden Jahre seinen großen Fürsten und Feldherrn durch den Tod zu verlieren. Friedrich Wilhelm starb den 28. April 1688. mit dem hohen Gleichmuthe, den er in Krieg und Schlacht so oft bewiesen. Derfflinger folgte bei dem feierlichen Leichenbegängnisse in dem leidtragenden Range, den seine hohen Würden ihm anwiesen, und dem die Bekümmerniß seines Herzens bei solch traurigem Anlasse nur zu sehr entsprechen durfte. In gleichen Ehren und Würden, wie bei dem großen Kurfürsten, blieb bei dessen Nachfolger

Friedrich III. der alte Feldmarschall geschätzt und angesehn. Er ging sogar in dem bald wieder gegen Ludwig XIV. ausgebrochenen Kriege noch einmal mit in's Feld; obgleich schon früher alles eigentlichen Dienstes überhoben, glaubte er doch, da seine Kriegserfahrung in Anspruch genommen wurde, nicht zurückbleiben zu dürfen. Er folgte dem Kurfürsten, der mit 20,000. Mann zu dem Kaiserlichen Heere zog, im Jahre 1690. nach Flandern. Allein der Feldzug blieb ohne bedeutende Ereignisse, und Derfflinger kehrte nach Berlin zurück, um fernerhin ganz der Ruhe zu leben. Auch nahm er an den folgenden Feldzügen, in welchen seine drei Regimenter stets mitfochten, persönlich keinen Theil mehr. Er lebte seine letzten Jahre im Schooße seiner Familie, meist auf dem Lande, jeder Sorge enthoben, nach durchkämpftem Leben in stillem Frieden. Sein irdisches Heil war ihm in reichen Maßen zugeströmt, um das himmlische war ihm nicht bange. Man rühmte seine wahrhafte Frömmigkeit, die sich mit festem Vertrauen an die protestantischen Glaubenslehren anschloß; Johann Arnds wahres Christenthum ließ er sich fleißig vorlesen, ein Erbauungsbuch, das noch heutiges Tags den Bedürfnissen vieler Frommen entspricht. Betagt und lebenssatt starb er endlich

den

den 4. Februar 1695. fast 89. Jahr alt den sanften Tod der Altersschwäche bei völligem Bewußtsein. Seinem Willen gemäß wurde sein Begräbniß ganz einfach veranstaltet, und in der Gedächtnißrede, die ihm der Prediger zu Gusow, Salomon Sannovius, hielt, nicht das geringste von seinem Leben und seinen Thaten erwähnt. Dieser Prediger hat jedoch viele Nachrichten über Derfflinger mit großem Fleiße gesammelt, wovon die Handschrift vielleicht noch irgendwo bewahrt ist.

Von Derfflingers Persönlichkeit findet sich folgende ältere Schilderung, welche der Anblick eines noch erhaltenen Gemähldes gegeben zu haben scheint. „Ein starkes, krauses Haar zierte sein Haupt. Sein Gesicht ist durch die breite Stirn, starke Augenbraunen, lebhafte Augen, große Nase, starkes Kinn, volles Gesicht und Unterkehle kenntlich, welches der Bart über der Oberlippe und etwas stehengebliebenes verstutztes Haar unter der Unterlippe noch mit mehren Merkmalen versehen. Er muß ein wohlgebildeter, großer, starker Mann gewesen sein, den schon die Natur zum Kriege gemacht.“ Seine Eigenschaften als Feldherr sind aus der Erzählung seines Lebens genugsam zu erkennen; Rathschlag und Ausführung finden sich stets bei ihm in gleicher Tüchtigkeit. Der

Unternehmungsgeist, die Schnelligkeit und Kühnheit, welche dem Reiterdienste vor allen angehören, sind die Grundzüge des Karakters, den er als Kriegsmann zeigte; die Reiterei war seine Waffe, ihr hing er durch sein ganzes Leben, vom Gemeinen bis zum Feldmarschall, treulich an. Die Truppen liebten ihn und folgten mit Vertrauen seiner Anführung, die den Sieg zu verbürgen schien. Er hatte mit ihnen eine leutselige, freigebige Art, wie folgender Zug beweist. Er sah einst mit einem Unteroffizier in einer Festung seine Lade voll eingehämmerter Thalerstücke nach. Der Anblick solcher niegesehenen Menge Geldes brachte den letzteren ganz aus der Fassung, daß er staunend zurückwich. Da befahl ihm Derfflinger, sich eine Handvoll davon zu nehmen, und da jener, noch mehr erschrocken, dies nicht thun wollte, so nahm er selbst eine tüchtige Handvoll heraus, und steckte sie ihm freudig zu mit den Worten, er solle nur nehmen, so was käme doch nicht oft. Seinen Feldherrngaben ertheilt Friedrich der Große ein ehrenvolles Zeugniß. „Parmi les généraux de l'Électeur, — heißt es in den Mémoires de Brandebourg, — le vieux Derfflinger et le prince Jean George d'Anhalt avaient la plus grande réputation. Le prince d'Anhalt passait

pour sage, et Derfflinger pour entreprenant; ce dernier servit bien son maître à la surprise de Rathenow, à la poursuite des Suédois après la bataille de Fehrbellin, et à hâter la diligence extraordinaire des troupes dans l'expédition de Prusse." Seinen Ueberblick, seine Kriegskenntniß und Waffenkunde dankte er bloß der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung, die ihm sein Leben in ungewöhnlicher Fülle dargeboten, selbst vom Geschützwesen und Festungsbau hatte er auf diese Weise ausreichende Einsicht erlangt. Seinen Namen unterzeichnete er sehr zierlich, und zwar nie Dörfling, wie man ihn meistens genannt findet, sondern Derfflinger; alles Uebrige sagte er seinen Schreibern in die Feder. Gelehrsamkeit und Studium blieben ihm fremd, und sein Mangel an Schulunterricht kam oftmals in lustigen Irrungen an den Tag. Man erzählt, er habe einst den Bericht eines Rittmeisters, der auf Erkundung des Feindes ausgeschickt worden, und dem Datum seines Zettels das Wort Raptim vorgesetzt hatte, aus einem Orte solches Namens geschrieben geglaubt, und lange vergebens nach der Lage dieses Ortes gesucht. „Ich habe den Rittmeister, sagte er, nach Neudorf beordert, und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt!" Endlich

aufgeklärt, das Wort sei lateinisch und bedeute in Eil, sagte er voll Eifers: „Ei so hätte der Narr mögen auf gut Deutsch hinschreiben in Eil, und ich hätte mir eine gute halbe Stunde unnützes Suchen erspart.“ Ein andermal wurde berichtet, die Truppen könnten nicht so rasch gegen den Feind anrücken, weil die Defilé's sie aufhielten; „Schlagt die Teufels todt!“ rief der ungeduldige Feldherr, der das unbekannte französische Wort für diese im Plattdeutschen ähnlich klingende Feindesbenennung nahm. Ueberhaupt konnte er ausländische Wörter und Namen nicht leiden, und setzte sie stets in ihm bekanntere um. Den spanischen Gesandten Castanaga, zum Beispiel, nannte er nie anders, als Kaspar Nagel. Noch viele Schnurren solcher Art wurden ihm nacherzählt, wovon aber nur wenige in der Ueberlieferung noch übrig sind. Von Natur bieder und frohmüthig, scheint er eine gewisse Derbheit und Laune glücklich vereint zu haben. Sein Umgang war aufrichtig und zuverlässig, doch hinwieder auch klug und gewandt genug, wo die Umstände dies forderten. Der Italiäner Leti, der ein Gemählde des brandenburgischen Hofes verfaßt, schildert ihn als einen Mann von sanften und feinen Sitten, der am Hofe sich sehr wohl dargestellt. Ueberhaupt scheint er in al-

len Dingen eine gute Art und sichres Maß gehabt zu haben, ohne nach irgend einer Seite hin die Schranken zu übertreten. Bei vielfachen Ausgaben hielt er sein Vermögen doch wohl zu Rath, und sein guter Stern hatte ihn wie aus Niedrigkeit zu den höchsten Ehren, so auch aus Armuth zu den größten Reichthümern emporgeführt. Seine Kriegsämter brachten ihm sehr bedeutenden Dienstgehalt, seine drei Regimenter ebenfalls beträchtliche Einkünfte. Außerdem erhielt er zur Belohnung seiner großen im Felde geleisteten Dienste von dem Kurfürsten wiederholt außerordentliche Geschenke; im Jahre 1675. anfangs 10,000. Thaler, darauf nach der Schlacht von Fehrbellin noch 10,000. und endlich eine Verschreibung auf die gewesene Komthurei Wildenbruch von 120,000. Thaler; ferner im Jahre 1678. wegen der bei Einnahme der Insel Rügen und der Festungen Stralsund und Greifswalde bewiesenen Tapferkeit eine Anweisung von 50,000. Thaler auf die spanischen Hülfsgelder, die im folgenden Jahre auf 62,000. erhöht wurde. Außer großen Summen baaren Geldes hinterließ er die theils erheiratheten, theils angekauften herrlichen Güter Gusow, Platkow, Wulkow, Klessin und Hermsdorf in der Kurmark, Schildberg in der Neumark, Quitemen nebst den dazu gehörigen Dörfern in Preußen,

endlich zu Berlin das von Nering für ihn erbaute und zu seiner Zeit prächtige Haus am kölnischen Markte, welches grad' im Gesichte des Königlichen Schlosses liegt, und jetzt dem Kaufmann Westphal gehört. Wegen der Besitzungen in Preußen war ihm das dortige Ingeburtrecht, später auch das polnische ertheilt worden.

Derfflinger sah aus seinen beiden Ehen eine zahlreiche und blühende Nachkommenschaft. Seine Tochter, Beate Luise, die einzige Frucht aus der ersten Ehe, heirathete im Jahre 1674. den Generallieutenant und Oberhauptmann der Festung Küstrin, Kurt Hildebrand von der Marwitz; drei jüngere Töchter aus der zweiten Ehe, Luise, Emilie und Charlotte, wurden die Gattinnen des Generallieutenants Joachim von Dewitz, des Obersten Hans Otto von der Marwitz, und des Generalmajors Johann von Zieten; eine fünfte Tochter Dorothea starb unvermählt. Seine beiden Söhne aus der zweiten Ehe, Friedrich und Karl, bezogen im Jahre 1676. zusammen die Universität, studirten zuerst in Frankfurt an der Oder, darauf in Tübingen. Der jüngere ging in der Folge mit den brandenburgischen Hülfsvölkern gegen die Türken nach Ungarn, wo er im Jahre 1686. vor Ofen blieb. Der ältere begab sich eine Zeitlang nach

Straßburg, machte sodann große Reisen, besuchte Frankreich, Holland, England, Italien, Malta, und ging endlich zu Venedig als Oberstlieutenant in Dienste der Republik, deren Truppen der Feldmarschall Graf von Königsmark befehligte. Im Jahre 1688. von seinem Vater zurückgerufen, erhielt er den gleichen Grad im brandenburgischen Heere, nahm aber im Jahre 1691. den Abschied, um sich ganz der Pflege des alten Vaters zu widmen. Nach dessen Tode trat er wieder in Dienste, stieg bis zum Generallieutenant, und starb im Jahre 1724. zu Gusow ohne Kinder. Er hinterließ den Ruhm eines edlen und tapfern Mannes, und eine Wittwe, geborne von Osterhausen, eine fromme tugendhafte Frau, die ihn noch lange überlebte. Mit ihrem Tode, der zu Berlin im Jahre 1740. eintrat, erlosch der Name Derfflinger unter den Lebenden. Von des alten Feldmarschalls Töchtern aber erblühte eine große Nachkommenschaft, die sein Geschlecht in dem angeeigneten Vaterlande kräftigst erhalten und weit verzweigt hat. Derfflinger prangt jetzt als Ahnherr in den Stammbäumen der Fürsten von Schönburg und Reuß, der Grafen von Stollberg-Wernigerode, Haugwitz und Podewils, der Familien von der Marwitz, Zieten, Bismark, du Rosey, Bonin und mancher

andern angesehenen Geschlechter, die seines Namens mit Recht sich rühmen.

Derfflingers Bild ist in Kupferstichen, Denkmünzen und Gemählden mannigfach erhalten. Eines der letztern wird noch zu Berlin in dem Hause aufbewahrt, dessen Besitzer er einst gewesen. Sein Zeitgenosse Johann von Besser, Ceremonienmeister und Dichter am brandenburgischen Hofe, hat seiner in dem Lobgedichte auf Friedrich Wilhelm den Großen ruhmvoll gedacht. In späterer Zeit hat Blum, in dem Schauspiele das befreite Rathenau, ihn unter den Helden der Begebenheit mitaufgeführt. Gleiches ist in unseren Tagen durch Heinrich von Kleist, in dem Schauspiele der Prinz von Homburg, geschehn, doch hat die freischaltende Einbildungskraft des Dichters in diesem glänzenden Erzeugnisse die Treue geschichtlicher Einzelheiten keineswegs beabsichtigt.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Fürsten von Anhalt-Dessau prangen durch drei Geschlechtfolgen ununterbrochen an der Spitze des preußischen Heeres als Feldmarschälle. In dieser glänzenden Reihe strahlt jedoch am meisten Leopold, der zwischen seinem Vater und seinen Söhnen in hervorleuchtender Mitte steht. Er wurde geboren am 3. Juli des Jahres 1676. auf dem Schlosse zu Dessau. Sein Vater Johann Georg, regierender Fürst, war durch seine Gemahlin, die Prinzessin Henriette von Oranien, mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Großen, verschwägert, und stand zugleich in dessen Kriegsdiensten als Feldmarschall und Statthalter der Mark. Nach einem frühverstorbenen Prinzen und sieben Prinzessinnen erschien dem Fürstlichen Hause endlich in Leopold wieder ein längst ersehn-

ter und kaum gehoffter Erbprinz. Das ganze Land nahm lebhaft Theil an der ungemeinen Freude der Aeltern, welche durch den neuen Sprößling ihre Stammesfolge gesichert sahen. Denkmünzen, die auf seine Geburt geprägt wurden, drückten diese Bedeutung aus. Dieses theure Kind gegen jede Gefahr sorgsam zu hüten, und seinem zarten Alter kräftiges Gedeihen zu geben, dahin wandte sich alles eifrigste Bemühen. Wenn glücklicherweise keine Verzärtelung hieraus entstand, so blieb doch auf der andern Seite nicht jeder Nachtheil vermieden. Der Prinz sollte, so war des Vaters Befehl, in keiner Art einen Zwang erleiden, seinen Wünschen und Launen mußte willfahrt werden, seinen Neigungen nachgegeben. Gleichmäßig mit der Stärke des Körpers entwickelte sich die des Gemüths, und Aeußerungen von Kraft und Herzhaftigkeit wurden ihm schon im ersten Lebensjahre nacherzählt, und die Bürgerschaft von Dessau huldigte seinem Geburtsfeste, da er eben ein Jahr alt geworden, durch Ueberreichung einer Denkmünze, die ihn als jungen Herkules, in der Wiege zwei Schlangen zerreißend, darstellte. In Fülle der Gesundheit entwickelte sich der Knabe zu immer größerer Kraft und Heftigkeit des Willens. Sein ungestümer Sinn duldete keine Schranken,

sein gebieterischer Trotz keinen Widerspruch, gewaltsam schaltete er in seiner Umgebung, und ungestraft folgte er jeder leidenschaftlichen Wallung. Seine ganze Richtung ging auf das Kriegswesen. Den Uebungen der Soldaten beizuwohnen, Kriegsgeschichten anzuhören, und selbst die Waffen zu führen und wilde Wagnisse zu bestehn, wurde seine einzige Lust und Beschäftigung. Für andern Unterricht, als diesen unmittelbar kriegerischen, hatte er so wenig Sinn als Geduld; man mußte darauf verzichten, ihm die gewöhnlichen Kenntnisse der Schule beizubringen, und nur aus den Lebensberührungen des Umganges empfing er die nothwendigsten, so wie den Gebrauch der französischen Sprache, mit der ihn schon die frühste Kindheit vertraut gemacht. Dagegen bewies er die größte Ausdauer in jeder körperlichen Uebung und Abhärtung. Vom neunten Jahre an ging er mit dem Vater auf die Jagd, die ihm sein ganzes Leben lang ein Gegenstand der Leidenschaft blieb, theilte alle Beschwerden der Erwachsenen, und lag mit ihnen manche Nacht in Wald und Feld unter freiem Himmel. Auch begleitete er den Vater häufig nach Berlin, wo die kriegerische Umgebung ihn nur immer heftiger aufreizte, und gewaltsamer zu den Waffen hinzog. Sein entschiedener Hang

und seine kraftvollen Anlagen für den Kriegerstand gaben ihm bald eine frühzeitige Berühmtheit, und weckten die außerordentlichsten Erwartungen. Kaiser Leopold wurde dadurch bewogen, den erst eilfjährigen Knaben auf Ansuchen des Vaters im Januar 1688. zum Obersten und Inhaber eines Regiments zu Fuß zu ernennen. Unter steten Leibes- und Waffenübungen, und immer ernsthafter in die Verhältnisse des Kriegers eingehend, erreichte er sein siebenzehntes Jahr, als er unerwartet am 17. August 1693. durch den Tod seines Vaters zur Regierung berufen wurde, deren wirklichen Antritt jedoch seine Minderjährigkeit ihm noch versagte.

Zufolge der getroffenen Anordnung übernahm die verwittwete Fürstin die Vormundschaft ihres Sohnes und die Verwaltung des Landes. Leopold, dessen Ehrgeiz nicht so sehr darauf gerichtet war, ein Regent, als vielmehr ein Soldat zu sein, sah freudigst die Regierungsgeschäfte in der guten Obhut seiner Mutter, und ergab sich desto ungebundener seiner Leidenschaft für das Kriegswesen. Aber wie heftig diese auch war, so gab sie bald noch einer andern Raum, die ihn mit gleicher Gewalt fortriß. Ein schönes und mit edlen Eigenschaften reichbegabtes Bürgermädchen, Anna Luise Fösin, die Tochter eines Apothekers in Dessau,

war von ihrem siebenten Jahre mit ihm aufgewachsen, und Leopold gleich von Anfang der holden Gespielin, die seinen Trotz und seine Wildheit noch am meisten zu sänftigen wußte, überaus gewogen. Aus dieser innigen Gemeinschaft entstand mit zunehmenden Jahren eine leidenschaftliche Liebe, welche den gewaltsamsten Ausbruch drohte. Anfangs glaubte man, die schnell entzündete Flamme würde eben so schnell wieder verlöschen, und die Leidenschaft durch ihre Wildheit selbst ihr Ziel bald übereilen; allein man täuschte sich in der Beurtheilung beider Gemüthsarten. Das sechszehnjährige Mädchen, dessen Nachgiebigkeit hier so gern gebilligt und zum Guten ausgelegt werden mochte, hatte Fassung und Stärke genug, der stürmischen Bewerbung des geliebten Jünglings und künftigen Landesfürsten zu widerstehn. Leopold hingegen, dessen Willenskraft das einmal Ergriffene eisern festhielt, wurde durch jedes Hinderniß, das seinen Wünschen entgegentrat, nur um so stärker aufgereizt, und war sogleich für das ganze Leben entschieden. Durch die Klugheit und Sittsamkeit der Geliebten von dem Gefühl ihres Werthes nur noch tiefer durchdrungen, faßte er den Entschluß, sie zu heirathen, und kündigte seiner Mutter eines Tages diesen unabänderlichen Vorsatz an. Die

Fürstin, äußerst beunruhigt durch die unerwartete Wendung, welche diese Sache zu nehmen drohte, sann auf Mittel, eine so ungeziemende Verbindung zu hintertreiben; sie hoffte, eine längere Entfernung von dem Gegenstande seiner Leidenschaft werde ihn desselben nach und nach vergessen machen, und betrieb deßhalb, daß Leopold auf Reisen ginge, wozu er sich gegen alles Erwarten gern bereit finden ließ. Er begab sich zuvörderst nach Berlin, um von dem dortigen Hofe sich zu der weiteren Reise zu beurlauben. Der Kurfürst Friedrich III. wollte seinem jungen Vetter gleich ein Regiment zu Pferde geben, allein dieser wünschte lieber das Regiment zu Fuß, welches schon sein Vater gehabt, und dessen Offiziere ihm schon größtentheils befreundet und ergeben waren; deßhalb zog er vor, die Zeit noch abzuwarten, bis dasselbe erledigt würde. Zu seinem Hofmeister wurde Herr von Chalisac bestellt, ein Edelmann aus Guienne, der sein Vaterland wegen Glaubensverfolgung verlassen hatte; mit diesem und einer angemessenen Dienerschaft, die für ihn ausgewählt worden, trat er hierauf unter dem Namen eines Grafen von Walbersee am 25. November 1693. die eigentliche Reise an. Bei dem damaligen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich

reich, welcher so viele Länder zerrüttete und gleichsam zuschloß, blieb Italien fast das einzige, welches ohne Schwierigkeit und Unruhe zu besuchen war. Dorthin wurde demnach das erste Ziel der Reise genommen.

Ueber Nürnberg, Augsburg, Inspruck, Trient und Verona langte Leopold am 25. December glücklich in Venedig an. Er fand hier für seinen lebenskräftigen Sinn, für seine leidenschaftlichen Begierden volle Nahrung. Ungezähmt gab er sich den wildesten Neigungen, den heftigsten Ausbrüchen hin. Unaufhörlicher Verdruß und häufig die gewaltsamsten Auftritte waren Chalisacs trauriges Loos; er verzweifelte zuletzt, auf die Lebensweise seines Zöglings noch irgend einzuwirken; vernünftige Erörterungen und strenge Vorwürfe blieben so unwirksam, wie alle früher versuchten liebreichen Mahnungen. Die einzige Triebfeder, welche noch einigen Vortheil gewähren konnte, war die der Ehre und des Ruhms; diesen Vorstellungen strebte er mit gleicher Begierde nach, wie allen andern Gegenständen, die sein kräftiges Gemüth einmal erfaßt hatte. Aber nicht immer und gleich, ja nicht ohne Gefahr, war diese Triebfeder geltend zu machen. Eines Morgens kam Leopold, nach wilddurchschwärmter Nacht, in wüster Trunkenheit

nach Hause, wo Chalisac in größten Sorgen noch vom Abend her wach seiner harrte; aber jener war nicht in der Laune, die strengen Worte, welche dieser verweisend an ihn richtete, geduldig anzuhören, sondern lief in voller Wuth nach seinen Pistolen, drang mit gespanntem Hahn auf ihn ein, und schrie ihm zu: „Hund, jetzt bring' ich dich um!“ Er wäre vielleicht in diesem Augenblicke der Mörder seines Hofmeisters geworden, hätte nicht Chalisac mit furchtloser Fassung ihm stark erwiedert: „Thun Sie es, aber bedenken Sie vorher, wie diese schöne That einst in der Geschichte der Fürsten von Anhalt, die so viel Ruhmwürdiges vollbracht haben, sich ausnehmen wird!“ Diese ernste Anrede entwaffnete den Wütherich; beschämt durch die unerschrockene Ruhe seines Hofmeisters warf er die Pistolen weg, umarmte denselben, und bat ihn um Verzeihung, indem er ausrief: „Wahrhaftig, Sie haben Recht, ich war im Begriff, eine schändliche That zu begehn!“ In Venedig befand sich damals ein großer Zusammenfluß vornehmer Fremden; außer dem Karnaval trafen in diese Zeit auch noch außerordentliche Festlichkeiten, welche die Schaulust lebhaft ansprachen, die Wahl eines neuen Dogen, die Krönung der Gemahlin desselben, endlich das feierliche Leichen-

begängniß des großen venetianischen Helden Franz Morosini, der von dem Schauplatze seiner Kriegsthaten den Beinamen der Peloponnesische erhalten hatte. Unter den Anwesenden machte sich der Prinz August von Sachsen, der im folgenden Jahre zur Kurwürde gelangte, und bald nachher König von Polen wurde, neben seinem Rang auch durch glänzende Persönlichkeit und vielfache Abentheuer bemerkenswerth; Leopold kam hier mit demselben in genaue Bekanntschaft, und behielt auch in der Folge stets dessen freundliche Zuneigung. Inmitten dieses Aufenthalts empfing Leopold auch noch die freudige Nachricht aus Berlin, daß sein Wunsch erfüllt, und das schöne Regiment seines Vaters, nach eingetretener Erledigung, ihm von dem Kurfürsten verliehen worden.

Nachdem der Winter in Venedig unter Lustbarkeiten und Zerstreuungen verflossen, trat Leopold am 5. März 1694. endlich die Weiterreise an, und richtete dieselbe zunächst in den Kirchenstaat, besah Ferrara, Bologna, Ancona, Loretto, und traf am 30. in Rom ein. Hier führte er ungefähr dasselbe Leben, wie in Venedig, nur stattlicher und größer. In der Nähe des Kapitols miethete er einen schönen Pallast, und empfing und besuchte die große Welt, in welcher ihm viel

Auszeichnung zu Theil wurde. Der Kardinal von Goes, der schon seinem Vater befreundet gewesen, der Kaiserliche Gesandte Fürst Anton von Liechtenstein, und mehrere deutsche Prinzen, die sich grade in Rom aufhielten, wurden ihm nahe Bekannte. Die durchdringende Kraft seines Wollens, seine körperliche Gewandtheit und Abhärtung, die kriegerische Rauhheit seines ganzen Wesens, machten seine Erscheinung bedeutend und bemerkbar. Alterthümer und Kunstwerke ließen ihn unbekümmert, er that um dieser Gegenstände willen keinen Schritt, und das, was sich von selbst seinen Augen aufdrang, würdigte er kaum eines Blicks. Desto eifriger besuchte er die Reitbahn, das Ballhaus, den Fechtboden und andre Uebungsorte, wo er durch Kühnheit und Fertigkeit die größten Meister in Erstaunen setzte. Von Rom aus begab er sich auf kurze Zeit nach Neapel, wo ihn sowohl der Vicekönig als der Prinz von Vaudemont mit großen Ehren aufnahmen. Er wohnte hier dem Feste des heiligen Januarius bei, und sah das Blut dieses Heiligen flüssig werden, betrachtete den tobenden Vesuv, und kehrte dann nach Rom zurück, wo er abermals den ritterlichen Uebungen mit verdoppeltem Eifer oblag. Nachdem er Tivoli, Frascati und andre Umgebungen besucht, auch nach Civita-

vecchia eine Reise gemacht hatte, verließ er endlich Rom am 13. September, und ging zuerst nach Siena, wo ihn der Kardinal von Medicis, Bruder des Großherzogs von Toscana, bewirthete, und die deutschen Studirenden, deren Landsmannschaft auf dortiger Universität großer Vorrechte genoß, ihn als Ehrenmitglied in ihre Zahl aufnahmen. In Livorno besichtigte er den Hafen, und besuchte zwei auf der Rhede liegende Kriegsschiffe, ein englisches und ein holländisches, die ihn als nahen Verwandten des Hauses Oranien mit Abfeurung des Geschützes und freudigem Zuruf empfingen. Auf dem Rückwege nach dem Hafen drohte ein Sturm, der sich inzwischen erhoben, sein kleines Fahrzeug in den Wellen zu begraben, doch unerschrocken gelangte er durch alle Gefahr endlich wohlbehalten wieder an's Land. Ueber Pisa und Lucca ging er hierauf nach Florenz, wo sowohl der Großherzog Cosmo III. als dessen Prinz Johann Gaston ihn acht Tage lang festlich vergnügten, und ihm bei der Abreise aus besonderer Höflichkeit zwei Minister und viele Hofkavaliere bis an das Thor zur Begleitung gaben. Ueber Modena, Parma, Piacenza, Tortona und Novi gelangte er dann nach Genua, und endlich am 20. Oktober nach Turin. Hier fand er seinen

Vetter, den Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg, der sich als Freiwilliger bei den brandenburgischen Truppen aufhielt, und im folgenden Jahre, als Opfer der unglücklichen Losreißung von seiner Geliebten und Gattin, der schönen Gräfin von Salmour, vor Casale einem frühzeitigen Tod erlag. Leopold wurde hier mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, den Prinzen von Commercy, dem Prinzen Maximilian von Hannover und den meisten andern Generalen und Offizieren des Kaiserlichen Heeres bekannt, und deren Umgang, wie solcher einem jungen Menschen zugelassen wird, so berichtet er selber, befeuerte ihn dergestalt, daß er den Entschluß faßte, im folgenden Frühjahre bei seinem brandenburgischen Regimente in wirklichen Dienst einzutreten. Er ließ deshalb sogleich an seine Mutter schreiben, die wider Verhoffen seinen Vorsatz sehr billigte, und auf sein Anhalten erließ der Markgraf Karl bei seinem Bruder dem Kurfürsten sich um dessen Zustimmung verwenden. Nachdem er noch der Herzoglichen Familie von Savoyen aufgewartet, reiste er, schon ganz von seinem neuen Vorhaben erfüllt, am 23. November von Turin ab, und gelangte über Mailand, Brescia, Verona, Vicenza und Padua zum zweitenmale nach Venedig, ver-

weilte aber diesmal kaum drei Wochen daselbst, sondern eilte nach Wien, wo er am 2. Januar 1695. glücklich eintraf. Auch hier widerfuhr ihm ausgezeichnete Behandlung; er sah den Kaiser Leopold und dessen Gemahlin, den römischen König Joseph, den Erzherzog Karl, der nachmals König von Spanien und darauf Kaiser von Deutschland wurde, und die übrigen Mitglieder des Kaiserlichen Hauses; die Kaiserlichen Minister und fremden Gesandten erwiederten seinen Besuch. Seine Mutter hatte veranstaltet, daß er hier vom Kaiser großjährig gesprochen wurde, und die Regierung nun sogleich antreten konnte; er aber wollte von der Vergünstigung, wegen der man ihn nicht gefragt hatte, keinen Gebrauch machen, und erklärte mit dem ganzen Trotze, der ihm eigen war, er wolle damit warten, bis er wirklich 21. Jahr alt geworden. Am 16. Februar verließ er Wien, und kam über Prag und Dresden nach einer Abwesenheit von 14. Monaten, am 24. wieder in Dessau an.

Er eilte zuerst zu seiner Geliebten, für welche sein Herz die gleiche Leidenschaft wie ehmals fühlte, und begrüßte dann seine Mutter, die ihn mit offenen Armen empfing. Hof und Stadt theilten die Freude über seine Wiederkunft; schon

früh zeigte sich, daß rauhe Gewaltsamkeit, die den Einzelnen schreckt und trifft, der Menge durch den besonderen Reiz leicht versöhnt wird, den Kraft und Geist in jener Verbindung entwickeln. Leopold war den Seinigen allen furchtbar, sein Zorn hatte weder in seinem Gemüth noch in der äußeren Umgebung eine Schranke, der tobenden Willkür des Jünglings, der schon Landesfürst war, mußte sich alles beugen; aber seine Natürlichkeit erweckte hinwieder Zutrauen, seine seltsame Eigenart Wohlgefallen, sein unbezwinglicher Muth Bewunderung. Mit Vorliebe und Zuneigung sah jeder Dessauer in ihm den künftigen Kriegshelden, dem anzugehören ein Stolz sein durfte, und durch alle Schrecken und Leiden, welche die Folgezeit zu tragen gab, erhielt sich mit dieser Stimmung zwischen ihm und seinen Unterthanen fortwährend eine Art guten Verhältnisses. Leopold hatte sich auf seinen Reisen entwickelt, aber nicht verändert; seine Neigungen und Leidenschaften waren stärker, sein Willen unbiegsamer geworden. So erschien auch seine Liebe zur Fösin, weit entfernt durch die Trennung geschwächt zu sein, nach der Wiederkehr nur feuriger und entschlossener, sein Vorsatz sie zu heirathen mehr als je befestigt. Seine Mutter befand sich in großen Sorgen, wie diese

Mißheirath noch abzuwenden wäre. Ein schreckliches Ereigniß mußte sie bald belehren, daß jede Hoffnung dieser Art aufzugeben sei. Durch Absicht oder Zufall erweckt, machte Eifersucht ihm die Treue der Geliebten verdächtig; ein junger Arzt, Verwandter der Fösin, war von weiten Reisen zurückgekehrt, und bezeigte der schönen Base harmlose Aufmerksamkeit. Schon mochte Leopold, von böslichen Einflüsterungen aufgereizt, einem heftigen Ausbruche gegen den Nebenbuhler nahe sein, als er zufällig vorübergehend den jungen Mann mit der Fösin in traulicher Stellung am Fenster stehen sah; dieser Anblick, wahrscheinlich mit Absicht ihm bereitet, setzte sein ganzes Blut in Flammen, mit grimmiger Wuth stürzte er in das Haus, drang auf den jungen Mann mit gezogenem Degen ein, erreichte den Fliehenden in einem entlegenen Gemach, und stach ihn nieder. Dieser gräßliche Mord verbreitete Furcht und Entsetzen um ihn her, niemand wagte gegen ihn aufzutreten, man scheute angstvoll diesen Zorn zu reizen. Auf seine Liebesneigung selbst hatte der Vorgang keinen Einfluß; sie blieb unverändert dieselbe, und der Geliebten rechnete er nicht an, was er bald nachher auch in Bezug auf das unglückliche Opfer seiner Rache als Irrthum erkennen mochte.

Die Leidenschaft zum Kriegsdienste war die einzige, welche mit jener beunruhigenden Liebe noch in Kampf zu stellen blieb, und alles wurde veranstaltet, damit Leopolds Abreise zum Heere beschleunigt würde. Der Krieg, welcher gegen Ludwig XIV. fortwährte, rief ihn nach den Niederlanden, wo mit andern brandenburgischen Truppen auch sein Regiment bei dem Heere des Königs Wilhelm von Großbritannien eingetheilt war. Es bedurfte für ihn keiner dringenden Aufforderung; seine Feldrüstung war durch die mütterliche Fürsorge schon längst bereit, und im Frühjahre 1695., nachdem er zuvörderst in Berlin Rücksprache genommen, eilte er über Halberstadt und Wesel nach Mastricht, wo das zweite Bataillon seines Regiments mit einigen andern in holländischem Solde stand, ließ dasselbe einige Tage exerciren, und begab sich dann nach Lüttich, wo 6. brandenburgische Bataillons, und darunter das erste seines Regiments, unter dem Befehle des Generals von Arnim vereinigt waren. Leopold schrieb noch in späteren Jahren von diesem Eintreffen bei dem Heere: „Es kann es wohl kein Mensch begreifen, als der von Jugend auf so viel Lust zu dienen in sein wallendes Herze hat, wie ich beständig in das meinige befand, daß ich mir so vergnüget sahe,

als ich es mir tausend- und tausendmal gewünschet hatte, das Glück zu erleben, was ich anjetzo völlig besaß." Im Juni kam endlich die noch tausendmal erwünschtere Zeit herbei, daß der Feldzug wirklich eröffnet wurde. Die brandenburgischen Truppen rückten vereint mit einigen holländischen unter dem Befehle des holländischen Generals von Attalone über die Sambre gegen Namur vor, um diese Festung, welche der Marschall von Boufflers mit 16,000. Mann vertheidigte, zwischen der Sambre und Maas einzuschließen. Da die holländischen Truppen Brigadiers hatten, eine Mittelstufe zwischen Oberst und Generalmajor, so wurde, um jede Rangschwierigkeit im Dienste zu beseitigen, auch Leopold als ältester brandenburgischer Oberst mit dieser Würde bekleidet. Das gesammte Belagerungsheer aber befehligte der König Wilhelm selbst, die Angriffe leitete späterhin der berühmte holländische Generallieutenant Coehorn. Leopold that hier in seinem achtzehnten Jahre die ersten Kriegsdienste; bei einem Ausfall aus der Festung bestand er das erste starke Kanonenfeuer. Sein Eifer war unermüdet, eine Nacht um die andre hatte er den Dienst in den Laufgräben, und während andre Offiziere, welche nur die vierte oder fünfte Nacht dazu gebraucht wurden, über die

harte Anstrengung klagten, konnte ihm die seinige noch nicht genügen. Nachdem schon die Uebergabe der Stadt erfolgt, rückte zum Entsatze des Schlosses der Marschall von Villeroi mit 100,000. Mann herbei, der König Wilhelm zog mit der Hauptstärke der Truppen, bei welcher Leopolds Brigade sich befand, ihm entgegen, und hemmte dessen weitere Unternehmung, während der Kurfürst von Baiern den Angriff gegen das Schloß von Namur lebhaft fortsetzte. Mit der endlichen Uebergabe des Schlosses endigte auch der Feldzug, und die Truppen vertheilten sich in die Winterquartiere. Leopold begab sich nach dem Haag, wo der König von Großbritannien und der Kurfürst von Brandenburg verweilten, und ging sodann, als jene heimreisten, auch seinerseits nach Dessau zurück. Aber schon im Anfange des folgenden Jahres 1696. eilte er wieder nach Namur, da die Franzosen Miene machten, diesen Platz anzugreifen, welches jedoch wegen der Bereitschaft der verbündeten Truppen unterblieb. Leopold wurde im März wegen seines Wohlverhaltens zum Generalmajor ernannt, fand aber in diesem wie in dem folgenden Feldzuge, da von beiden Seiten nichts Bedeutendes unternommen wurde, wenig Anlaß sich hervorzuthun. Indeß versäumte er keine Gelegenheit sich zu unter-

richten; begierig sah und hörte er auf die Anführer, welche für die tüchtigsten erkannt wurden, ritt überall bei den Futterungen mit, die von drei zu drei Tagen sich wiederholten, und lernte so nach und nach fast alle Offiziere und ihr Gutes und ihre Fehler kennen, welches ihm in der Folge gut zu Statten kam. Er führte häufig solche Reiterstreifzüge, und jedesmal mit glücklichstem Erfolg, so daß unter seiner Anführung nie ein Pferd in Feindeshände fiel. Den Winter hindurch befand er sich meist in Loo und im Haag bei dem Könige und dem Kurfürsten, die ihm besonders wohlwollten. Im März 1697. erhielt er das Johanniterkreuz.

Der Friede von Ryßwick wurde am 30. Oktober 1697. unterzeichnet, und sämmtliche Truppen kehrten aus dem Felde heim. Leopolds Regiment erhielt seine Quartiere in Halberstadt angewiesen. Am Hofe zu Berlin ging unterdessen eine große Veränderung vor; der Oberpräsident von Danckelmann, erster Minister des Kurfürsten, und der Feldmarschall Graf von Flemming fielen in Ungnade, und statt ihrer trat der Feldmarschall von Barfus an die Spitze der Staatsgeschäfte. Er veranlaßte den Kurfürsten, der seine Geldmittel durch den Krieg erschöpft hatte, und für anderweitigen

Aufwand großer Summen bedürftig war, die Truppenzahl um zwei Drittheile zu vermindern; er wurde beschuldigt, die Ausführung dieser Maßregel nur nach persönlicher Gunst eingerichtet zu haben; auch Leopold, dem der Feldmarschall nicht gewogen war, sah sein schönes Regiment von zehn Kompanieen auf vier vermindert, deren jede 300. Mann behielt. Bevor jedoch die Abdankung der sechs Kompanieen vollendet war, erhielt Leopold in Halberstadt unvermuthet Befehl zu einer besondern Unternehmung. Der Kurfürst hatte von dem Hause Kursachsen für 300,000. Thaler die Erbvoigtei und Schutzgerechtigkeit von Quedlinburg erkauft; allein die Stadt, von Sachsen-Gotha unterstützt, wollte die Uebertragung nicht anerkennen, und keine brandenburgische Truppen einlassen. Die Bürger, eine Ueberrumpelung fürchtend, hielten starke Wache an den Thoren, und hofften auf die Ankunft gothaischer Hülfstruppen. Diesen zuvorzukommen, und die Stadt mit 3. Kompanieen zu besetzen, wurde Leopold beauftragt. Er ritt zuerst mit seinem Major hin, um alle Zugänge zu besichtigen. Zwei Tage darauf zog er abends mit 240. Mann in aller Stille von Halberstadt aus, und war mit Anbruch des Tages vor Quedlinburg, wo niemand in diesem Augen-

blick an einen Ueberfall dachte. Einige Bürger am Thore bekamen von den Soldaten Rippenstöße, wurden entwaffnet, und hierauf alle Thore besetzt; mit den übrigen Truppen rückte Leopold geradeswegs auf den Markt, und ließ plötzlich durch alle Tambur die Reveille schlagen, da denn die Bürger, nach seiner eignen Erzählung, durch den Lärm der Trommeln erwachten, und alsdann sahen, wie gut sie ihre Stadt verwahrt hatten.

Die Feldzüge und Reisen hatten Leopolds Regierungsantritt verzögert, ihm ging das Kriegswesen allen andern Dingen vor, und so verstrich fast ein Jahr, eh er in seiner Eigenschaft als Landesfürst förmlich auftrat. Freilich that und befahl er ohnehin schon, was ihm beliebte, und der unbedingte Gehorsam, den seine schrankenlose Gewalt fand, schien nicht erst einer ausdrücklichen Formel zu bedürfen. Die Fürstin Mutter traf jedoch alsbald nach geschlossenem Frieden alle Anstalten, um dem Sohne die Regierung zu übergeben, und am 13. Mai 1698. geschah unter großen Feierlichkeiten die Erbhuldigung von Stadt und Land. Nur der Krieg hatte bisher seine Leidenschaft zur Föstin eine Zeitlang überdeckt, aber nicht schwächen gekonnt; in aller Stärke entschiedenen Wollens trat sein früherer Entschluß neuerdings

hervor, und trotz der Einrede seiner Mutter und ohne sich um die Mißbilligung andrer Höfe zu kümmern, machte er im September des genannten Jahres die Geliebte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin. Diese Ehe war durchaus glücklich; die zärtlichste und treuste Zuneigung verband beide Gatten bis zum Ende des Lebens, und was im Beginn als rücksichtslose Gewaltsamkeit vorübergehenden Eigenwillens erscheinen konnte, bewährte sich als dauernder Ausdruck innerster Angemessenheit und Herzensbefriedigung. Nach dreien Jahren, als Leopold aus dieser Ehe schon zwei Söhne hatte, brachte er es dahin, daß dieselben durch Kaiserliche Urkunde vom 29. December 1701. für vollkommen ebenbürtig und erbfolgefähig erklärt, die Mutter selbst aber mit den ehrenvollsten Ausdrücken zur Reichsfürstin von Anhalt erhoben wurde.

Von 1697. bis 1699. war Leopold abwechselnd in Dessau und bei seinem Bataillon in Halberstadt. Sogleich in den ersten Jahren seiner Regierung wandte er die thätigste Sorgfalt auf die Verwaltung und Bewirthschaftung seines Landes, und begann die Reihe von Verbesserungen, Ankäufen, Bauten, die von da sein ganzes Leben hindurch fortdauerte. Seinem Scharfsinn entgin-

gen

gen die Vortheile nicht, welche sich zur Steigerung der Fürstlichen Einkünfte darboten, und sein durchgreifender Wille eignete sich dieselben durch alle Mittel an. Sein Hauptaugenmerk blieben jedoch die Kriegesfachen. Tief geschmerzt hatte ihn die Verringerung seines Regiments; er benutzte daher die Gnade und das Ansehn, in welchen er bei dem Kurfürsten stand, um angelegentlichst und dringendst die Herstellung der ursprünglichen Kompanieenzahl zu erbitten. Wirklich erlangte er im März 1699. von dem Kurfürsten die Erlaubniß, die 6. eingegangenen Kompanieen seines Regiments wieder zu errichten. Sein Regiment zählte demnach wieder zwei Bataillons, worüber seine Freude fast eben so groß war, als die erste bei seiner Ankunft beim Heere. Sie wurde noch dadurch erhöht, daß ihm alle Offiziere, die er vorgeschlagen, bewilligt wurden. Er war zur Vermählung seiner jüngsten Schwester, die des Markgrafen Philipp von Brandenburg Braut war, nach Berlin gekommen; aber nun, erzählt er, ließ er Hochzeit Hochzeit sein, und eilte, sobald er nur aus der Kriegskanzlei seine Werbegelder und Patente erhalten, über Dessau nach Halberstadt, und betrieb seine Werbungen mit solchem Eifer und Erfolg, daß die neuen Kompanieen schon im An-

fange des Juli als vollzählig von dem General von Börstel zu Kalbe gemustert werden konnten. Die Abrichtung und Uebung dieser Truppen nahm seinen ganzen Eifer in Anspruch; sie mußten unabläßig ausrücken, exerciren, lagern. Den Dienst, die Handgriffe, die Zucht wußte er durch zahlreiche Anordnungen zu vervollkommnen. Er fing an, den Gleichschritt bei den Truppen einzuführen, der in dem neueren Kriegswesen vorher nur in einzelnen Beispielen, und gleichsam als unerhörte Sache, vorgekommen war. Da die hölzernen Ladstöcke leicht zerbrachen, so führte er nun bei dem ganzen Regiment eiserne ein, die er bei seinen Grenadieren schon seit einem Jahr erprobt hatte, und legte dadurch den Grund zu einer Fertigkeit im Schießen, die man früher bei keiner Truppe gekannt hatte. In den größten und kleinsten Dingen wurde gleicherweise die strengste Ordnung und Pünktlichkeit gehandhabt; Waffen und Kleidung mußten genau der Vorschrift entsprechen, die ganze Haltnng übereinstimmend sein. Dieses Soldatenwesen war Leopolds Lust und Leben. Ihm war Bedürfniß, sich im Kreise dieser, theils überkommenen, theils selbsterklügelten und bis zum äußersten getriebenen Formen zu bewegen; ihnen unterwarf er willig den sonst unbeugsamen Sinn.

Und so konnte die kriegerische Leidenschaft, welche den Dienstberuf in Schlacht und Gefahr zum wahren Heldenthum steigerte, auch in dem kleinlichsten Alltäglichen, das jene Farbe trug, mit starrer Beharrlichkeit sich gefallen!

Im Jahre 1700. wurde Leopolds Regiment, gleich einigen andern, befehligt, nach Lenzen gegen die mecklenburgische Gränze vorzurücken. Er selbst wünschte lebhaft, den Zug nützumachen, und bemühte sich eifrigst, die Sache durchzusetzen; allein er hatte die Kränkung, durch den Feldmarschall von Barfus, der ihm stets feindlich war, ausgeschlossen zu bleiben. Er brachte daher den größten Theil dieses Jahres, da in seiner Nähe keine Truppen waren, die ihn beschäftigen konnten, verdrießlich in Dessau hin. Dagegen hatte er die Freude, in demselben Jahre von dem Kurfürsten zum Gouverneur von Magdeburg ernannt zu werden, wodurch seine Wirksamkeit bedeutend erweitert wurde. Auch ließ er sich durch vorübergehende Mißhelligkeiten in der einmal erwählten Bahn nicht irre machen, sondern schloß sich dem Hofe von Berlin und dem brandenburgischen Kriegswesen immer fester an. Nachdem der Kurfürst Friedrich III. den 18. Januar 1701. zu Königsberg in Preußen sich die Königliche Krone auf-

gesetzt, begab sich Leopold im März nach Potsdam, um den als Friedrich I. zurückkehrenden König in der neuen Würde zu begrüßen. Er wußte sich demselben, bei aller entgegengesetzten Sinnesart, immer werther und beliebter zu machen. Die Prachtliebe des Königs erstreckte sich auch auf den Kriegesstaat, und eine geübte und zahlreiche Heeresmacht sollte den Glanz des Königthums tragen helfen. Leopold konnte daher ungehindert mit allen Kräften sich dieser Richtung hingeben.

Die Gelegenheit, den Ernst der Waffen im Felde zu zeigen, blieb nicht lange aus. Der Streit um die spanische Erbfolge zwischen Frankreich und Oesterreich führte schon im Jahre 1701. zu kriegerischer Aussicht. Der König von Preußen, mit Oesterreich, Großbritannien und Holland eng verbunden, beeiferte sich, den Kaiserlichen Waffen für den bevorstehenden Krieg die kräftigste Unterstützung zu gewähren. Der Generallieutenant von Heyden erhielt am Niederrhein den Oberbefehl über eine ansehnliche Truppenmacht; schon waren 12. Schwadronen Reiterei nach Wesel abgegangen; Leopold wurde beauftragt, 12. Bataillons Fußvolk dahin zu führen, mit welchen er gegen Ende des Mai daselbst eintraf. Indeß unterblieb noch der Ausbruch der Feindseligkeiten, und den

ganzen Sommer verbrachte Leopold in Wesel und Duisburg unter steten Zurüstungen und Waffenübungen. Er reiste dann im Herbste nach dem Haag, dem Könige Wilhelm aufzuwarten, der ihn sehr auszeichnete und viel vom Kriege mit ihm sprach, aber schon krank und schwach dem Ende seiner Laufbahn zueilte; als dieser nach England abgereist war, kehrte auch Leopold zum Winter nach Dessau zurück. Im April des Jahres 1702. begab er sich wieder an den Rhein, wo nach dem Tode des Königs Wilhelm der Herzog von Marlborough den Oberbefehl der verbündeten Heere führte. Die Feindseligkeiten fingen sogleich an. Der Kurfürst von Köln hatte sich mit Ludwig XIV. verbündet, und in seine Festungen Bonn, Kaiserswerth und Rheinberg französische Besatzungen aufgenommen. Diese zu vertreiben stießen die preußischen und holländischen Kriegsvölker unter Anführung des holländischen Feldmarschalls Fürsten von Nassau-Saarbrück zusammen, und rückten zuerst vor Kaiserswerth. Fast zwei Monate, vom 16. April bis zum 15. Juni dauerte die Belagerung. Die Preußen, welche unter dem General von Heyden den einen der beiden Angriffe zu führen hatten, zeichneten sich durch Eifer und Tapferkeit ganz besonders aus. Leopold eröffnete

zuerst die Laufgräben, und war als Generalmajor einen Tag um den andern im Dienst. Er trotzte mit rüstiger Ausdauer jeder Beschwerde und Gefahr. Unermüdet und unverdrossen schien er nur immer mehr Dienst und Arbeit zu begehren, als die Gelegenheit darbot. Seine Wachsamkeit und Entschlossenheit waren nicht in Säumniß zu bringen. Die Franzosen machten in der Nacht vom 20. April einen heftigen Ausfall nach der Seite des holländischen Angriffs, und drangen bis in die Laufgräben vor, die sie schon einzuebnen anfingen, als Leopold an der Spitze von vier preußischen Grenadierkompanieen unvermuthet erschien, und in raschem Anfall den Feind aufrollte und in die Festung zurückwarf. Diese Kriegsthat wurde allgemein mit hohem Ruhme gepriesen, und der König erließ darüber aus Wesel an ihn ein sehr gnädiges Belobungsschreiben. Vier Tage darauf, bei Erstürmung der Rheininsel, war Leopold der erste, der das Ufer bestieg, und den ganzen Tag, so lange der hartnäckige Kampf anhielt, gab er den Seinen das Beispiel ausdaurenden Heldenmuths. Am 4. Mai eroberte Leopold mit den preußischen Grenadieren eine Schanze auf dem Kuhberge, die von den Franzosen nicht wieder genommen werden konnte. Als endlich am 9. Juni

der bedeckte Weg gestürmt wurde, befehligte er den linken Flügel des preußischen Angriffs; dreimal wiederholten die Verbündeten den Sturm, und verloren durch das heftige Feuer der französischen Grenadiere und durch das Auffliegen dreier Minen binnen zwei Stunden über 3000. Mann, doch blieben sie zuletzt Sieger. In der Mitte des Juni erfolgte die Uebergabe der Festung, deren Werke dann geschleift wurden. Die Preußen gingen hierauf bei Düsseldorf über den Rhein, und rückten gegen Venlo. Im Vorbeizuge wurde das Schloß Kempen angegriffen; ein Major mit 300. Mann sollte dasselbe einnehmen, wurde jedoch von der kleinen französischen Besatzung mit heftigem Feuer begrüßt. Kaum aber hatte Leopold bei dem Fußvolk, das er führte, den Geschützdonner vernommen, so sprengte er eilends dahin, trat an die Spitze des Angriffs, erzwang die augenblickliche Uebergabe, und ritt dann ruhig zu seiner Truppe zurück. Im September wurde Venlo belagert; der Fürst von Nassau befehligte die verbündeten Truppen, Coehorn leitete den Angriff. Leopold eröffnete zuerst unterhalb der Stadt an der Maas die Laufgräben, wurde aber auf dieser Seite von den Holländern abgelöst, und mit dem Angriff des Forts St. Michael beauftragt. Nach-

dem hier die Arbeiten gehörig vorgerückt waren, mußte Lord Cuts mit den Engländern von der Nordseite, Leopold mit den Preußen von der Südseite, den bedeckten Weg stürmen. Ermuthigt von ihrem Anführer drangen die preußischen Grenadiere zuerst in die Werke ein, und da der Angriff der Engländer nicht minder gelang, so war das Fort schnell erobert. Einen Grenadiersergeanten, der sich besonders hervorgethan, machte Leopold am folgenden Tage zum Fähnrich in seinem Regiment. Venlo selbst ging wenige Tage darauf am 22. September durch Vergleich über. Der Fürst von Nassau ließ nun die Belagerung der beiden Festen Roermonde und Stephanswerth zugleich unternehmen. Leopold eröffnete unter dem preußischen Generallieutenant Grafen von Lottum die Laufgräben von Roermonde am 2. Oktober, ritt aber abends, als er von der Arbeit kam, voll Ungeduld auch nach Stephanswerth, um dort die Anstalten des holländischen Generallieutenants von Fagel zu besichtigen, und von sich rühmen zu können, an Einem Tage zwei Belagerungen gesehn zu haben. Stephanswerth ergab sich nach geringem Widerstande noch am nämlichen Tage, Roermonde aber erst am 6. Oktober, nachdem Leopold, der an diesem Tage wieder in seiner Reihe den

Befehl führte, die Stadt auf das heftigste beschossen hatte. Die Preußen, welche nach dem Abgange des Generals von Heyden von dem Markgrafen Albrecht, Bruder des Königs, befehligt wurden, versuchten noch einen Angriff auf die Festung Rheinberg, der aber fruchtlos ablief, und bezogen dann zu Ende des Oktobers die Winterquartiere. Leopold begab sich nach Dessau, und darauf nach Berlin, wo er am 18. Januar 1703. dem Krönungs- und Ordensfeste beiwohnte, und bei dieser Gelegenheit mit feierlichster Einführung zum Ritter des schwarzen Adlerordens erhoben wurde, der erste, dem seit der im Jahre 1701. geschehenen Stiftung diese Ehre zu Theil wurde. Die Versetzung des alten Feldmarschalls von Barfus in den Ruhestand, welche noch im Jahre 1702. erfolgte, befreite das Dienstverhältniß Leopolds von einem Gegner, dessen Uebergewicht ihn zuweilen empfindlich berührt hatte.

Der Feldzug des Jahres 1703. wurde von den Preußen mit der Berennung von Geldern eröffnet. Leopold langte am 24. April bei dem Heere an, und befehligte unter dem General Grafen von Lottum einen Theil der Einschließungstruppen. Da jedoch unterdessen der Herzog von Marlborough mit der Hauptmacht die Festung Bonn be-

lagerte, und alles zu einem Sturm anordnete, so war Leopold nicht zurückzuhalten, sondern eilte voll Kampfbegier in Marlboroughs Lager, um ein so großes Unternehmen mitzumachen. Allein der General Coehorn hatte aus einer Batterie von 216. Stücken Geschütz ein so wirksames Feuer auf die Stadt gerichtet, — die Mauern längs der Rheinseite waren fast glatt weggeschossen — daß die Besatzung den Sturm nicht abwartete, sondern am 14. Mai, den Tag nach Leopolds Eintreffen, den Platz durch Vergleich übergab. Unzufrieden kehrte Leopold in das Lager vor Geldern zurück. Hier empfing er im Juli die Ernennung zum Generallieutenant und eine neue Bestimmung. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, 6000. Mann preußischer Fußvölker vom Niederrhein an die obere Donau zu dem Heere des Prinzen Ludwig von Baden zu führen, welches gegen die vereinigte Macht der Franzosen und Baiern dort nicht stark genug war. Leopold brach sogleich von Geldern auf, und langte nach einem Marsch von vier Wochen durch die Rheinlande und Franken im Lager des Prinzen bei Hohnsheim an, wo er schon zwei preußische Reiterregimenter vorfand, die gleichfalls unter seinen Befehl gestellt waren. Der Prinz von Baden, durch diese und andre Hülfstruppen

ansehnlich verstärkt, theilte darauf sein Heer, ging mit der Hauptstärke über die Donau, und wendete sich nach Augsburg, dem Kurfürsten von Baiern entgegen, der mit seinen Truppen aus Tyrol hervorkam, und sich mit dem französischen Heere des Marschalls von Villars vereinigte. Die übrigen Truppen, bei welchen die Preußen unter Leopold, die Sachsen unter dem General von Schulenburg, und noch andre Reichsvölker, rückten 18,000. Mann stark unter dem Kaiserlichen Feldmarschall Grafen von Styrum nach Donauwerth, um die Franzosen, welche zwischen Lauingen und Dillingen in verschanztem Lager standen, zu beobachten. Nach einigen Wochen unthätiger Lagerung erhielt Styrum vom Prinzen von Baden den Befehl, zwischen Höchstädt und Donauwerth über die Donau zu gehn, um den Feind auf diese Seite abzulenken. Allein der Kurfürst von Baiern und Villars, von dem Vorhaben frühzeitig unterrichtet, brachen vereinigt auf, zogen mit 30,000. Mann in Eilmärschen gegen die Donau, gingen in der Nacht des 20. Septembers bei Donauwerth über, und griffen in erster Frühe den Grafen Styrum bei Höchstädt von allen Seiten an. Der Kaiserliche Feldherr, der Uebermacht weichend, entschloß sich zum Rückzuge nach Nördlingen. Allein zu gleicher Zeit

rückten auch aus dem verschanzten Lager von Lauingen die Franzosen ihm in den Rücken, und das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden. Leopold hatte mit seinen Truppen zuerst den im Rücken andringenden Feind zu bestehn; zuerst warfen einige Schwadronen sich der französischen Reiterei entgegen, und trieben sie in einen Morast, wo sie grossen Verlust erlitt; hierauf ging Leopold an der Spitze einiger Bataillons mit geschultertem Gewehr auf das französische Fußvolk los, das aber den in solch entschlossener Haltung heranstürmenden Angriff nicht abwartete, sondern die Flucht nahm, und bis in die Nähe von Nördlingen verfolgt wurde. Leopold mußte indeß mit seinen Bataillons schleunigst zurückkehren, um nun auch dem von vorn angreifenden Feinde die Stirn zu bieten. Kaum war die Schlachtordnung gebildet, so entwickelte sich plötzlich die ganze Uebermacht der feindlichen Reiterei; sie stürzte zuerst auf das baireuthische Kürassierregiment, das augenblicklich die Flucht ergriff, und noch andre fränkische und schwäbische Reiter mit fortriß, warf dann 11. preußische Schwadronen über den Haufen, welche, durch jene Flucht allzusehr bloßgegeben, vergebens einigen Widerstand versuchten, und wurde nur durch ein Bataillon Grenadiere, die Leopold mit kluger

Vorausſicht in die Flanke geſtellt hatte, auch in das Fußvolk einzudringen verhindert. Die ſämmtlichen Truppen waren in eiligem Rückzuge, die Preußen allein beſtanden noch den Kampf. Umringt von der ganzen feindlichen Reiterei und gedrängt von dem ſtets zahlreicher nachrückenden Fußvolk, unter fortwährenden Angriffen und ſtarker Beſchießung aus dem Feldgeſchütz, zog Leopold mit 3. Regimentern, in geſchloſſenem Viereck mit vorgetragenen ſpaniſchen Reitern, in beſter Ordnung fechtend über die Ebene dem Nördlinger Walde zu. Anderthalb Stunden dauerte dieſer Zug; Leopold hieß die Truppen bis zu zehnmal Halt machen, und die Stirne wieder gegen den Feind wenden; wie auf dem Uebungsplatze geſchah jede Bewegung mit ſtrengſter Genauigkeit, und die feſte, kraftvolle Haltung dieſes Fußvolks ließ den Feind nicht wagen, mit ihm handgemein zu werden. Zuletzt blieb Leopold mit 3. Grenadierkompanieen wohl 3 bis 400. Schritt vor dem Walde allein ſtehn; die feindliche Reiterei, zum Einhauen in das kleine Häuflein angetrieben, kam mit großem Geſchrei und in ſcharfem Trabe gegen den rechten Flügel heran; die Grenadiere, der Noth des Augenblicks gehorchend, machten ſich fertig zum Anſchlag; doch Leopold, der dazu keinen Be-

fehl gegeben, verbrauchte selbst diese äußerste Gefahr kaltblütig zur Lehre des Gehorsams, mit starker Stimme hieß er den Hahn wieder in Ruhe setzen und das Gewehr schultern; es geschah auf der Stelle; die feindliche Reiterei aber stutzte vor der wunderbaren Haltung dieser Grenadiere, denen das Feuer nicht abzulocken war, und wagte nicht sie anzugreifen. Darauf erst ließ Leopold rechtsum machen, und gewann Schritt vor Schritt unversehrt den Wald. Bei Nördlingen sammelte Styrum seine geschlagenen Truppen, die nicht weiter verfolgt wurden; er hatte alles Geschütz, Gepäck und 4000. Mann verloren, und die übrigen nur durch die Tapferkeit Leopolds und seiner Preußen, so wie durch die gute Haltung Schulenburgs, der mit den Sachsen auf der Seite von Dillingen stand, von dem Untergange gerettet. Leopold verlor sein ganzes Feldgeräthe; sein glänzender Rückzug aber wurde überall nach Verdienst anerkannt und gepriesen, und Styrum selbst gab davon den ruhmvollsten Bericht. Der Heldenmuth des Fußvolks bestärkte an diesem Tage das Vertrauen und die Vorliebe, welche Leopold für diese Waffe schon hegte, so wie im Gegentheil die Reiterei ihm von dieser Zeit her immer weniger galt. Nach diesem unglücklichen Treffen, welches im folgenden Jahre,

am nämlichen Orte, durch einen der größten Siege sollte wettgemacht werden, blieben die Truppen zwischen Ulm und Nördlingen bis zum December im Feldlager stehn, da sie dann endlich die Winterquartiere bezogen; die Preußen die ihrigen in der Oberpfalz. Wegen dieser Verspätung konnte Leopold erst im Januar 1704. in Dessau eintreffen.

Für den Feldzug von 1704. verstärkte der König von Preußen seine Hülfstruppen bei dem Reichsheere bis auf 12,000. Mann, die dem Oberbefehle Leopolds anvertraut blieben. Sie stießen im Anfange des Mai bei Rothweil am Neckar zu dem Heere des Prinzen von Baden. Während auf dieser Seite durch unerklärbar scheinende Zögerungen und Versäumnisse, über welche Leopold mit allen einsichtsvollen Kriegsmännern bittre Klage führte, die kostbarste Zeit unthätig verloren wurde, benutzte der Kurfürst von Baiern dieselbe seinerseits, um sich mit den französischen Truppen, die ihm aus dem Elsaß zurückten, zu vereinigen. Er kam dabei so nah an dem Kaiserlichen Heere vorüber, daß er mit seinem Geschütz dessen linken Flügel zu beschießen anfing; Leopold erwiederte das Feuer, und warf noch zu rechter Zeit zwei preußische Bataillons in eine zwischenliegende Schlucht, um den

weiteren Angriff abzuhalten. Auch der Prinz Eugen von Savoyen hatte nunmehr bei dem Heere sich eingefunden, und der Herzog von Marlborough aus den Niederlanden eine große Truppenmacht nach Schwaben geführt. Während letzterer mit dem Prinzen von Baden vereint sich nach der obern Donau gegen den Kurfürsten von Baiern und den Marschall von Marsin wandte, und beide in der Schlacht von Schellenberg oder Donauwerth am 2. Juli auf's Haupt schlug, beobachtete der Prinz Eugen mit dem Theile des Heeres, bei welchem sich die Preußen befanden, am Oberrhein die Bewegungen des Marschalls von Tallard. Im Lager bei Durlach empfing Leopold seine unter dem 27. Juni ausgefertigte Ernennung zum General von der Infanterie, worüber die preußischen Truppen laut ihre Freude bezeigten. Indeß vermochte Eugen nicht zu hindern, daß Tallard mit ansehnlicher Macht durch den Schwarzwald in Schwaben eindrang, und sich am 7. August mit dem Kurfürsten von Baiern und Marschall von Marsin an der Donau vereinigte. Eugen dagegen, der ihm gefolgt war, traf gleiche Vereinigung mit dem Herzoge von Marlborough. Diese beiderseits vereinigten Streitkräfte standen am 11. August auf dem linken Ufer der Donau unfern Höchstädt einander gegen-

gegenüber. Der Prinz von Baden, der immer schwierig und hemmend die Rathschläge der Mitfeldherren störte, war mit der Belagerung von Ingolstadt beschäftigt, die man ihm absichtlich zugespielt hatte, ihn überredend, eine Belagerung zu führen sei ehrenvoller, als sie nur zu decken. Eugen und Marlborough, in allem bestens einverstanden, hatten daher nunmehr freie Hand. In dem Kriegsrathe jedoch, als Marlborough eine Schlacht wollte, und Leopold und die meisten Generale ihm beistimmten, widersprach Eugen mit vielen Bedenklichkeiten, so daß jener heftig wurde, und endlich mißvergnügt aus dem Rathe schied. Sogleich aber folgte ihm ein Bote mit einem Zettel von Eugen, der darin schrieb, er habe nur zum Scheine widersprochen, damit der Feind, der durch Verräther die Beschlüsse zu erfahren pflege, desto sicherer getäuscht würde, er stimme in allen Stücken der Meinung Marlboroughs bei, und gan nach dessen gemachten Vorschlägen solle die Schlacht geliefert werden. Am 13. August mit Tagesanbruch rückten die Truppen 50,000. Mann stark zum Angriff. Marlborough, mit seinem Heere an die Donau gelehnt, bildete den linken Flügel der Schlachtordnung, Eugen den rechten, der sich weit in die Ebene bis zu einem Wald erstreckte;

das Fußvolk dieses rechten Flügels, aus 11. preußischen und 7. dänischen Bataillons bestehend, wurde von Leopold befehligt. Der Feind, über 60,000. Mann stark, stellte sich eiligst zum Kampfe, rechts zunächst der Donau der Marschall von Tallard, der die Dörfer Blindheim und Oberklau mit seinem besten Fußvolk stark besetzte, links der Kurfürst von Baiern und Marschall von Marsin, von dem Dorfe Lützingen gedeckt. Zwischen den beiderseitigen Schlachtordnungen zogen sich mehrere Bäche hin; der Uebergang dieser Gewässer und andre Schwierigkeiten des Erdreichs verzögerten das Anrücken, und erst gegen 1. Uhr Mittags wurde das Gefecht allgemein. Anfangs gewann der Kurfürst von Baiern dem Prinzen Eugen gegenüber einigen Vortheil; die Kaiserlichen Generale, welche die Reiterei befehligten, führten dieselbe schlecht, und ließen durch ihre Flucht die Seite der Preußen entblößt, mehrere Bataillone wurden gesprengt, eines zusammengehauen, die ganze Linie gebrochen; der Feind eroberte eine Fahne, und schwenkte sie mit Siegesruf hoch empor; da ergriff Leopold selbst eine Fahne, und hieß die Preußen ihm folgen, eine Stückkugel riß ihn mit dem Pferde zu Boden, er aber raffte sich schnell wieder auf, und führte mit erneutem Zu-

ruf seine Truppen stürmend vor, warf den Feind, und eroberte die verlorene Fahne wieder. Der Kampf erneute sich hier mit erbitterter Wuth; die Baiern und Franzosen an Reiterei überlegen, waren es auch an Fußvolk, sie hatten 30. Bataillons gegen 18. und wollten nicht weichen. Vergebens hatte Eugen mit der wieder gesammelten Reiterei neue Angriffe versucht, unwillig verließ er jene, und ausrufend, er wolle nun mit tapfern Kriegern fechten, gesellte er sich dem preußischen Fußvolk, mit welchem Leopold jezt nicht nur die feindliche Reiterei zurückschlug, sondern, selbst zum Angriff übergehend, unter den Augen Eugens den ganzen linken Flügel des Feindes, trotz der hartnäckigsten Gegenwehr, durch ein fortgesetztes unwiderstehliches Feuer zusammenwarf und nachdrücklich verfolgte. Inzwischen hatte Marlborough auf dem linken Flügel nach blutigem Kampfe ebenfalls den Sieg entschieden, und in dem Dorfe Blindheim, welches Lord Cuts mit den Engländern unter mörderischem Feuer gestürmt, einen Theil des feindlichen Heeres gefangen genommen, nicht weniger als 27. Bataillons und 4. Dragonerregimenter streckten daselbst das Gewehr. Der Feind verlor in dieser Schlacht gegen 40,000. Mann und darunter 12,000. Todte, ferner 141. Stücke Geschütz, 144.

Fahnen und Standarten, 17. Paar Pauken, eine ungeheure Menge Fuhrwerk, wobei auch 34. Kutschen mit französischen Damen, und vielfache andre Beute. Der Marschall von Tallard selbst befand sich unter den Gefangenen. Seit der Schlacht von Pavia war den Franzosen keine solche Niederlage geworden. Die Verbündeten hatten den Sieg auch ihrerseits durch großen Verlust erkauft, über 5000. ihrer Todten lagen auf dem Schlachtfelde, die Verwundeten ungerechnet. Eugen schrieb an den König von Preußen das herrlichste Lob seiner Truppen und ihres Anführers, und erklärte, daß man diesem die Erlangung des vortrefflichen Sieges zu seinem unsterblichen Nachruhme größtentheils zu verdanken habe.

Die Franzosen wichen aus ganz Oberdeutschland, verfolgt von den siegreichen Heeren Eugens und Marlboroughs, die bei Philippsburg über den Rhein gingen, und am 12. September vor Landau zogen. Die Belagerung dieser Feste wurde beschlossen, obgleich Marlborough darauf bestand, man müsse mit aller Macht rasch in Frankreich vordringen. Die Hauptmacht stellte sich demnach, um den Marschall von Villeroi hinter dem Queich zu beobachten, bei Kronweißenburg auf, während der Prinz von Baden mit 15,000. Mann die Be-

lagerung betrieb. Dieser begehrte zu seinen andern Truppen auch preußische, und besonders preußische Ingenieure, welches Ansuchen Leopold durch ein eignes Schreiben in Berlin so wirksam vermittelte, daß einige Bataillons unter dem Generalmajor von Stille, einem der tapfersten Anführer, den er ungemein hochhielt, zu den Belagerungstruppen abgegeben wurden. Leopold selbst aber benutzte diesen Umstand, weil ohnehin das Hauptheer unthätig in seiner Stellung blieb, um persönlich meist bei der Belagerung zu sein, wo er auf's neue, ohne eigentlich einen Befehl zu führen, die glänzendsten Proben der Einsicht und Herzhaftigkeit ablegte, so daß der römische König Joseph, der sich im Lager aufhielt, ihm dafür die ausgezeichnetste Gewogenheit zuwandte. Bei Erstürmung des bedeckten Weges aber, am 22. November, machte er an der Spitze der Preußen, dem Anscheine nach eigenmächtig, aber insgeheim von Eugen gebilligt, einen besondern Angriff mit solchem Feuer und Nachdruck, daß der französische Befehlshaber, der schon die Anstalten zum Hauptsturme sah, auf dieser Seite, wo Leopold die Preußen führte, als Zeichen der Uebergabe die weiße Fahne aufstecken ließ. Die sämmtlichen Generale beglückwünschten ihn, wegen dieser ungemeinen

Auszeichnung, die ihm aber auch viel Neid und Eifersucht und sogar den Vorwurf erweckte, daß seine Kampfbegier nicht zu ersättigen sei. Die Eroberung von Landau beschloß diesen siegreichen Feldzug, in welchem Leopold mit den Preußen im Felde gegen 90. Märsche gemacht hatte. Die Truppen nahmen Winterquartiere in der baierischen Grafschaft Cham, und Leopold traf im Januar des Jahres 1705. in Dessau ein.

Der Herzog von Savoyen war dem Glücke des Kriegs auf die Seite des Kaisers gefolgt; die Rache Ludwigs XIV. säumte nicht, ihn dafür zu bestrafen; ansehnliche Verstärkungen gaben der französischen Heeresmacht in Italien bald wieder die Oberhand. Der Kaiserliche Feldherr Graf Guido von Starhemberg wurde bis an die Etsch zurückgedrängt, und mit Ausnahme von Turin, wo sich eine Kaiserliche Besatzung tapfer vertheidigte, war ganz Piemont in der Gewalt der Franzosen. Zur Herstellung der zerrütteten Angelegenheiten wurde der Prinz Eugen mit starker Truppenmacht nach Italien bestimmt. Der Herzog von Marlborough reiste nach Berlin, wo auch Leopold im Februar eintraf, und bewog den König durch sein kluges Benehmen, zu dem bevorstehenden Feldzuge eine beträchtliche Schaar unter Leopolds

Oberbefehl den Fahnen Eugens folgen zu lassen. Demnach im April 1705. brachen 8000. Mann der schönsten preußischen Truppen nach Italien auf, und im Mai traf Leopold sie zu Verona, wo sich das Heer Eugens bald zusammenfand. Nach Mailand und Piemont vorzudringen war beschlossen; aber die Ausführung unterlag großen Schwierigkeiten, eine Menge Flüsse waren im Angesichte eines zahlreichen Feindes zu überschreiten. Gleich zuerst den bedenklichen Uebergang über den Mincio mochte Eugen, obgleich Leopold sich inständigst mit seinen Truppen zum kühnen Versuche darbot, nicht wagen, sondern schiffte über den Gardasee, und eilte hierauf gegen den Oglio vor. Er täuschte den Feind, der seinen Bewegungen mit überlegener Macht aufmerksam begegnete, durch verstellte Märsche, gewann einen Vorsprung, und bewerkstelligte am 28. Juni den Uebergang. Leopold drang einer der Ersten über ein sehr mangelhaftes Brückenwerk auf das jenseitige Ufer des Oglio, nicht ohne große Gefahr, da einige seiner Begleiter in den Fluß stürzten und rettungslos vor seinen Augen ertrinken mußten. Kaum war das Heer eiligst übergesetzt und in Schlachtordnung gestellt, so erschien der Feind, vermied aber diesmal ein Treffen. Nach kleineren glücklichen Ge-

fechten und mancherlei Mäschen dachte Eugen nun auch den Uebergang der Adda zu gewinnen. Er zog den Fluß hinab, als wollte er bei Pizzighetone übergehn, ließ dann bei Paradiso eine Brücke schlagen, und alles zum Uebergang in Bereitschaft setzen. Leopold hatte sich die Vorhut und erste Leitung erbeten, und betrieb die Brückenarbeit mit solch schonungslosem Eifer, daß sie zwar endlich zu Stande kam, er selbst aber der Anstrengung fast erlag. Die Sonnenhitze war unerträglich, selbst die Nacht wurde nicht kühl und die einzige Zuflucht war ein Baum, in dessen Schatten er auf Augenblicke von der brennenden Gluth sich zu erholen suchte. Schon war eine Brücke am 15. August fertig und eine zweite angefangen, als Eugen, der den Uebergang durch herzugeeilte französische Truppen bestritten und überhaupt wegen des reißenden Stromes bedenklich fand, plötzlich seinen Entschluß änderte. Dem General von Stille, der mit den Grenadieren und einigen andern Truppen bei der Brücke zurückbleiben mußte, gab er Befehl, die Arbeiten zum Scheine noch fortzusetzen, um den feindlichen Feldherrn, Herzog von Vendome, mit seinen Streitkräften jenseits festzuhalten, in der Nacht aber die Brücken wieder abzuwerfen, und dem übrigen Heere schleunigst

nachzufolgen. Mit diesem eilte er selbst aufwärts gegen Treviglio und Cassano, wo der Großprior von Vendome, Bruder des Herzogs, mit einem Theile des französischen Heers diesseits der Adda sich vortheilhaft gestellt hatte, hinter sich den Fluß mit einer auf beiden Seiten durch Verschanzungen gedeckten Schiffbrücke, vor sich einen tiefen, schnellfließenden Kanal, Ritorto genannt, mit vielen Nebenkanälen. Eugen hoffte den Großprior von dem Herzoge getrennt zu überfallen, und den vereinzelten Heerestheil mit zusammengenommener Kraft zu schlagen. Er rückte die ganze Nacht vom 15. auf den 16. August bis zum folgenden Mittag unaufhaltsam fort, und so wie er anlangte, griff er alsbald die Franzosen in ihrer Stellung an. Allein mit gleicher Schnelligkeit und auf kürzerem Wege war auch der Herzog von Vendome, sobald er den Uebergang bei Paradiso aufgegeben sah, mit allen Truppen herbeigeeilt, und Eugen hatte unvermuthet die ganze französische Macht vereinigt vor sich. Indeß war das Gefecht schon eingeleitet. Zuerst griff der rechte Flügel der Kaiserlichen den feindlichen linken an, und stürmte die steinerne Brücke, welche auf dieser Seite als die einzige über den Kanal führte. Hier entspann sich ein wüthender Kampf, unter schreck-

lichem Verluſt wankte der Vortheil her und hin. Der General Graf von Leiningen und der junge Prinz Joſeph von Lothringen wurden an der Spitze der Grenadiere getödtet; Eugen ſelbſt führte die Truppen in das dichteſte Feuer, und wurde durch zwei Kugeln am Halſe und über dem Knie verwundet, der Herzog von Vendome auf der Gegenſeite erhielt ebenfalls einen Schuß. Den linken Flügel der Kaiſerlichen befehligte Leopold; von tobendem Ungeſtüm fortgeriſſen warf er ſich in die Fluthen des Kanals, durch den allein zu dem Feinde zu kommen war, ganze Bataillons folgten ſeinem Beiſpiel, und wateten bis an den Hals im Waſſer, bemüht das jenſeitige Ufer zu erſteigen; das Feuer der Franzoſen aber, welche dicht am Ufer ſtanden, traf ſo mörderiſch in dieſe Schaaren, daß in kurzer Zeit das Waſſer des Ritorto von ihrem Blute buchſtäblich gefärbt und von ihren Leichnamen erfüllt wurde. Indeß drangen die Preußen unter ihrem ergrimmten Anführer unwiderſtehlich vor, erklommen das Ufer, ſtellten ſich geordnet auf, vertrieben den Feind, und ſetzten glücklich durch einen zweiten Arm des Kanals, ſo daß die Franzoſen ſchon in Unordnung zu weichen anfingen, und einige ihrer Bataillons, die abgeſchnitten ſchienen, ſich gefangen geben wollten;

allein die Angreifenden hatten noch einen dritten und tieferen Arm des Kanals vor sich, und schon war ihr Pulver theils verschossen, theils durch die Nässe unbrauchbar geworden, neuer Vorrath aber nicht sogleich über das zwiefache Wasser herbeizuschaffen; indem ihr Feuer einen Augenblick schwieg, begann mit neuer Heftigkeit das feindliche; aus Cassano, vom jenseitigen Ufer der Adda, und aus dem diesseitigen Brückenkopfe, schlug das französische Geschütz verheerend ein, und zugleich in äußerster Nähe, bloß durch das schmale Wasser des Kanals getrennt, wirkte das schrecklichste Gewehrfeuer. Unter diesen Umständen befahl Eugen den Angriff nicht weiter zu führen, übergab, seiner Wunde wegen, den Oberbefehl an Leopold, und zog sich aus dem schon aufgegebenen Kampfe zurück. Aber noch bis zum Abend wichen die Truppen nicht von der Stelle, und brachen erst mit der Nacht wider Willen und in bester Ordnung das Gefecht ab. Beide Theile eigneten sich die Siegesehre dieser blutigen Schlacht zu, in welcher der Verlust auf beiden Seiten ungefähr gleich war. Auf dem Wahlplatze wurden 7000. Todte gezählt, die Ertrunkenen ungerechnet. Wegen des unerträglichen Gestanks der Leichname verließen beide Heere die Gegend des Schlachtfeldes; die Kaiser-

lichen zogen nach Treviglio, die Franzosen nach Rivalta, wo sie einander auf's neue schlagfertig gegenüber standen. Leopold hatte mit wüthender Tapferkeit gefochten und inmitten des schrecklichsten Kugelregens stets die Truppen ermuntert. Der Verlust der Preußen war ungeheuer; Leopold suchte ihn anfangs in Berlin zu verhehlen, und da er ihn endlich dennoch in ganzem Umfang eingestehen mußte, so erhielt er vom Könige darüber einen Verweis, daß er das Leben der ihm anvertrauten Truppen so schonungslos vergeudet. Dagegen empfing er von Kaiser Joseph I. ein Dank- und Belobungsschreiben wegen der von ihm und von allen Offizieren und Gemeinen bewiesenen außerordentlichen Tapferkeit. Ein lebendiges Andenken erhielt sich für Leopold und seine Preußen von dieser Schlacht bei Cassano in einem Kriegsmarsche, den die Landeseinwohner dem heldenmüthigen Feldherrn und seinen tapferen Schaaren zur Siegesfeier widmeten; bei einer Parade, wo dieser Marsch zuerst gespielt wurde, gefiel er dem Fürsten und den Truppen so sehr, daß er von der Zeit an zum Lieblingsmarsch erhoben, und ihm mancherlei Wortfolge, wie Soldatenlaune sie eingab, angepaßt wurde: dies ist der Ursprung des nachher so berühmt gewordenen Dessauer Marsches,

der fast ein Jahrhundert hindurch den Siegesschritt der Preußen begleitet hat. Den von Eugen ihm übertragenen Oberbefehl konnte Leopold selbst nicht lange führen; bald nach der Schlacht überfiel ihn ein hitziges Fieber als Folge der außerordentlichen Anstrengungen, die er zuerst bei dem Brückenbau und dann in der Schlacht bestanden, wo die gewaltigste Sonnenhitze die Kämpfenden fast verzehrte. Er mußte nach Brescia gebracht werden, wo die Fürstin seine Gemahlin, welche, wie schon früher, ihm in die Nähe des Kriegsschauplatzes nachgereist und jetzt von Trient herbeigeeilt war, ihn empfing, und durch ihre Gegenwart und treue Pflege die Hülfe der Aerzte so wirksam unterstützte, daß er nach drei Wochen bereits wieder hergestellt im Lager von Treviglio erscheinen konnte. Der Feldzug, welcher den anfänglichen Zweck nicht erreicht, aber doch den Vortheil gewährt hatte, daß der Feind die Belagerung von Turin aufschieben gemußt, bot keine wichtigen Ereignisse mehr dar. Die Truppen nahmen im December Winterquartiere im Venetianischen, und Leopold ging nach Dessau zurück.

Seine Thätigkeit war auch außer dem Kriegsfelde unermüdet rege. Den Winter hindurch war er fast immer unterwegs, bald in Berlin, bald in

Magdeburg, wo er für die Festungswerke, und zugleich für die gute Polizei, und selbst für die Verschönerung der Stadt wirksame Anordnungen traf, am häufigsten aber auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, und in seinen weitläuftigen Forsten nach Wunsche dargeboten fand. Dabei ließ er jedoch die Sorge für sein Land keinen Augenblick außer Acht. Unaufhörlich vermehrte und verbesserte er seinen Grundbesitz, legte neue Dörfer und Vorwerke an, und führte die genauste Aufsicht über alle Verwaltungszweige. Die Rechenkunst hielt er, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, so gut für eine Machtkunst, wie die der Waffen. In allen diesen Anstalten und Geschäften unterstützte ihn die Fürstin mit geschicktem Eifer; die Verwaltung des Landes wurde leicht zu einer Sorge des Haushalts, und theils die Nothwendigkeit anhaltender Aufsicht, theils die Vermehrung der Kinder, mit denen ihre Ehe gesegnet wurde, machten ihre Gegenwart daheim bald unerläßlich. Sie blieb daher von den folgenden Feldzügen Leopolds, mit dem sie bisher manche Beschwerde und selbst Gefahr st[illegible]müthig getheilt hatte, um jener Pflichten willen zurück. Leopold selbst aber gedachte nur um so eifriger der neuen Kriegsrüstungen. Er wandte in Berlin alle Be-

mühung an, um für den erlittenen Truppenverlust den schleunigsten Ersatz auszuwirken; die preußischen Streitkräfte in Italien bedurften einer völligen Wiederherstellung, wenn sie in dem bevorstehenden Feldzuge nicht als ein unbedeutender Haufen erscheinen sollten, dessen Anführung sich für Leopold kaum noch geziemt hätte. Der Eindruck der Aufopferung bei Cassano war jedoch für seinen Zweck sehr hinderlich, und noch schwieriger wurde die Sache, als gegen Ende des April 1706., während Leopolds Anwesenheit in Berlin, die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Montechiaro oder Calcinato einging, wo der Kaiserliche General Graf von Reventlow am 19. April, wenige Stunden vor Eugens Ankunft bei dem Heere, von dem Herzoge von Vendome überfallen und geschlagen, und dabei abermals einige preußische Bataillons fast ganz vernichtet worden waren. Es wurde zweifelhaft, ob der König, außer der Hülfsmacht, die schon in Deutschland an der Seite der Kaiserlichen focht, eine solche auch ferner in Italien noch halten sollte. Doch siegte zuletzt Leopolds Einfluß am Hofe zu Berlin über alle widrigen Umstände und bedenklichen Meinungen, und die neue Truppensendung, für welche er jede Förde-

rung in's Werk zu setzen gewußt, wurde seinem Verlangen gewährt.

Nach allen getroffenen Vorkehrungen eilte Leopold, zu dem bereits unglücklich eröffneten Feldzuge des Jahres 1706. in Italien sich persönlich einzufinden. Eugen hatte die Kaiserlichen Truppen bei Verona wieder gesammelt, mußte jedoch, bis die aus Deutschland erwarteten Verstärkungen eintrafen, geraume Zeit unthätig bleiben. Die Franzosen indeß betrieben eifrigst die im vorigen Jahre versäumte Belagerung von Turin, wo der Herzog von Savoyen, während er selbst sich dem Heere Eugens zuwandte, den Kaiserlichen Feldmarschall Grafen von Daun mit einer tapferen Besatzung zurückgelassen hatte. Gründe der Staatsklugheit wie der Kriegsführung geboten, diese schon hartbedrängte Hauptstadt des Herzogs nicht fallen zu lassen, und Eugen beschloß daher nach Piemont vorzudringen. Leopold erhielt den Auftrag, oberhalb Verona bei Rueta nova über die Etsch eine Brücke zu schlagen, welches er trotz aller Schwierigkeiten im Anfange des Juli glücklich bewerkstelligte. Eugen ging mit der Hauptstärke auf das rechte Ufer, während Leopold auf dem linken oberhalb bei St. Michael mit 10,000. Mann noch sollte stehn bleiben; dieser aber ließ bei dem Oberfeldherrn

feldherrn anhalten, im Fall es gegen den Feind ginge, möchte er ihn und die preußischen Truppen nicht vergessen, sondern ihnen Theil an den Ereignissen gönnen, welches Eugen sehr freundlich aufnahm, und ihn auch alsbald am 16. Juli in starken Märschen nachfolgen hieß. Das Kaiserliche Heer ging nunmehr über den Kanal Biancs, über den Fluß Tartaro, und am 18. Juli bei Policella über den Po, dann über den Panaro, die Secchia, und am 1. August über den Kanal Ledo. Während Eugen auf dem rechten Ufer des Po solchergestalt immer aufwärts vorrückte, begleitete seinen Marsch auf dem linken Ufer in gleicher Richtung aufwärts das französische Heer unter dem Herzog von Orleans und dem Marschall von Marsin, welche den Herzog von Vendome im Oberbefehl abgelöst hatten. Unter den größten Anstrengungen, bei verderblichster Sonnenhitze, in welcher die Gewässer faul und stinkend wurden, und die nebeldünstende Luft sich mit unendlichem Erdstaub erfüllte, unter vielfachen Hindernissen und großem Zeitverlust, welchen der Angriff mehrerer Plätze und die erforderliche Vorsicht der Bewegungen verursachte, gelangte Eugen im Verlaufe des August über die Flüsse Lenza und Tanaro, und nach ungeheuern Drangsalen endlich nach Asti, worauf

er sich am 1. September mit den Truppen des Herzogs von Savoyen bei Villa-Bellon vereinigte, am 4. September bei Carignano wieder auf das linke Ufer des Po übersetzte, und bis in die Nähe von Turin vorrückte. Der Herzog von Orleans hatte sich ebendaselbst mit dem Belagerungsheere des Herzogs von Feuillade vereinigt, und in die weitläuftigen starken Verschanzungen, welche die Belagerung gegen das Entsatzheer deckten, zurückgezogen. Die französische Macht war beinah dreimal so stark, als die Kaiserliche, der Marschall von Marsin hinderte aber den Herzog von Orleans, seinen Vortheil im freien Felde zu benutzen. In dem Kriegsrathe, welchen Eugen nach Besichtigung der feindlichen Werke hielt, widerriethen viele Generale den Angriff gegen eine so überlegene und wohlgestellte Macht, und der Herzog von Savoyen selbst hielt unter diesen Umständen die Befreiung seiner Hauptstadt für unmöglich; doch Eugen war anderer Meinung, und Leopold, der bei dieser Gelegenheit gegen den Herzog von Savoyen einen Widerwillen faßte und bei seiner Gemüthsart nicht zurückhalten konnte, stimmte nachdrucksvoll jedem kühnen Vorhaben bei. Die Kaiserlichen lagerten am 5. September am Flusse Doire, und überfielen einen Zug von 2000. Maulthieren, die

von Susa her zum französischen Lager gingen; Leopold verfolgte mit preußischen Grenadieren und Dragonern die Flüchtigen nach dem Schlosse Pianesse, welches, so ungestümen Angriffs nicht gewärtig, sich ergab, als schon die Preußen durch Keller und unterirdische Gänge siegend eindrangen. Am folgenden Tage ging das Heer mit klingendem Spiel über die Doire, und nahm den Verschanzungen des Feindes gegenüber eine Stellung, deren rechter Flügel sich vorwärts von Pianesse an die Doire, der linke vorwärts der Veneria an die Stura lehnte. Auf dem äußersten linken Flügel standen unter Leopolds Anführung die Preußen. Am 7. September frühmorgens rückte das ganze Heer in bewunderter Ordnung zum Angriff. Der Herzog von Savoyen sprengte zu den Preußen heran, fragte, wer hier den Befehl führe, und als Leopold ihm geantwortet und sich selbst genannt, zeigte er diesem einige Landhäuser, aus welchen die Franzosen gleich zu vertreiben seien. Leopold erwiederte kalt, heut Abend würde er sie ihm alle gefangen zeigen, und verfolgte seinen Weg, ohne sich um die Landhäuser und den Herzog, der durch diesen Auftritt ihm nicht angenehmer wurde, zu bekümmern. Unter dem heftigsten Kanonenfeuer des Feindes bewerkstelligte das Heer seinen Auf-

marsch, der beinah zwei Stunden Zeit erforderte. Leopold eröffnete mit den Preußen den Angriff; entschlossen rückten sie gegen eine Batterie von 40. Kanonen vor, die vielfachen Tod in ihre Reihen warf; am Fuße der Verschanzung aber, wo ein kreuzendes Feuer sie traf, mußten sie anhalten, und hier begann nunmehr ein fürchterliches Gewehrfeuer. Geraume Zeit trugen die Preußen allein die ganze Last des Gefechts, weil die übrigen Truppen wegen Ungleichheit des Bodens erst später in die Schlachtlinie gelangten. Lange stand der Kampf hier unentschieden. Die Preußen geriethen endlich durch das feindliche Feuer in Verwirrung, und fingen an zu weichen, augenblicklich aber stellte Leopold die Ordnung her, und mit Eugen vereint, der zu dem linken Flügel herüber-geeilt, setzte er sich an die Spitze der Grenadiere, führte sie mit scharfgeschultertem Gewehr dem tobenden Geschütz- und Gewehrfeuer wieder entgegen und bis auf zehn Schritt an die Verschanzung heran, und gab dann erst Befehl zum Feuern und Anstürmen. Unter einem Hagel von Kugeln und Granaten wurde der Graben überschritten und der Wall erstiegen. Leopold kämpfte zu Fuß, da sein Pferd ihm unter dem Leibe erschossen worden. Inmitten des stärksten Feuers, da die Fran-

zosen eben zu wanken anfingen, trat er, von der Kriegsarbeit ganz erschöpft, an seinen Hauptmann heran, der seine Kompanie führte, und fragte ihn gelassen, ob er an ihm eine Wunde sehe? Auf die Verneinung fragte er ihn weiter, ob er was zu trinken habe? Eine Flasche Branntewein war zur Hand. Leopold that einen tüchtigen Schluck, ein Grenadier reichte ihm aus dem Tornister ein Stück Kommißbrot dazu, und dies in die eine, den Degen in die andre Hand nehmend wandte er sich wieder gegen den Feind, indem er gleichgültig so hin sagte, er hielte dafür, es sei nun vorbei, und nichts mehr zu besorgen, obgleich das Feuer auf allen Seiten noch in ganzer Furchtbarkeit wüthete, und die französische Reiterei die eingedrungenen Preußen wieder zurückzutreiben suchte. Doch sie hielten Stand, und nach und nach drangen auch die übrigen Heerestheile in die Verschanzung ein, die Besatzung von Turin machte gleichzeitig einen Ausfall, und der Anblick dreier preußischen Grenadiere, die längs der Doire, wo die Verschanzung endete, in den Rücken des Feindes geschlichen waren, erregte plötzlich in dessen Reihen ein panisches Schrecken, die Franzosen wandten sich allgemein zur Flucht, und schnell entschied sich ihre völligste Niederlage. Auf jeder Seite

wurden in dieser Schlacht gegen 3000. Todte gezählt, die Franzosen verloren überdies 7000. Gefangene, unter welchen der tödtlichverwundete Marschall von Marsin, 220. Stücke Geschütz, 40. Fahnen und Standarten und 3. Paar Pauken, nebst unendlichen Kriegsvorräthen und Gepäck. Der Herzog von Savoyen zog am nämlichen Tage unter festlichem Empfang in seine befreite Hauptstadt ein. Da er aber die verwundeten Preußen nicht dort aufnehmen wollte, so wurde Leopolds Grimm auf's neue rege, und auch als endlich die Aufnahme denn doch erfolgte, wollte er selbst nicht in die Stadt kommen, sondern blieb grollend auf dem Schlosse des alten Thiergartens. Sein unbezwinglicher Muth, die Tapferkeit der Preußen, ihr Antheil an dem Siege, wurden von dem ganzen Heere ruhmvoll anerkannt. Der Kaiser Joseph I. erließ an ihn abermals ein prächtiges Belobungsschreiben. Das Heer theilte sich hierauf am 13. September nach verschiedenen Richtungen, um den Feind aus Piemont und Mailand völlig zu vertreiben. Leopold war mit seinen Preußen am 20. September bei der Eroberung von Novara, am 26. bei der Besitznahme von Mailand. Hierauf wandte er sich gegen Pizzighetone, eroberte am 6. Oktober an der Spitze von 800. Preußen mit

stürmender Hand das jenseits der Adda gelegene Fort Ghera, und zwang am 23. durch Erstürmung des bedeckten Weges die Festung selbst zur Uebergabe. Der Feldzug wurde hiemit glorreich geendet. Die Truppen zogen in die Winterquartiere, Leopold aber reiste über Mailand und Graubündten nach Hause, und langte am 15. November glücklich bei den Seinigen an. Der Ruf seiner neuen Thaten war ihm nach Dessau und Berlin glänzend vorangeeilt; doch wurde hier bei aller ehrenvollsten Anerkennung, die man der Tapferkeit nicht versagen konnte, der abermalige große Truppenverlust bedenklichst angemerkt.

Leopold ging im Frühjahre 1707. selbst nach Berlin, um die schlimmen Eindrücke, welche gegen ihn Statt fanden, zu zerstören. Der Hof König Friedrichs I. war damals, heißt es in Friedrichs des Großen Denkwürdigkeiten, von Ränken und Umtrieben angefüllt; die einflußreichen Günstlinge waren geringes Geistes, ihre Kunstgriffe plump, ihr Treiben ungeschickt, sie haßten sich untereinander, und suchten sich wechselsweise zu verdrängen; wenn sie mit einander übereinstimmten, so war es nur aus gleicher Begierde, sich auf Kosten ihres Herrn zu bereichern. Unter diesen Leuten hatte Leopold entschiedene Gegner; sie beneideten seinen

Kriegsruhm, sie fürchteten sein Ansehn. Laut wurde gesagt, er kämpfe mehr als ein Oesterreicher denn als ein Preuße, und verschwende die Kräfte des Staats für fremden Dank. Neue Verstärkungen abzusenden, hieß es, sei nicht rathsam in einer Zeit, da die Unruhen des nordischen Krieges in der Nähe drohten. In der That waren die Schweden unter Karl XII. in Sachsen eingerückt, und es entstanden wegen ihrer ferneren Absichten in Deutschland große Besorgnisse. Indeß durfte man sich darüber bald beruhigen, da Karl XII. keine Neigung zeigte, die Zahl seiner Gegner noch durch den König von Preußen zu vermehren. Leopold jedoch, ungeachtet seines rauhen Ungestüms nicht ohne listige Verschlagenheit, wußte den Ränken seiner Feinde durch andre zu begegnen, für seine Meinung den Kronprinzen zu gewinnen, und zuletzt bei dem Könige selbst durchzudringen. Der König erklärte, seine Zufriedenheit über den von Leopold bisher im Felde geführten Oberbefehl sei so groß, als sie nur sein könne, und des Fürsten große Feldherrngaben und Kriegseinsichten seien ihm wohlerkannt und geschätzt. Die Auswechselung der bei Calcinato in Gefangenschaft gerathenen Preußen wurde angeordnet, neue Mannschaft zum Ersatz der vor Turin gefallenen und

sonst abgegangenen bewilligt. Durch alle diese Umstände jedoch sah Leopold seine Abreise nach Italien bis zum Ende des Juni verzögert, und traf erst am 14. Juli zu Nizza bei dem Heere ein, welches eben im Begriff war über den Var zu setzen, und in die Provence einzudringen. Diese kühne Unternehmung konnte für Ludwig XIV. höchst gefährlich werden, wenn Eugen dieselbe mit gesammter Macht hätte ausführen dürfen; allein der Hof von Wien wünschte vor allem andern sich des Königreichs Neapel zu versichern, und deßhalb hatte der Feldmarschall Graf von Daun mit einem ansehnlichen Theil des Heeres, worunter auch einige preußische Bataillons, dahin aufbrechen müssen. Eugen langte zwar mit 32,000. Mann am 26. Juli vor Toulon an, und begann sogleich mit kräftigsten Anstalten die Belagerungswerke, allein die Franzosen unter dem Marschall von Tesse standen auf den nahen Bergen unangreifbar in einem verschanzten Lager, behielten rückwärts nach Westen alle Verbindung offen, und zogen von daher täglich Verstärkungen an sich. Leopold inzwischen führte auf dem linken Flügel, zunächst am Meere, den Angriff gegen die Forts St. Louis und St. Marguerite, und brachte mit größter Anstrengung und Tapferkeit unter dem stärksten feindlichen

Feuer die Batterieen zu Stande. Am 15. August machten die Franzosen einen Ausfall, der auf dem rechten Flügel des Kaiserlichen Heeres einigen Erfolg hatte, auf dem linken aber von Leopold hauptsächlich durch 3. preußische Bataillons, welche er mit kluger Voraussicht aufgestellt, tapfer zurückgewiesen wurde. Die Forts St. Marguerite und St. Louis, unter Mitwirkung der englischen Flotte heftig beschossen, wurden einige Tage nachher erobert, und später in die Luft gesprengt; Toulon selbst erlitt eine furchtbare Beschießung; allein während die Stadt in vollen Flammen stand, trat Eugen am 22. August in aller Stille den Rückzug an, welchen in der That das starke Herannahen französischer Truppen aus dem Innern und vom Rheine her, so wie der allgemeine Aufstand des Landvolks in der Provence dem Kaiserlichen Heere ohne Aufschub anbefahlen. Am 31. August ging alles wieder über den Var zurück, und die ganze Unternehmung blieb ein fehlgeschlagener Versuch. Um nicht den Feldzug mit diesem großen Mißlingen, welches viele nachtheilige Reden verursachte, zu beendigen, beschloß Eugen einen Angriff gegen Susa zu unternehmen. Leopold erhielt den Befehl über die Vortruppen, rückte am 18. September in die Nähe von Susa, bemächtigte sich des

hohen Gebirges, und schlug den Feind überall aus seinen in der Umgegend angelegten Schanzen in die Festung zurück, die hierauf völlig eingeengt, und trotz aller Hindernisse, welche die Aufpflanzung des schweren Geschützes in dem steinigen Gebirgsboden fand, so wirksam beschossen wurde, daß am 22. September die Uebergabe erfolgte, ehe der Marschall von Tesse zum Entsatz herankommen konnte. Hierauf begab sich Leopold mit allen Generalen zu dem Kriegsrathe, welchen der Herzog von Savoyen nach Turin wegen der Anordnung des künftigen Feldzugs berufen hatte. Hier brach endlich der alte Zwiespalt in volle Flammen aus. Leopold begehrte kraftvolle, entschlossene Fortsetzung des Krieges, der Herzog bezeigte dazu keine Lust, sondern verhielt sich bei allen Vorschlägen nur immer bedenklich und schwierig, so daß gegen seine Lauheit kein Eifer Bestand finden konnte. Unverhohlen wurde gesagt, es sei ihm kein rechter Ernst mit dem Kriege gegen Frankreich, er habe von Ludwig XIV. eine große Summe Geldes empfangen, und dafür auch schon die Unternehmung gegen Toulon vereitelt, die ohne seine Zögerungen früher in's Werk gerichtet, und dann zuverlässig würde gelungen sein. Nach manchen bitteren und heftigen Gegenreden trennte sich die Versammlung

in höchstem Unfrieden. Der Herzog hatte allerdings der Staatsklugheit gemäß erachtet, zwischen Oesterreich und Frankreich niemals unbedingt, sondern nur mit großem Vorbehalt die Rolle von Freund und Feind zu spielen; er mußte fürchten, wenn die Kaiserlichen Waffen durch irgend ein Ereigniß nach Deutschland gerufen würden, der ganzen Macht und Rache Ludwigs XIV., wie schon früher, allein gegenüber zu bleiben. Er wunderte sich, daß Leopold, der freilich im Kriege keine Rücksicht eigner Erhaltung kannte, ihm sein Benehmen zur Schuld auslegen wolite. Mit vornehmer Mäßigung, welche die Gegenstände des Danks wie der Empfindlichkeit nur verringert im Bewußtsein trägt, äußerte er später folgendes Urtheil über ihn: „Der Fürst von Anhalt hat zu viel Feuer, wenn er aber zu reiferem Alter gelangen sollte, wird er gewiß ein großer General werden, und ist er mit allen Gaben eines wackern Offiziers versehen, hat auch eines und das andere dazu beigetragen, mir die Krone zu erhalten.“ Leopold faßte den festen Vorsatz, nicht wieder nach Italien zurückzukehren, zumal wenn Eugen nach Deutschland gehn, und dadurch dem Herzoge von Savoyen der Oberbefehl zu Theil werden sollte. Er führte die Truppen in die Winterquartiere, kam den 17. No-

vember nach Dessau, und ging darauf nach Berlin, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Der König sowohl als der Kronprinz hielten beiderseits ihn bestens in ihren Gnaden. In beider Gegenwart musterte Leopold im Januar 1708. zu Saarmund die für Italien angeworbenen Ersatztruppen, zu deren Abholung eine starke Mannschaft von dort gekommen war, ließ sie alle Waffenübungen und Kriegsbewegungen durchmachen, und überreichte bei dieser Gelegenheit dem Könige feierlich die in den vorigen Feldzügen eroberten Fahnen, Standarten, Trommeln und andere Siegeszeichen.

Durch Umstände, deren Beseitigung nicht zu bewirken war, sah Leopold den Feldzug des Jahres 1708. seiner Theilnahme verschlossen. Die Befehlführung der preußischen Truppen in Italien lehnte er ab, um nicht unter dem Herzoge von Savoyen zu dienen, sie wurde dem Generallieutenant von Arnim übertragen; in den Niederlanden aber bei dem Kaiserlichen Heere, dessen Führung jetzt Eugen übernahm, befehligte schon der General Graf von Lottum die preußischen Hülfstruppen mit Ruhm und Erfolg. Voll Mißvergnügen kehrte Leopold nach Dessau zurück, und suchte sich durch andere Thätigkeit zu zerstreuen. Außer dem

Kriegswesen, mit dem er unter allen Umständen sich zu schaffen machte, nahmen besonders die Vergnügungen der Jagd, und dann auch der Ernst seiner landesfürstlichen Anordnungen seine Thätigkeit in Anspruch. Sein unruhiger Geist bedurfte steter Bewegung, sein kraftvoller Sinn starker Reize. Viele gemeinnützige Anstalten und Arbeiten setzte er durchgreifend in's Werk; die trefflichen Elbdämme, welche schon das Jahr vorher begonnen waren, die vielfachen Bauten zu Dessau, die neuen Anlagen aller Art, wurden eifrigst gefördert. Die kraftvolle Hand aber, welche den Unterthanen in so vielem Betrachte schützend und wohlthätig erschien, mußte dem Einzelnen oft auch durch die Schwere ihres Druckes kund werden. Sein Wollen war jedesmal vollständig und unbedingt; so weit Gewalt reichte, gab es für ihn nicht leicht ein Hinderniß; die Verhältnisse und Gerechtsamen Andrer mußten sich seinem Gutdünken unterordnen. In diese Zeit fällt auch schon der Anfang seines Verfahrens gegen die adelichen Gutsbesitzer in seinem Lande. Er war auf den Gedanken gerathen, er müsse der Alleinbesitzer aller in seinem Fürstenthume gelegenen Rittergüter und andern einträglichen Grundstücke sein, und suchte daher die ansäßigen Edelleute nach und nach

zu verdrängen; wer sein Eigenthum nicht abtreten, oder die dargebotene Summe, deren Betrag jedoch dem Werthe der Gegenstände in meist billiger Schätzung noch ziemlich entsprach, nicht annehmen wollte, der wurde von unsäglichen Bedruckungen und Quälereien heimgesucht, für die zuletzt kein anderes Mittel war, als in den Verkauf zu willigen. Oft kam der Einwilligung die gewaltsame Austreibung noch zuvor; die bitterste Beschwerde, die Anrufung fremden Schutzes, die förmliche Klage bei dem Reichskammergericht, alles blieb in dieser Sache fruchtlos. Mit unnachlassender Hartnäckigkeit strebte Leopold durch viele nachfolgende Jahre unbekümmert seinem Zwecke nach, bis er denselben zuletzt vollständig erreicht hatte. Auch von seinen Stammverwandten, von Preußen, von dem Domkapitel zu Magdeburg, erkaufte und ertauschte er möglichst vortheilhaft den ihm gelegenen Besitz, Lehne, Zinsen, oder löste die fremden Rechte und Ansprüche ab. Bei der großen Ordnung und Sorgfalt in seinen Angelegenheiten hatte er stets das erforderliche baare Geld bereit, und konnte jede günstige Veranlassung zu dessen zeitgemäßem Gebrauche sogleich ergreifen. Die Abgaben und Steuern seiner Unterthanen erhöhte er jedoch nicht; vielmehr verordnete

er in dem erwähnten Jahre 1708. eine mäßigere Gerichtstaxe, und trug überall Sorge, den Zustand des Volkes zu verbessern. Diese Angelegenheiten indeß beschäftigten ihn nur untermischt mit vielen andern. Er war häufig in Berlin und in Magdeburg, wo die Verhältnisse des Dienstes seine Gegenwart erforderten. Am 30. April hatte er mit Eugen, der aus dem Haag über Hannover nach Wien zurückkehrte, bei Aschersleben eine Zusammenkunft, und reiste darauf mit ihm nach Leipzig, um den König August von Polen, welchen der im September 1707. erfolgte Abzug der Schweden endlich wieder aufathmen ließ, zu besuchen. Bald nachher besuchte ihn selbst in Dessau der König von Preußen mit ansehnlichem Gefolge, und wohnte vielen herrlichen Lustbarkeiten bei, welche dem hohen Gaste zu Ehren veranstaltet wurden. Leopold soll den Betreibungen nicht fremd geblieben sein, durch welche damals der König bewogen wurde, sich zum drittenmal, mit einer Prinzessin von Mecklenburg, zu vermählen, welches auch bald nachher geschah, aber nicht eben glücklich ausfiel. Er war schlau und geschickt genug, um bei diesem zarten Gegenstande auch des Kronprinzen Gewogenheit sorgsam festzuhalten, und in dessen Gunst sogar noch höher zu steigen.

Konnte

Konnte in solchen Fällen seine kriegerische Derbheit staatskluger Feinheit weichen, so gab sie dagegen bei anderem Anlaß auch dem Ergusse herzlicher Empfindung Raum; als seine Mutter im Anfange des November auf dem Schlosse Oranienbaum gefährlich erkrankte, eilte er bekümmert herbei, und blieb voll zärtlicher Sorgfalt bis zum Augenblicke des Hinscheidens tröstend an ihrer Seite.

Im folgenden Jahre 1709. begab sich Leopold zuvörderst nach Berlin, dann auf einen Monat zu seiner Schwester, der Markgräfin von Brandenburg, nach Schwedt. Inzwischen traf der Kronprinz von Preußen, dem das Leben am Hofe mißfiel, mit Leopold die Verabredung, den bevorstehenden Feldzug in den Niederlanden als Freiwillige mitzumachen. Leopold sandte in dieser Angelegenheit seinen vertrauten Hofrath von Raumer nach Wien, mit geheimen Aufträgen an den Prinzen Eugen, dessen Einwirkung hiebei sehr zu wünschen war. Er mochte sich schmeicheln, durch des Prinzen Verwendung vielleicht doch noch den Oberbefehl in den Niederlanden über die preußischen Truppen zu erlangen; allein diese Hoffnung wurde getäuscht; Graf Lottum behielt diesmal noch die Befehlshaberschaft. Durch mancherlei Umstände

verzögerte sich die Ankunft bei dem Heere bis in den Juli, da eben die Belagerung von Dornick vor sich ging. Leopold befand sich hier mit dem Kronprinzen in der täglichen Gesellschaft Eugens und Marlboroughs, um welche auch die andern ausgezeichneten Feldherren der verbündeten Heeresmacht stets versammelt waren. Der König von Polen und viele andre regierende Fürsten fanden sich gleichfalls ein. Für Leopold bedurfte es nicht erst des Sporns, vor solchen Zuschauern sich hervorzuthun. Stets überall zugegen, wo Gefahr und Arbeit am größten war, hielt er sich doch vorzugsweise zu den preußischen Truppen, bezog mit ihnen die Laufgräben, munterte sie bei ihren Beschwerden auf, und befeuerte ihren Muth zu neuer Anstrengung. Nachdem die Festung am 3. September zur Uebergabe gebracht worden, rückten Eugen und Marlborough mit vereinter Macht gegen das französische Heer unter den Marschällen von Boufflers und von Villars, um demselben eine Schlacht zu liefern. Eugen, dessen vertraute Zuneigung für Leopold eine solche Gelegenheit gern benutzen wollte, hatte ihm den Befehl derjenigen preußischen Truppen zugedacht, die sich gesondert bei dem Hauptheere befanden, während die übrigen unter ihrem Oberbefehlshaber noch bei Dornick

standen; allein am Abend vor der Schlacht traf dieser mit 15. Bataillons von dorther ein, und Leopold hatte den Verdruß, wieder zurücktreten zu müssen. Es erfolgte darauf die große Schlacht von Malplaquet, eine der blutigsten, die je gefochten worden; es blieben auf jeder Seite 20,000. Mann. Die Tapferkeit der Preußen hatte auch hier wieder den größten Antheil an dem Siege; der General Graf Fink von Finkenstein erstürmte zuerst die feindliche Verschanzung. Leopold hielt sich an der Seite Eugens, und theilte mit ihm in dieser furchtbaren Schlacht wenigstens Eifer und Gefahr. Der Feldzug wurde mit der Uebergabe von Mons, nach einer dreiwöchentlichen Belagerung, am 20. Oktober beendigt. Im November befand sich Leopold bereits wieder in Berlin, und ging darauf nach Dessau.

Unerträglich war ihm der Gedanke, noch fernerhin bloß als Freiwilliger in's Feld mitzugehn, er der schon große Befehlsmacht geführt, und den Beruf zu solcher in diesem letzten Feldzuge wieder so lebendig hatte fühlen müssen! Seine offenbaren und geheimen Bemühungen gingen alle dahin, wieder den Oberbefehl zu erhalten. Wirklich erlangte sein geschicktes Betreiben, unterstützt von Eugens dringender Empfehlung, daß der König

bei einem dreitägigen Besuche, den er im Anfange des Jahres 1710. in Dessau machte, vorläufig erklärte, Leopold solle an des Grafen von Lottum Statt die Truppen in den Niederlanden befehligen. Den noch unsichern Entschluß zu befestigen, ging Leopold im März selbst wieder an den Hof, wo ihm noch manche Schwierigkeit entgegenstand, bis Eugen durch seinen persönlichen Besuch in Berlin die Sache zur völligen Entscheidung brachte. Eugen nahm sein Absteigequartier bei Leopold im Fürstenhause auf dem Werder; nach viertägigem Aufenthalte setzte er am 5. April die Reise nach den Niederlanden fort, wohin ihm den Tag darauf Leopold folgte. Dieser befehligte hier jetzt 19. Bataillons und 42. Schwadronen preußischer Truppen, welche in englischem und holländischem Solde standen. Er rückte sogleich zur Belagerung von Douay, und führte unter Eugen den einen der beiden Angriffe, welche am 5. Mai gegen die Festung eröffnet wurden; den andern leitete unter Marlborough der Fürst von Nassau-Diez. Der französische General Graf Albergotti befehligte die 10,000. Mann starke Besatzung. Die Vertheidigung war hartnäckig; die Belagerten machten glückliche Ausfälle, ließen Minen springen, und hielten auf alle Weise die Angriffsarbeiten auf. Eines Tages,

da Leopold zwischen den Sandsäcken hervor nach den Werken schaute, schlug eine Gewehrkugel neben ihm in die Faschinen ein, und verwundete ihn durch einen losgesprengten Splitter über dem rechten Auge. Doch ihn kümmerte die Wunde wenig; mit unermüdbarem Eifer betrieb er die Fortsetzung des Angriffs. Durch Anzündung einer französischen Mine am 10. Juni, flog ein feindlicher Soldat unbeschädigt zu den Belagerern herüber, welche durch ihn die wichtige Kundschaft von dem inneren Zustande der Festung erhielten. Die Preußen erstürmten endlich am 24. Juni zwei Halbmonde, deren einen sie nach zweistündigem Gefecht behaupteten; und schon trafen sie die Anstalten zu einem Hauptsturme, als die Franzosen auf der Seite von Leopolds Angriff die weiße Fahne aufsteckten, worauf am 27. Juni die Uebergabe erfolgte. Von den Generalen von Schulenburg und Fagel wurde sodann die Festung Bethune belagert, und als diese eingenommen war, schritt man zur gleichzeitigen Belagerung von St. Venant und Aire; jene wurde dem Fürsten von Nassau übertragen, bei dieser führte Leopold den Oberbefehl. Am 12. September eröffnete er die Laufgräben. Der französische General Marquis von Guebriant, an der Spitze von 8000. Mann, hielt sich äußerst

tapfer, und zog die Belagerung sehr in die Länge. Leopold hatte hier Gelegenheit, seine hartnäckige Geduld und unverdrossene Ausdauer zu bewähren. Regenwasser füllte die Eingrabungen, Ausfälle zerstörten die Arbeiten, an der Tapferkeit der Belagerten scheiterten wiederholte Stürme. Eugen und Marlborough wollten die Belagerung schon aufheben lassen, aber Leopold war nicht so leicht zu erschüttern; bald war er trotz aller Hindernisse im Stande die Stadt aus 100. Feuerschlünden zu beschießen, erstürmte dann, den Verlust seiner besten Grenadiere nicht achtend, den bedeckten Weg, und erzwang am 8. November die völlige Uebergabe. Mit dieser glänzenden Waffenthat beschloß Leopold den Feldzug, die Preußen nahmen Winterquartiere in den Niederlanden, und er selbst kam den 21. December nach Dessau zurück.

Im Anfange des Jahres 1711. verfügte sich Leopold zu wiederholtenmalen nach Berlin, um die nöthigen Anstalten für den bevorstehenden Feldzug zu verabreden. Auch führte er den Generalmajor von Stille, den er wegen der in Italien bewiesenen Tapferkeit ganz besonders hochhielt, als seinen Unterbefehlshaber in Magdeburg ein, und ordnete daselbst vielfache Verbesserung und Vermehrung der Festungswerke an. Darauf begab er sich nach

den Niederlanden, und traf am 23. April in Gent ein, von wo er den Herzog von Marlborough nach Dornick zum Sammelplatze des Heeres begleitete. Hier sollten indeß die Verhältnisse bald eine sehr veränderte Gestalt empfangen. Der Kaiser Joseph I. war am 17. April, erst 33. Jahr alt, gestorben, und sein Bruder, der Erzherzog Karl, welcher bisher die spanische Krone angesprochen, gewann dadurch eine neue Stellung und Aussicht. Eugen wurde nunmehr dem Kriegsschauplatze größtentheils entzogen; er hatte wichtige Unterhandlungen zu leiten, und als Reichsfeldmarschall an der Spitze eines Heeres von 45,000. Mann, das bei Speier aufgestellt wurde, in Frankfurt am Main die Kaiserwahl zu decken, welche ein französisches Heer durch feindlichen Einbruch zu stören drohte. Marlborough führte zwar den Oberbefehl in den Niederlanden fort, aber auch ihn hemmten die veränderten Ansichten seines Hofes. Die Zeit verging daher fast ganz in Unthätigkeit. Leopold hatte sein Quartier bei Anchin in der Abtei zu den vier Thürmen, wo er am 23. Mai Eugens Besuch empfing. Am 5. Juli erkrankte er plötzlich, und bekam ein heftiges Fieber; er wurde nach Bethune gebracht, durch Marlboroughs Leibarzt aber bald wieder so weit hergestellt, daß er am

4. August den geschickten Kriegsbewegungen beizuwohnen konnte, durch welche Marlborough den Marschall von Villars aus den für unüberwindlich gehaltenen Linien von Arras ohne Schwertstreich vertrieb. Außer der Belagerung von Bouchain, dessen Uebergabe am 12. Oktober erfolgte, wurde indeß nichts Bedeutendes mehr ausgeführt, und nachdem die Truppen ihre Winterquartiere bezogen, kehrte Leopold in die Heimath zurück.

Mannigfache Angelegenheiten riefen ihn wie gewöhnlich nach Berlin. Er wohnte den großen Festlichkeiten bei, welche wegen der am 24. Januar erfolgten glücklichen Entbindung der Kronprinzessin Statt fanden, und vertrat bei der Taufe des Prinzen — als König später Friedrich der Große genannt — die Stelle der abwesenden hohen Pathen. Im April, nachdem er eben vom Fieber erstanden, begab er sich abermals nach Berlin, wo die politischen Verhältnisse wichtige Berathungen forderten. Durch den Tod Kaiser Josephs I. und die Erwählung Kaiser Karls VI. hatte der Krieg um die spanische Erbfolge ein durchaus verändertes Ansehn erhalten. Großbritannien trennte sich mehr und mehr von den Verbündeten, und die Auflösung aller bisherigen Verhältnisse drohte dem Frieden ungünstig voranzueilen. Für Preußen war

die Lage der Dinge äußerst schwierig, die preußischen Truppen in den Niederlanden sollten theils von England, theils von Holland besoldet werden, allein die Zahlungen stockten, und blieben von Seiten Hollands bald völlig aus. Der König wollte schon seine Truppen von dem Heere zurückziehen, doch wußte der Erbprinz von Hessen-Kassel, der als holländischer General deßhalb nach Berlin kam, und durch Leopolds eifrige Vorstellungen wirksam unterstützt wurde, diesen Schlag noch abzuwenden, und Leopold reiste im Mai nach den Niederlanden, um den bisher geführten Oberbefehl für den neuen Feldzug wieder anzutreten. Statt Marlboroughs, der in Ungnade gefallen und wegen seiner Kriegsverwaltung in Untersuchung gekommen war, befehligte hier neben Eugen jetzt der Herzog von Ormond, auf dessen Mitwirkung gegen den Feind die übrigen Verbündeten nur wenig zählen konnten. Gleichwohl ließ Eugen in diesen mißlichen Umständen, die durch Unthätigkeit nur verschlimmert werden mußten, am 8. Juni die Belagerung von le Quesnoy durch den General von Fagel unternehmen; Leopold erbat sich zwar die Führung derselben, allein Eugen erwiederte, in dieser schwierigen Zeit wünsche er einen solch erprobten Gefährten und Freund nicht von seiner Seite zu las-

sen, auch müsse er Bedenken tragen, zu dieser Unternehmung die in englischem Solde stehenden preußischen Truppen zu verwenden, und dadurch einen Widerspruch des englischen Feldherrn unzeitig aufzuregen. In der That, noch vor Ablauf jener Belagerung, ließ der Herzog von Ormond, den nahen Abschluß des Friedens zwischen England und Frankreich voraussehend, an Leopold die Aufforderung ergehn, mit den preußischen Truppen sich von Eugens Heer zu trennen, und gegen die Franzosen alle Feindseligkeiten einzustellen. Leopold antwortete, ihm sei von seinem Könige befohlen, in Gemeinschaft der andern Verbündeten gegen die Franzosen Krieg zu führen; dieser Krieg daure unter Eugens Leitung fort, und jener Befehl sei nicht zurückgenommen, ihm könne daher das Abtreten der Engländer nicht zur Richtschnur dienen, übrigens aber wolle er von Berlin nähere Verhaltungsbefehle einholen. Bevor diese eintreffen konnten, wiederholte Ormond jene Aufforderung als Befehl an alle deutsche von England besoldeten Truppen. Eugen berief deßhalb einen großen Kriegsrath, in welchem Leopold zuerst auftrat, und mit kurzen Worten seine obige Meinung aussprach, welcher die meisten andern Befehlshaber sodann beistimmten. Lord Ravy, damals englischer

Gesandter im Haag, der früher in gleicher Eigenschaft am Hofe zu Berlin mit Leopold bekannt geworden, schrieb ihm einen weitläuftigen Brief, um eine Aenderung seines Sinnes zu bewirken, allein dieser antwortete kurz, er könne nichts thun, als das empfangene Schreiben seinem Hof einschicken, und dessen Befehle abwarten. Mit dem Herzoge von Ormond, der seinen Gehorsam ertrotzen wollte, wechselte er heftige Worte, und stand nur um so fester auf Eugens Seite. Leopold erhielt am 7. Juli die Königliche Billigung seines bisherigen Benehmens, und den Befehl, in Eugens Heere den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Der Kaiser Karl VI. belobte höchlich die standhafte Anhänglichkeit, welche Leopold für ihn bewiesen, und schenkte ihm dafür seine dankbarste Gewogenheit.

Eugen indeß, damit es nicht scheine, als sei durch die Trennung der Engländer von der verbündeten Sache auch den Kaiserlichen Waffen ein Stillstand auferlegt, schritt sogleich zur Belagerung von Landrecies; während er selbst mit der Hauptmacht sich in Verfassung setzte den Marschall von Villars abzuhalten, rückte Leopold mit 36. Bataillons und 40. Schwadronen zum Angriff gegen die Festung an. Schon war das Werk durch Leopolds eifrigsten Betrieb in bestem Fortgang,

als am 24. Juli Villars unvermuthet bei Denain dem General Grafen von Albemarle eine Niederlage beibrachte, deren Folgen nicht nachtheiliger sein konnten. Eugen wollte zwar anfangs die Belagerung von Landrecies fortgesetzt wissen, ertheilte aber nach wenig Tagen den Befehl sie aufzuheben, und zog mit allen Truppen über die Schelde in eine feste Stellung bei Maubeuge. Er durfte der Uebermacht des Feindes keine Schlacht bieten, und mußte es geschehn lassen, daß Villars die Festungen Douay, le Quesnoy und Bouchain wiedereroberte. Zu Ende des Oktobers gingen die Truppen beiderseits in die Winterquartiere. Leopold aber hatte noch eine besondere Unternehmung auszuführen.

Schon lange befand sich der König von Preußen in Streit mit der Republik Holland wegen der oranischen Erbschaft. Ihm war das Fürstenthum Möurs als rechtmäßiges Eigenthum zugesprochen, gleichwohl weigerten sich die Generalstaaten, welche die Rechte des Hauses Nassau dabei zu vertreten vorgaben, ihre Truppen herauszuziehen. Der König wurde zuletzt über diese Vorenthaltung unwillig, und schon im September empfing Leopold geheimen Befehl, sich bei Ausgang des Feldzuges der Stadt und Citadelle von Möurs

durch Ueberrumpelung zu bemächtigen; die Art und Weise blieb völlig seinem Gutdünken überlassen. Leopold, dessen entschlossene Kraft sich leicht mit schlauer Vorsicht verband, zog fürerst von der Oertlichkeit gute Kundschaft ein, und war dann bald mit seinem Anschlage fertig. Auf dem Marsche von Aachen nach Geldern, gelangte er mit einigen preußischen Truppen am 6. November ohne verdächtigen Anschein nach Ordingen, in der Nähe von Möurs. Sogleich ließ er alle Wege sperren, damit seine Ankunft geheim bliebe, und zog dann um Mitternacht mit Grenadieren und Reitern, welchen einige Wagen mit Nachen folgten, bis vor die Citadelle von Möurs. Unentdeckt gelangten sie an den Wassergraben, einige Offiziere und Soldaten schwammen an einer schon vorher bestimmten Stelle durch, legten schnell auf den mitgebrachten Nachen eine Laufbrücke, und der Wall wurde erstiegen, ohne daß die Schildwachen, von dem Lärm zweier benachbarten Mühlen betäubt, ein Geräusch vernehmen konnten. Die Wache wurde nun überfallen, der holländische Befehlshaber in seinem Zimmer entwaffnet, und nach kurzem Widerstande die ganze Besatzung aufgehoben; die Stadt folgte dem Schicksale der Citadelle. Die Einwohner mußten am dritten Tage dem Könige schwören, unter oft-

maliger Abfeurung des vorgefundenen Geschützes, wozu das Pulver ohne Umstände von den holländischen Vorräthen genommen wurde. Die Sache machte im Haag entsetzlichen Lärm, man schrie und drohte; indeß die Preußen blieben im Besitz, und wurden durch späteren Vergleich darin bestätigt. Leopold reiste am 11. November nach Dessau, und traf noch vor Ende des Monats in Berlin ein. Der König war mit seiner Befehlführung völlig zufrieden, und der Kronprinz schätzte ihn so hoch, und legte insbesondere solchen Werth auf sein Benehmen bei der Trennung der Heere, daß er bei dem Könige für ihn die höchste Kriegswürde zu erbitten wagte. Schon am 2. Deeember erhielt Leopold seine Ernennung zum Feldmarschall und wirklichen Geheimen Kriegsrath. Während dieses Aufenthalts in Berlin wurde Leopold auch dem Czar Peter von Rußland persönlich bekannt, der von Dresden gekommen war, um sich mit dem Könige über die Mittel zur Beendigung des nordischen Krieges zu besprechen. Der wilde Heldengeist des Czars wurde durch Leopolds verwandte Eigenschaften angezogen, er liebte sehr ihn um sich zu haben, und bewunderte den vollkommenen Kriegsmann, der in dieser seltnen Zusammenstellung sogar eines Vorzugs an Bildung nicht zu erman-

geln schien Bei einem späteren Besuche, welchen der Czar Peter im September des Jahres 1717. in Berlin machte, bewährte er die gleiche Zuneigung für Leopold, den er fast nicht von sich lassen wollte, und durch alle Folgezeit hoch in Ehren hielt.

König Friedrich I. starb am 25. Februar 1713. und sein Sohn Friedrich Wilhelm I. folgte ihm auf dem Thron. Für Hof und Staat brachte dieses Ereigniß große Veränderungen; einfachste Sparsamkeit trat an die Stelle verschwenderischer Pracht. Der neue König, einzig dem Kriegswesen ergeben, nahm dieses zur Richtschnur aller Anordnungen; Preußen wurde durch und durch ein Kriegsstaat, wobei, wie zu geschehen pflegt, die Mittel selbst endlich Zweck wurden. Die vollkommenste Uebereinstimmung der Ansichten und Neigungen verband hierin den König mit seinem Feldmarschall, dessen Rath und Eifer den entschiedenen Sinn Friedrich Wilhelms nur noch mehr bestärken mußte. Leopold war in den Kriegssachen gewissermaßen der Lehrmeister des Königs; während der letzten Feldzüge hatte die gepflogene Gemeinschaft ein Vertrauen zwischen beiden erzeugt, das bei dem Könige bis zur Ehrfurcht stieg; er selbst war Zeuge von Leopolds ruhmvollen Thaten, von seiner glänzenden Tapferkeit gewesen; er hegte die größte

Meinung von dessen kriegerischen Verdiensten, und war stets bereit dessen höherer Einsicht die eigne unterzuordnen, ja er hätte sich wegen Dienstfehler als General, wird versichert, willig vom ihm auf die Wache setzen lassen, wenn dieser Obermeister aller Weihen des Kriegsdienstes ein solch erbauliches Beispiel nöthig erachtet hätte. Bei dieser Stimmung des Königs, welche in ihm, ungeachtet mancher schon frühen Zweifel gegen Leopolds Gemüths- und Denkart, im Wesentlichen doch stets die Oberhand behielt, mußte dieser alsbald den Gipfel der Gunst und des Einflusses erreichen. Er wurde der Mittelpunkt aller Berathungen und Entscheidungen, die Seele des ganzen Kriegswesens, und nur in dessen Formen schien der ganze Staat sich selbst erkennen und darstellen zu wollen. Was nicht Soldat war, wurde geringgeschätzt, und bestand gleichsam nur nebenher, soviel es jener Stand erlaubte, dessen rauhe Härte und unerbittliche Gewalt in alle Lebensverhältnisse herrschend eindringen durfte. In der Umgebung des Königs theilte solche Gunst und solchen Einfluß nur der General von Grumbkow, nachheriger Feldmarschall, ein Mann von vielem Verstande und lebhaftem Geiste, von satirischer Laune im Umgang, von grossem Scharfsinn und, wie sogar seine Feinde zugestanden,

standen, von größter Gewandtheit in Geschäften; aber zugleich von geringer Denkart, und in Hinsicht des Muthes von keinem besonderen Rufe, welchen Mangel er jedoch ziemlich geschickt zu verdecken wußte. Da er nun keineswegs als Feldherr auftreten konnte, so mochte ihn Leopold kaum als einen Nebenbuhler ansehn, ließ indeß übrigens ein gutes Vernehmen mit ihm sich gern gefallen, und benutzte dasselbe nach Gelegenheit. Er brachte jetzt die meiste Zeit in Berlin oder sonst in Gesellschaft des Königs zu, der ihn fast nicht von seiner Seite ließ. Von Halle aus ging der König, nachdem er die aus Italien zurückkehrenden Truppen in Augenschein genommen, mit Leopold nach Dessau, wo er sogleich die Fürstin besuchte, sich lange mit ihr unterhielt, und sie dann zur Tafel führte. Er wiederholte noch in demselben Jahre seinen Besuch und vergnügte sich, wie das erstemal, mit Jagd und Kriegssachen. Dessau hatte schon ganz ein preußisches Ansehn; zwei neue Schwadronen preußischer Gendarmen befanden sich dort, nach dem Wunsche des Fürsten, um unter seinen Augen im Dienst und in den Waffen geübt zu werden, deßgleichen eine Kadettenschule, für welche er selbst die Zöglinge mit Sorgfalt aussuchte. Wie der König von Preußen war auch

der Kaiser Karl VI. beeifert, Leopold durch beson=dere Auszeichnung zu ehren; er legte ihm und sei=nen Nachkommen durch einen Gunstbrief vom 21. August 1713. den Titel und das hohe Fürstenwort Durchlauchtig bei, da bisher die Kaiserlichen Kanz=leien ihm nur das Wort Hochgebornen zu geben pflegten.

Der Frieden wurde im Süden von Europa für Preußen schon am 11. April 1713. zu Utrecht, für Kaiser und Reich im folgenden Jahre am 7. März zu Rastatt völlig hergestellt. Im Norden hingegen fügten sich zu derselben Zeit für Preu=ßen neue Kriegsverwickelungen. Noch dauerte der Krieg zwischen Karl XII. und den gegen ihn ver=bündeten Mächten; Friedrich Wilhelm I. sah seine Staaten von fremden Heeren umgeben, die zum Theil durch sein Gebiet zogen, und jeden Augen=blick dasselbe zum Schauplatze kriegerischer Vor=fälle machen konnten. Um den nordischen Krieg aus Deutschland entfernt zu halten, und den Kö=nig von Preußen, der seine Truppen in Italien und in den Niederlanden für die Sache des Kai=sers fechten ließ, in seinen eignen Staaten sicher=zustellen, hatten Kaiser und Reich, durch eine schon am 31. März des Jahres 1710. unter Vermitte=lung der Seemächte im Haag geschlossene Ueber=

einkunft mit dem schwedischen Senate, die Neutralität der deutschen Besitzungen Schwedens festgesetzt, und keinerlei Feindseligkeit sollte auf dieser Seite geduldet werden. Nichts konnte für die Schweden erwünschter sein, als dieser Vertrag, der ihnen Länder schützte, welche sie gegen die Macht der Russen, Dänen und Sachsen zu vertheidigen außer Stande waren. Gleichwohl verwarf aus den Fernen der Türkei, wohin sein Unglück bei Pultawa ihn verschlagen hatte, Karl XII. mit verderblichem Eigensinn die gemachten Bedingungen, und die Waffen der Verbündeten wandten sich demnach alsobald gegen Pommern. Ein russisches Heer unter dem Fürsten Menczikoff, verstärkt mit sächsischen Truppen, rückte vor Stettin um diese Festung zu belagern. In dieser Bedrängniß sandten der schwedische Statthalter in Bremen und Verden, Graf von Welling, und der Herzog Administrator von Holstein-Gottorp den Freiherrn von Görz an den König von Preußen, um denselben, damit die Feindseligkeiten unterblieben, zur Beschlagnahme von Stettin und Wismar zu vermögen; man setzte mit Grund voraus, die Russen und Sachsen würden dieser Anordnung nicht entgegen sein. Allein der schwedische Befehlshaber in Stettin, General von Meyerfeld, war nicht zu be-

wegen, ohne ausdrücklichen Befehl seines Königs eine so wichtige Festung fremden Händen anzuvertrauen. Von Seiten der Russen und Sachsen wurde demnach eifrig zur Belagerung geschritten, zu welcher auch der König von Preußen und Leopold sich als Zuschauer einfanden; nach einer heftigen Beschießung erfolgte die Uebergabe. Die Sache wegen der Beschlagnahme wurde nun auf's neue verhandelt; der König von Preußen sollte den abziehenden Verbündeten 400,000. Thaler Belagerungskosten auszahlen, und dafür gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Holstein die Festung besetzt halten bis zum Frieden, da denn dieselbe, gegen Erstattung der ausgelegten Summe, dem Könige von Schweden möchte zurückgegeben werden. Der sächsische Hof unterstützte den Vorschlag mit allem Eifer, von der geheimen Befürchtung ausgehend, daß die Russen, einmal im Besitze von Stettin, sich an der Oder für immer festsetzen könnten. Bei den Unterhandlungen, welche zu Schwedt in Anwesenheit des Königs lebhaft gepflogen wurden, waren der Fürst von Menczikoff, der holsteinische Gesandte von Bassewitz und der sächsische General Graf von Flemming besonders thätig. Noch war der König unentschieden, er sah voraus, daß Karl XII. seine Zustimmung hartnäckig versagen würde,

und ein Krieg mit Schweden zuletzt die Folge sein könnte; da wandte sich der Graf von Flemming an Grumbkow und Leopold, und zeigte, neben andern Vorstellungen, dem letzteren, der von Ehrgeiz und Thatendurst glühte, im Hintergrunde den Oberbefehl im Kriege, falls die Sachen späterhin zum Bruche führen würden. Leopold widerstand dieser Aussicht nicht, und nur desto eifriger betrieb er, was die Staatsklugheit Preußens ohnehin gebieterisch zu fordern schien. Am 6. Oktober kam die Uebereinkunft zu Stande, vermöge welcher Rußland und Sachsen die bestimmte Summe erhielten, und ihre Truppen zurückzogen, dagegen zwei Bataillons Schweden, welche deßhalb eigends in holsteinische Dienste traten, gemeinschaftlich mit der gleichen Zahl preußischer Truppen Stettin besetzten. Außerdem erhielten mehrere Plätze in Pommern preußische Besatzung. Friedrich Wilhelm zeigte selbst dem Könige von Schweden das Geschehene nebst dessen Beweggründen und Absichten an, in welchen die sichre Verwahrung der schwedischen Länder insbesondre zu gelten hatte, und versprach deren zuverlässige Rückgabe gegen die Erstattung jener in Verhältniß geringen Geldsummen. Allein Karl XII. verwarf die ganze Sache, erklärte sich zu keinerlei Erstattung verpflichtet,

und kündigte seine nahe Rückkehr an. Friedrich Wilhelm glaubte unter diesen Umständen in Stettin sich eine Schutzwehr und eine Bürgschaft seiner vertragmäßigen Ansprüche sichern zu müssen. Die holsteinischen Truppen waren noch immer als schwedische zu betrachten, und mit den Bürgern vereint den preußischen weit überlegen. Es wurde dringend nothwendig, diesem Uebelstand abzuhelfen. Der General von Borck, Befehlshaber der preußischen Truppen, erhielt dieserhalb die nöthige Weisung, vermehrte unvermerkt seine Mannschaft, und überraschte und entwaffnete im günstigen Augenblicke die holsteinischen Truppen, so daß die Preußen im alleinigen Besitze der Festung blieben. Der König, noch immer voll Schonung, ließ die Bürger gemeinschaftlich ihm selbst und dem Könige von Schweden Treue schwören, und erklärte, sogleich wieder die holsteinische Besatzung aufnehmen zu wollen, sobald Karl XII. der früheren Uebereinkunft beizutreten verspräche.

Im folgenden Jahre 1714. sah Leopold abermals den König zum Besuch in Dessau, wobei eine Woche hindurch Truppenübungen und Jagd genugsamen Wechsel der Unterhaltung gaben. Er begleitete sodann den König auf dessen Reise nach Kleve und später nach Preußen, woselbst am 11.

September die feierliche Huldigung geschah. Bald aber zogen die nordischen Angelegenheiten wieder die volle Aufmerksamkeit auf die Seite von Pommern. Am 22. November war Karl XII. aus der Türkei auf großen Umwegen unvermuthet in Stralsund angelangt, und sogleich empfing durch seine Anwesenheit die schwedische Sache neues Leben. Er zeigte unverhohlen, daß er die getroffenen Uebereinkünfte als ungültig und nichtbestehend ansehe, und gab den freundschaftlichen Erklärungen, welche Friedrich Wilhelm durch den General von Schlippenbach deßfalls an ihn gelangen ließ, nur störrische, trotzige Erwiederung, welche an seiner feindseligen Absicht nicht zweifeln ließ. Er forderte die unbedingte Rückgabe von Stettin, und als diese preußischer Seits mit Darlegung der triftigsten Gründe verweigert wurde, begann er im April 1715. die preußischen Truppen aus Anklam, Wolgast, Greifswalde und andern Orten, die sie vermöge der Beschlagnahme besetzt hielten, mit gewaffneter Hand zu vertreiben; auf der Insel Ilsedom nahm er 500. Preußen gefangen. Der Krieg war hiedurch erklärt, und Friedrich Wilhelm genöthigt ihn aufzunehmen. Ein engeres Bündniß vereinigte im Februar 1715. die Höfe von Berlin, Kopenhagen, Dresden und Hannover, und von al-

len Seiten bereitete man sich zum Feldzuge. Eifrigst betrieben Leopold und der Graf von Flemming den völligen Bruch, und Karls XII. unversöhnliche Hartnäckigkeit war ihnen dabei nur allzu sehr behülflich. Im Anfange des Mai versammelte Friedrich Wilhelm im Lager zwischen Stettin und Schwedt 25,000 Preußen und 8000. Sachsen, und übergab, wenn gleich selbst anwesend, Leopold den Oberbefehl. Am 18. Mai besichtigte dieser, an der Spitze von 200. Reitern voraueilend, die Verschanzungen, welche der König von Schweden bei Anklam und besonders vor Stralund hatte errichten lassen. Am Ende des Juni setzten sich die verbündeten Truppen insgesammt in Bewegung, und rückten den 12. Juli vor Stralsund. Drei Tage darauf kam auch der König von Dänemark mit seinen Truppen hier an. Beide Könige überließen Leopold die oberste Leitung ihrer vereinten Macht, die nun aus 74. Bataillons und 118. Schwadronen, im Ganzen etwa 36,000 Mann, bestand; unter ihm wurden die Sachsen von dem General Grafen von Wackerbarth, die Dänen von dem General von Scholten befehligt. Doch wie bedeutend auch diese Macht erscheinen konnte, die Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatte, waren nicht geringer. Karl XII. an der Spitze

von 9000. Mann war noch stets ein furchtbarer Gegner, seine Stellung in und bei Stralsund äußerst vortheilhaft. Leopold, einem solchen Feldherrn gegenübergestellt, glaubte mit größter Vorsicht verfahren zu müssen. Zuerst wollte er sich in der Umgegend sicherstellen. Der General von Arnim mußte mit 2000. Mann Wolgast einnehmen, die Insel Üsedom und Wollin besetzen, und die Schanzen von Swinemünde und Peenamünde erobern, letztere am 21. August mit Sturm, wobei die kleine schwedische Besatzung unter ihrem heldenmüthigen Anführer Kuse größtentheils den Tod fand. Nachdem hierauf im September das preußische Belagerungsgeschütz aus Stettin vor Stralsund angekommen, wurde dem Grafen von Wackerbarth im Oktober die Eröffnung des Angriffs übertragen. Die Verschanzungen außerhalb der Festung, unangreifbar zwischen See und Morast gelegen, fielen durch einen unvermutheten Zufall in die Hände der Verbündeten. Ein preußischer Offizier, Friedrich der Große nennt ihn Gaudi, bei andern Schriftstellern heißt er Köppen, hatte Kunde von einer seichten Stelle des Meerufers, wo er in früherer Zeit oft gebadet; er untersuchte bei Nacht die Stelle auf's neu, und fand festen Grund, der Westwind trieb die Meeresfluthen ab. Er theilte

seine Entdeckung dem Könige mit, und sein Anschlag erhielt Beifall. Mit ausgewählten 1800. Mann durchwatete der Oberst Köppen in der Nacht zum 5. November bis an den halben Leib das seichte Meer, gelangte unentdeckt an den Verschanzungswall, erstieg ihn, während die Schweden durch einen falschen Angriff nach der entgegengesetzten Seite abgelenkt wurden, fast ohne Widerstand, eilte den übrigen Angriffstruppen den Zugang zu öffnen, und war in kürzester Zeit Meister der Verschanzungen, deren gesammte Besatzung, aus drei schwedischen Regimentern bestehend, niedergemacht oder gefangen wurde.

Nach diesem glücklichen Erfolge machte Leopold ernstliche Anstalten zur Eroberung der Insel Rügen, ohne deren Besitz die Belagerung von Stralsund nicht zweckmäßig zu fördern war. Zu Ludwigsburg bei Greifswalde wurden mit großer Mühe gegen 400. Fahrzeuge zusammengebracht, und auf diesen ging eine aus Preußen, Dänen und Sachsen gemischte Truppenmacht von 18,000. Mann, worunter 2000. Reiter, am 15. November unter Segel. Nach Leopold befehligten die preußischen Generale Graf von Dönhof und Freiherr von Derfflinger, der dänische General von Dewitz und der sächsische von Wilkens. Alle Anstalten

waren mit genauer Vorsicht getroffen. Die Fahrzeuge mußten in See streng dieselbe Ordnung behalten, welche den Truppen nach der Landung bestimmt war. Schon einige Zeit vorher hatte Leopold durch einen Tagesbefehl den unter ihm stehenden Generalen und Offizieren jede nöthige Vorschrift ertheilt, und darin zuletzt gesagt: „Die Bravur wird nicht zu kommandiren sein, weil es lauter ehrliche brave Leute, von denen man nichts anders, nächst göttlicher Hülfe und Beistand, zu vermuthen hat, insbesondere wenn diese ihnen vorgeschriebene Disposition in allen Stücken observirt wird. An keine Retraite wird nicht zu gedenken sein, und dieses muß man insonderheit den Gemeinen wohl imprimiren.“ Von dänischen Kriegsschiffen geleitet nahm das Geschwader seinen Lauf gegen Stresow unfern Putbus, und hier, wo es am wenigsten erwartet wurde, fand noch denselben Abend an bequemer Stelle die Landung Statt. Leopold wußte seinen Gegner zu würdigen, und verschmähte keine Vorsicht gegen ihn. Er stellte die gelandeten Truppen in drei Treffen, die beiden vorderen Fußvolk, das dritte Reiterei, außerdem noch 6. Schwadronen Reiter zur rechten Seite als besonderen Rückhalt. Diese Aufstellung ließ er nicht allein mit spanischen Reitern umgeben, son-

dern auch durch Wall und Graben sogleich verschanzen, womit die Truppen bei größter Anstrengung doch erst um Mitternacht fertig wurden. Die meisten Generale fanden diese ermüdende Arbeit unnöthig, sie hielten ihre Uebermacht vor jedem Angriffe sicher, den König von Schweden überdies in Stralsund genug beschäftigt. Sie sollten alsbald erfahren, wie richtig Leopold seine Maßregeln genommen. Karl XII. war bereits auf Rügen; begleitet von einer großen Schaar der tapfersten Offiziere, setzte er sich an die Spitze von 4000. Mann, welche drei Stunden von dem Landungsplatze in Verschanzung standen, brach in der Nacht auf, und rückte unverzüglich gegen die verbündeten Truppen an, ohne nur nach der Zahl der gelandeten zu fragen. Um 4. Uhr in der Nacht hörten die preußischen Schildwachen das Annahen des Feindes, und schlugen Lärm, in einem Augenblicke war das ganze Lager unter Waffen. Die Schweden stürmten rasch an, als sie aber den Graben und Wall gewahrten, hielten sie inne. Der König sah mit verzweiflungsvollem Staunen die Verschanzung, welche Leopolds Klugheit und Kraft gleichsam aus der Erde hervorgezaubert. „Ist es möglich! rief er aus, das hatt' ich nicht erwartet!“ Er ließ seine Truppen auf 100. Schritt

zurückweichen, aber nur um sie zu neuem Angriffe zu befeuern. Wüthend stürmt er wieder vor, hilft mit eigner Hand die spanischen Reiter wegreißen, Erde, Baumäste und Leichen müssen durch den Graben eine Brücke bilden, zu Fuß mit dem Degen in der Faust dringt er hinüber, seine Tapfersten hinter ihm, und schon kämpft er auf dem erstiegnen Walle. Einige dänische Bataillons gerathen in Unordnung und geben die Verschanzung preis; das preußische Fußvolk aber steht in fester Haltung, giebt ein wirksames Gewehrfeuer, und stößt mit Spontons und Bajonetten die Anstürmenden in den Graben zurück. Leopold, das Fußvolk ermuthigend, läßt zugleich das Feuer des Geschützes in den Feind schmettern, und den rechtsgestellten Theil der Reiterei aus der Verschanzung vordringen, um in die linke Flanke der Schweden einzuhauen. Karl XII. wird verwundet und von den Seinigen fortgerissen, nach einem viertelstündigen Gefechte weichen die Schweden überall. Leopold verfolgt sie in's Freie nun auch mit dem Fußvolk, und ahndet nicht, daß Karl XII. selbst in diesem Augenblicke vor ihm flieht. Bald aber wird der Kampf mit Wuth erneuert, Karl will nicht weiter weichen, und geräth in Gefahr getödtet oder gefangen zu werden, seine Getreuen, die

Generale von Grothusen, von Bassewitz, von Dalldorf und der Oberst von Düring fallen, er selbst, nachdem er eine zweite Wunde erhalten, wird mit Mühe von dem Grafen Poniatowski gerettet und nach der alten Fehrschanze und von da nach Stralsund zurückgebracht. Auf dem Wahlplatze lagen 400. Schweden todt, und 200. verwundet. Die Verbündeten rückten darauf vor die alte Fehrschanze, welche sich am 17. November mit allen Truppen, Geschütz und Vorräthen ergab. Die Könige von Preußen und von Dänemark waren inzwischen auch nach Rügen übergesetzt. Friedrich Wilhelm errichtete aus den Kriegsgefangenen ein neues Regiment, welches er dem Prinzen Leopold Maximilian von Dessau, zweiten Sohne Leopolds, verlieh; ein Theil der Mannschaft bestand aus Franzosen, die bei Höchstädt als Gefangene in sächsische Dienste, bei Fraustadt in schwedische übergegangen waren, und nunmehr dem vierten Herrn folgend, in preußische traten. Die Eroberung von Rügen war nun vollendet, und die ganze Macht der Sieger wandte sich mit verdoppelter Anstrengung auf Stralsund zurück. Vom 22. November wurde die Festung täglich schärfer angegriffen. Leopold errang mit stürmender Gewalt und großer Aufopferung von Menschen am 8. De-

cember den bedeckten Weg, und am 17. das Hornwerk, welches Karl XII. in Person an der Spitze seiner tapfersten Truppen als gemeiner Soldat fechtend mehrmals wiederzunehmen versuchte, Leopold aber, wiewohl mit großem Verlust an Leuten, hartnäckig behauptete. Auf's äußerste gebracht, ohne Hoffnung eines Entsatzes, und in Gefahr gefangen zu werden, wenn er den Hauptsturm erwartete, ließ Karl sich endlich bewegen, die Festung zu verlassen. Er entkam den 19. December auf einem kleinen Fahrzeuge im Angesichte der dänischen Flotte nicht ungefährdet doch glücklich nach Schweden. Am 22. ergab sich Stralsund den Verbündeten, am 26. ritten die beiden Könige, von Leopold und allen Generalen begleitet, unter dreimaliger Abfeurung alles Geschützes, in die eroberte Stadt. Dieser gegen Karl XII. glücklich geführte Feldzug brachte den Kriegsruhm Leopolds auf den höchsten Gipfel. Trotz der Uebermacht der Verbündeten war die Unternehmung gegen Rügen und Stralsund so bedenklich erschienen, daß der Graf von Croissy, französischer Gesandter im Hauptquartiere Karls XII., sie für unausführbar erklären durfte, und an den preußischen Staatsminister von Ilgen, eine Vermittelung des Friedens versuchend, schreiben konnte, man möchte

doch von dem Angriff abstehn, denn er betheure mit der Aufrichtigkeit eines Mannes, der sein Urtheil nicht leichtsinnig bloßstellen wolle, daß der König von Schweden in seiner Stellung unbezwinglich sei. Leopold hatte nicht an der Aufrichtigkeit dieser Meinung gezweifelt, aber nur um so mehr Entschluß und Kraft daran gesetzt, sie durch die That umzustoßen. Das auf Rügen und in Stralsund eroberte Geschütz wurde zum Theil an den Czar Peter von Rußland, zum Theil an die Republik Venedig verkauft. Von seinem Antheil an der übrigen beträchtlichen Beute schenkte Leopold zwei große Spiegel mit Rahmen von getriebener Silberarbeit der Königin von Preußen, welche fast diese ganze Zeit bei dem Könige im Feldlager zubrachte. In dem Frieden, der späterhin nach Karls XII. Tode zu Stande kam, behielt Preußen den Besitz von Stettin und Vorpommern bis an die Peene, und von Wollin und Üsedom.

Mit dieser ruhmvollen Eroberung schließt sich der erste Zeitraum von Leopolds Kriegsthaten und Feldherrnverrichtungen ab; er selbst war jetzt 40. Jahr alt, auf dem Gipfel des Ruhmes, voll Kraft und Begierde sich neue und immer größere Heldenbahn zu gewinnen; doch eine lange Reihe von Friedensjahren verschloß diese Richtung, und drängte

seine Thätigkeit und seinen Ehrgeiz in minder günstige Wege zurück. Auch auf diesen zeigte er zwar den eisernen Willen und die entschlossene Kraft, die er im Kriegsfelde bewiesen, aber ohne dabei stets gleichen Erfolgs und gleichen Ruhmes theilhaft zu werden. Wir wollen zunächst sein Verhältniß im preußischen Staate näher in Betracht nehmen. Seine Unabhängigkeit als selbstständiger Landesfürst, seine Verwandtschaft mit dem Königlichen Hause, seine Stellung und fortgesetzte Thätigkeit im Heere, sein kriegerischer Ruhm und persönliches Uebergewicht, verbunden mit der Gunst und dem Vertrauen des Königs, mußten sein Ansehn am Hofe über jede Nebenbuhlerschaft emporheben, ihm in allen Staatsangelegenheiten die einflußreichste Wirksamkeit verleihen. Der König hatte ihn als Freund und Rathgeber in engster Vertraulichkeit fast immer zur Seite; in den berühmten Tabackskollegien war Leopold, wiewohl er selbst nie rauchte, eines der bedeutendsten Häupter, an Ansehn zunächst dem Könige; ihre Neigungen stimmten wie ihre Ansichten meist überein; in Soldatenwesen und Jagd fanden sie gemeinsame Beschäftigung. So konnte Leopold ungehemmt seinen Ehrgeiz in diesem weiteröffneten Spielraume verfolgen, der kaum in den höchsten Personen und

Verhältniſſen wieder einige Schranken fand. Ihm durfte das Vorbild des Prinzen Eugen, der in Wien der Leitung des ganzen öſterreichiſchen Staates vorſtand, in Berlin ſogar übertreffbar ſcheinen. Wenn Eugen zu ſolchem Berufe mit eigentlicher Staatskunde und gebildeter Geſchicklichkeit reicher ausgeſtattet war, ſo beſaß Leopold dafür in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen ungleich größere Möglichkeiten. Der Kronprinz von Preußen war ungemein ſchwächlich von Körper, und verſprach kein langes Leben. Nach ihm war Friedrich Markgraf von Schwedt, Leopolds Neffe, muthmaßlicher Thronerbe. Den König bei ſolcher Ausſicht beruhigter feſtzuhalten, bot Leopold alles auf, die Sachen dahin zu lenken, daß die Prinzeſſin Friederike Wilmine, Tochter des Königs, dem Markgrafen vermählt würde. Hierin war ihm jedoch die Königin entgegen, welche für ihre Kinder ganz andre Verbindungen beabſichtigte. Bei der Stellung der Gemüthsarten und Neigungen im Innern dieſer Familienverhältniſſe waren Zwiſtigkeiten und Feindſchaften unvermeidlich. Die Königin wußte, daß Leopold ihre eigne Verheirathung mit dem Könige mißbilligt, und an ihre Stelle lieber ſeine Nichte, die Prinzeſſin von Oranien, zu bringen gewünſcht hatte. Er ſelbſt und Grumbkow, dem ſie noch we-

niger Gutes zutraute, erschienen ihr als Feinde, deren Einflusse sie stets entgegenzuwirken habe; die Folge war, daß beide sich nun auch desto mehr gegen den Einfluß der Königin vereinten, und sie konnten, leichter als diese, Gelegenheit und Mittel finden, welche solchem Zweck entsprachen. Unter andern gewannen sie das Fräulein Leti, Tochter des bekannten italiänischen Schriftstellers, welche als Unterhofmeisterin die Aufsicht über die jungen Prinzessinnen hatte, und gelangten dadurch zum Besitz aller kleinen Verhältnisse und Vorgänge des inneren Familienlebens, die sich bei dem Könige wirksam benutzen ließen. Ränke und Partheiungen theilten nun den ganzen Kreis des Hofes; die Verbundenen wurden immer mächtiger, und schienen eines fast ausschließlichen Ansehns gewiß. Doch hatte dasselbe fortwährend immer neue Kämpfe zu bestehn. Der Finanzminister von Creutz, früherhin Auditeur bei dem Regimente des Kronprinzen, dann Kabinetssekretair und geadelt, und bei dem Könige sehr in Gunst, wagte den Versuch, jene Beiden zu überklimmen. Er war mit einer Hofdame der Königin in vertraulichen Verhältnissen; Fräulein von Wakenitz war bildschön, aber unter dem sittsamsten Anschein höchst leichtsinnig in ihrem Wandel. Der herrschsüchtige Minister faßte den Gedanken, die

Gunst des Königs auf sie zu lenken, und dann vermittelst ihrer den ersten Staatseinfluß zu haben. An der strengen Denkart des Königs aber mußte der niedere Plan scheitern, und Fräulein von Wakenitz wurde das Opfer davon. Denn kaum hatten Leopold und Grumbkow die Gefahr, welche ihnen drohen sollte, wahrgenommen, so wußten sie ihr nachdrücklich zu begegnen, sie enthüllten dem Könige alles, was ihnen von der Aufführung des Fräuleins bekannt war, und brachten es dahin, daß ihre Entfernung vom Hofe verfügt wurde, die endlich auch sehr hart und gewaltsam erfolgte, weil das Fräulein, anstatt bescheiden nachzugeben, sich der heftigsten Aufwallung gegen die Königin, welche gleichwohl sie zu vertheidigen bemüht gewesen, und dem übermüthigsten Trotze gegen den König selbst so rücksichtslos überließ, daß auch der Minister von Creutz, der anfangs dem Sturm entgegenzukämpfen dachte, die verzweifelte Sache aufgeben mußte. Die Königin aber empfand es sehr übel, daß man ihre Hofdame, der sie äußerst gewogen war und keinerlei Schuld beimaß, so arglistig von ihr zu entfernen vermocht, und haßte nur um so mehr diejenigen, welche sie für die Anstifter der Sache hielt. Neuen Streit veranlaßte die Wahl der Personen, welche den jungen Kronprinzen um-

geben sollten, der im Jahre 1718. den Händen der Frauen entnommen wurde. Die Königin setzte diesmal durch, daß der Generallieutenant Graf von Fink die Oberstelle erhielt; die zweite Stelle aber wurde dem Oberstlieutenant von Kalkstein ertheilt, welchen Leopold vorgeschlagen hatte, und der durch Strenge und Genauigkeit im Kriegsdienste dem Könige schon genug empfohlen war.

In diesem Ringen nach Einfluß und Vortheil haben Leopold und Grumbkow sicher nicht die Gränze beobachtet, welche darin — der strengen Sittlichkeit hier zu geschweigen — auch bloß die Ehrbarkeit nachsichtiger Weltmeinung noch immer vorschreibt; eine strafende Nothwendigkeit reißt in trüben Partheiverwickelungen die Personen oft weit über das Ziel hinaus, bei welchem sie stehn zu bleiben gemeint, und schon deßhalb dürfte Leopold hier großer Ueberschreitungen nicht freizusprechen sein. Inzwischen erhellt aus aller sorgsamsten Prüfung hinwieder auch mit aller Gewißheit, daß jene Ueberschreitungen niemals zu der Höhe verbrecherischer Anschläge gestiegen sind, deren eine auf uns gekommene üble Nachrede gedenkt. Die Prinzessin Friederike Wilhelmine, nachmalige Markgräfin von Baireuth, damals selbst Gegenstand der ehrgeizigen Plane Leopolds, und gleich der Kö-

nigin demselben feindlich abgewandt, geht so weit, in ihren Denkschriften Leopold und Grumbkow geradezu anzuklagen, sie hätten den Markgrafen von Schwedt, welcher unterdeß, um jeden Verdacht entfernt zu halten, auf einer Reise in Italien begriffen war, gewaltsam auf den Thron fördern, und sich dadurch der ganzen Regierung bemächtigen wollen. Diese Prinzessin, deren Urtheil auch sonst immer gern die schlimmere Seite faßt, und geringe Prüfung bei großer Härte zeigt, hat aus den dunkeln Lästerungen des Hofgerüchtes sogar die ungeheure Beschuldigung aufbewahrt, Leopold und Grumbkow hätten zu jenem Zweck einen Anschlag gegen das Leben des Königs und des Kronprinzen völlig bereit gehabt, der an einem bestimmten Tage in einer Bude auf dem Neumarkt, wo deutsche Schauspieler und Gaukler ihre Künste regelmäßig vor dem Hofe sehen ließen, zur Ausführung kommen sollte. Durch den sächsischen Gesandten Grafen von Manteuffel, Leopolds und Grumbkows Vertrauten, soll die Frau von Blaspiel, Hofdame der Königin und insgeheim Geliebte des Grafen Manteuffel, eine junge schöne Frau, deren Gefühl und Einbildungskraft sich leicht entzündete, die Sache erfahren, der Königin entdeckt, und im letzten Augenblicke durch diese ver-

eitelt haben. Das in allen seinen Umständen höchst unwahrscheinliche Mährchen fand bei dem Könige selbst keinen Glauben, allein die Vorstellungen, welche dasselbe in ihm weckte, machten ihn gleichwohl mißtrauischer gegen seine Umgebung, und zugänglicher für die Einflüsterungen, welche bald nachher seinen Sinn mit dem verwirrendsten Blendwerke befangen sollten. Die ganze politische Stellung der damaligen Zeit war gespannt; Verschwörungen und Missethaten gingen in die Berechnungen der Staatsklugheit ein; die meisten Höfe litten an der schrecklichsten Verderbniß, und rohe Sitten und gewaltthätige Leidenschaften, durch Kriegsunruhen und rauhes Soldatenwesen genährt, wurden von oberflächlicher, erborgter Bildung kaum verhüllt. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen auch die unhaltbarsten Gerüchte Verbreitung, und in dem Dunkel, worin ihre Mittheilung umhüllt blieb, am wenigsten Widerspruch finden konnten! Auch Friedrich der Große, wiewohl bei diesem Ereignisse selbst ohne Verdacht, scheint in seinem allgemeinen Urtheile über Leopold manches anzudeuten, was wohl den jugendlichen Eindrücken jener frühvernommenen Beschuldigungen angehören möchte.

Wie sehr Leopold und Grumbkow in der Gunst des Königs durch geheime Anklagen und nachtheilige Gerüchte, so wie durch die rastlose Gegenwirkung der Königin gesunken waren, zeigte sich auffallend bei Gelegenheit einer Krankheit, welche den König im Anfange des Jahres 1719. zu Brandenburg plötzlich befiel. Des Königs Regiment, sein Lieblingsregiment von großen Leuten, dem die Bürgerschaft von Berlin, auf ihre Gerechtsame sich berufend, die Einlagerung in ihre Häuser hartnäckig weigerte, hatte seinen Standort einstweilen in Brandenburg. Der König hatte sich, wie schon oftmals, dahin begeben, um den Waffenübungen seiner Riesen beizuwohnen. Nach wenigen Tagen aber befiel ihn eine so heftige Kolik, daß er sein Ende nahe glaubte. Sogleich ließ er von Berlin die Königin zu sich berufen, und als sie herbeigeeilt war, übergab er ihren Händen eine versiegelte Schrift, sein Testament enthaltend, durch welches er sie, wie er sagte, zur alleinigen Regentin des ganzen Staates ernannte; er verlangte jedoch in Betreff dieser Verfügung einstweilen das strengste Geheimniß, damit er in Ruhe sterben könnte, unbestürmt von den Bitten und Vorwürfen derjenigen, welche sich durch jene Anordnung zurückgesetzt glauben möchten. Inzwischen trafen auch Leopold

und Grumbkow in Brandenburg ein, gleichfalls von dem Könige berufen, aber durch Zufall in ihrer Reise verspätet, so daß sie den König, dessen Zustand sich verschlimmert hatte, nicht sogleich sehn konnten. Sie mußten aber alsobald, aus mancherlei Anzeigen, die Vermuthung fassen, daß von einem Testamente die Rede sei, und boten sogleich alles auf, um den Inhalt zu erfahren, welchen sie, schon wegen des Geheimnisses, das ihnen daraus gemacht wurde, für ihre Erwartungen nicht günstig erachteten. Sie konnten sich deßfalls an niemand besser als an Frau von Blaspiel wenden, die einzige Dame, welche die Königin nach Brandenburg mitgenommen hatte, weil sie nur dieser ganz vertraute. Leopold und Grumbkow machten ihr einen Besuch, und boten ihr, nach einigen Vorreden, gute Freundschaft und ein beträchtliches Geschenk an, wenn sie es im Allgemeinen mit ihnen halten, und für jetzt gleich bei der Königin dahin wirken wollte, daß diese den König ihnen geneigt erhielte. Frau von Blaspiel aber nahm den Antrag als eine Beleidigung auf, lehnte stolz jede Einmischung ab, und eilte die Königin von dem Vorgange zu benachrichtigen. Diese unterrichtete von allem sogleich den König, der eine hohe Meinung von Frau von Blaspiel faßte; eine solche

Uneigennützigkeit hatte er bisher keiner Frau zugetraut, desto mißvergnügter war er dagegen mit Leopolds und Grumbkows hinterlistigen Ränken, und als beide sich wieder einfanden, und vorgelassen zu werden wünschten, ersuchte er die Königin, sie draußen abzufertigen. Sie trat in das Vorzimmer, und sagte zu ihnen mit stolzer Kälte voll Hoheit und Würde, sie könnten den König nicht sprechen, er wolle niemanden sehn, als wer zu seiner Bedienung nöthig sei, ihre Anwesenheit in Brandenburg sei unter diesen Umständen ohne Nutzen, sie würden gut thun nach Berlin umzukehren, damit sie, wenn Gottes Rathschluß über des Königs Leben verfügen sollte, dort alles in guter Ordnung erhielten, der König sei übrigens nicht ohne Hoffnung, sie selbst trage Sorge, daß ihm jede Hülfe und Pflege zu Theil werde, und wenn er genese, könnten sie darauf rechnen, die ersten zu sein, die er zu sich berufen würde. Leopold wollte das Wort nehmen, die Königin aber unterbrach ihn, sie sei in diesem Augenblicke zu sehr niedergeschlagen, als daß sie ihn weiter anhören könnte, sie wünsche beiden eine glückliche Reise, und hoffe sie bei günstigerem Anlasse bald wiederzusehn. Nach diesen Worten trat sie in das Zimmer des Königs zurück, und ließ die Beiden

verwundert stehn, die nicht wußten, was sie von dieser Wendung denken sollten. Indeß beschlossen sie, die Entscheidung der Krankheit des Königs in Brandenburg abzuwarten. Schon in der Nacht aber wurde der Zustand so schlimm, daß die Aerzte keine Rettung mehr sahen; da wagte Holzendorf, Regimentsarzt von des Königs Regiment, dem schon aufgegebenen Kranken mit Zustimmung der Königin noch ein Brechmittel zu reichen, welches so glücklich wirkte, daß der König alsbald Erleichterung fühlte, und darauf in wenigen Tagen völlig hergestellt war. In der Freude der Genesung, und gerührt durch die Zeichen wahrer Anhänglichkeit, welche Leopold und Grumbkow ihm hiebei äußerten, nahm der König beide wieder für den Augenblick zu Gnaden auf. Indessen dauerte die eigentliche Spaltung fort, und die Königin, im Bewußtsein der ihr ausschließlich zugedachten Regentschaft, glaubte sich berechtigt, ihre Gegner fortan mit größter Geringschätzung zu behandeln. Diese suchten nur um so eifriger das Geheimniß zu entdecken, durch welches eine so auffallende Veränderung bewirkt worden. Wirklich gelang ihnen, und durch dieselbe Frau von Blaspiel, welche der Bestechung so trotzig widerstanden, den Inhalt des Testaments zu erfahren; sie vertraute denselben ih-

rem Geliebten, dem sächsischen Gesandten Manteuffel, der sogleich seine beiden Freunde davon in Kenntniß setzte. Sie hatten nicht gezweifelt, daß, wenn auch sie selbst bei der Regentschaft übergangen sein sollten, doch unfehlbar der Markgraf von Schwedt mit der Königin gleichen Theil daran haben würde, und durch ihn glaubten sie auch ihre nachherige Zuziehung doch immer gewiß. Die Ausschließung des Markgrafen aber, für den in solchem Falle sogar die Reichsgesetze sprachen, erregte ihren vollen Grimm und Zorn. Sie beschlossen, den Einfluß der Königin auf jede Weise zu schwächen, und zuvörderst die Frau von Blaspiel zu entfernen, deren Feindschaft ihrer Absicht, den König zur Umänderung seines Testaments zu bewegen, besonders nachtheilig schien. Die Gelegenheit zur Rache ergab sich bald genug. Bevor wir aber den Verfolg dieser Dinge mittheilen, müssen wir auf eine andere Reihe von Verwickelungen zurückgehn, welche schon geraume Zeit in diese Verhältnisse mitwirkend eingriff, und deren bisher nur darum keine Erwähnung geschehn, um dieses Zwischenspiel eigner Art, zu besserem Verständniß, gleich in seinem ganzen Zusammenhange vorzutragen.

Das Mißtrauen des Königs gegen seine Umgebungen wurde durch besondere Mittheilungen ge-

nährt, deren Ursprung geraume Zeit vor aller Welt verborgen blieb. Die vielfachen Argliſten, Ränke und Anſtiftungen, welche als Mittel der Staatsklugheit an den meiſten Höfen damals gehegt und gehandhabt wurden, bildeten eine Verwirrung dunkler Gewebe, deren Fäden zuletzt den Urhebern ſelbſt unerkennbar wurden. In dieſem Zuſtande durfte ein untergeordnetes Werkzeug, von überlegenem Talent für dieſe bedenklichſte Richtung beſeelt, ſich leicht der dargebotenen Beziehungen bemächtigen, und dieſelben zum eignen Vortheile weiterſpinnen, bis endlich aus höchſter Steigerung das unheilvolle Beginnen in ſein eignes Verderben zurückſtürzen mußte. Der Fürſt von Siebenbürgen, Franz Ragoczy, deſſen Familie faſt ein Jahrhundert hindurch in Ungarn die größten Bewegungen hervorgebracht und in der europäiſchen Staatswelt durch Bündniſſe und Unterhandlungen eine mächtige Rolle geſpielt hatte, war endlich durch das Uebergewicht der Kaiſerlichen Waffen aus dem Felde geſchlagen, und von dem Schauplatze der früheren Thaten vertrieben worden. Er lebte in Chaillot bei Paris voll unruhiger Thätigkeit, und blieb ſowohl hier, wo Ludwig XIV. ihn beſchützte, als ſpäterhin zu Konſtantinopel, wo der Großherr ſeinen Planen Gehör ſchenkte, ein bleibendes Schreckbild für den

Kaiserlichen Hof, dessen Macht in Ungarn noch lange Zeit nur unvollkommen befestigt war. Bei der Beschränkung jedoch, welche Ragoczy mehr und mehr in seinen Hülfsmitteln empfand, konnte er das Schicksal einer Menge von Dienern und Anhängern, die ihm gefolgt waren, nicht mehr mit dem seinigen verknüpft erhalten, er mußte sie den Umständen überlassen, und hatte dagegen nichts einzuwenden, wenn sie, an seinem Glücke verzweifelnd, und von seinem Unglücke nicht einmal aufgenommen, jeder so gut er konnte, nach Gelegenheit und Kräften mit der herrschenden Macht in Ungarn sich auszusöhnen und in die neuen Verhältnisse zu fügen suchten. Ein ungarischer Edelmann, genannt Clement, protestantischen Glaubens, der schon seit dem Jahre 1708. von Ragoczy zu diplomatischen Sendungen nach England und Frankreich gebraucht worden war, hatte zuletzt als dessen Beauftragter den Friedensverhandlungen von Utrecht unter dem Namen eines Freiherrn von Rosenau beigewohnt, wo sein gefälliges Aeußere, sein Scharfsinn und seine Klugheit nicht unbeachtet geblieben waren; insbesondere hatte der preußische Gesandte Graf von Dönhof ihn gern bei sich gesehn und oft zur Tafel geladen. Nach dem Abschlusse des Friedens, durch welchen Ragoczy's

letzte Hoffnungen und Aussichten vernichtet waren, fand sich Clement verlassen im Haag, und suchte Mittel zur Rückkehr in sein Vaterland, wo er noch einiges Vermögen zusprechen hatte. Der österreichische Resident von Hohendorf lernte ihn kennen, und fand in ihm das ausgezeichnetste Talent für politische Geschäfte und Ränke; er war von guter Gestalt und feinem Betragen, sprach vollkommen gut lateinisch, ungarisch, deutsch und französisch, hatte Kenntniß der großen Welt, schnelle Fassungsgabe, und unter dem einnehmenden Schein harmloser Unbefangenheit die durchdringendste Schlauheit. Hohendorf machte ihm nach und nach die lockendsten Anerbietungen, gewann ihn bald, und sandte ihn im August des Jahres 1715. nach Wien an den Prinzen Eugen, mit der strengsten Weisung, dessen Zwecken und Vortheilen, so wie der Leitung des Sekretairs Langwedel, welcher des Prinzen ganzes Vertrauen hatte, sich unbedingt hinzugeben. Besonders wurde ihm eingeschärft, dieser Verbindung ausschließlich anzugehören, und jede andre, die nicht zu meiden sein dürfte, jener völlig unterzuordnen, und sollte auch der Kaiser selbst dabei betheiligt werden. Eugen und sein Anhang hatten damals in Wien mit drei verschiedenen Partheien zu kämpfen; mit der spa-

nischen, an deren Spitze der Marquis von Perlas und der Graf Cifuentes standen, und in welcher eine Frau von Pilati besonders thätig war; mit der Parthei des Grafen von Schönborn, welche für den Augenblick weniger in Betracht kam, und mit der des Fürsten von Liechtenstein, die nur eine persönliche Bedeutung hatte. Der Kaiser Karl VI. neigte sich auf die Seite der spanischen Parthei, und theilte deren Abneigung gegen Eugen, von dem es hieß, er sei am meisten schuld, daß der Kaiser sich nicht in Spanien habe behaupten können, indem jener, um nur selbst an der Spitze großer Heere in Italien und Deutschland seinen Kriegsruhm zu vermehren, die Absendung der nöthigen Hülfsmacht nach Spanien stets verhindert habe. Unter solchen Umständen konnte Eugen das Ansehn seiner mächtigen Stellung im Staate nur vermittelst der Einwirkungen behaupten, welche die wechselnde Bewegung der auswärtigen Verhältnisse in seine Hände gab; das Gefühl seiner Unentbehrlichkeit wußte er auf diese Weise dem Hofe täglich zu erneuen. Nach dem Frieden mit Frankreich war in Wien besonders Preußen ein Gegenstand politischer Aufmerksamkeit geworden. Die Eroberung von Pommern, die enge Freundschaftsverbindung mit dem Czar von Rußland, die unab-

läßige

läſſige Vermehrung der ſtets gerüſteten Heeresmacht, alles dies erregte die Eiferſucht des Kaiſerlichen Hofes, man ſah ſchon in dem Könige von Preußen einen neuen König von Schweden, durch Stärke und Nähe gefährlicher, als ſelbſt Guſtav Adolf es für Oeſterreich geweſen. Eugen hatte ſchon längſt das Anwachſen der preußiſchen Macht mit ungünſtigem Auge beobachtet, er grollte überdies dem Könige, weil derſelbe bei dem Frieden von Utrecht den eignen Vortheil nicht fremder Abſicht hatte unterordnen wollen. Den Gedanken einer von dorther drohenden Gefahr mußte Eugen um ſo lieber aufnehmen und beſtärken, als ihm ſelbſt nur neues Anſehn und größere Wichtigkeit dabei zu Theil wurde. Noch eindringlicher aber mußte jene Befürchtung erſcheinen, wenn ſie mit inneren Gefahren in Zuſammenhang gebracht wurde. Eugens dienende Vertraute, ſeinem Sinne vorauseilend, ſeine Nachfrage als Aufforderung auslegend, und ihr eignes Verdienſt durch täuſchende Vorſpiegelung erhebend, wußten jenen Zuſammenhang bald zu ordnen. Als Clement in Wien eintraf, und ſich zuerſt bei dem Sekretair Langwedel meldete, fand er das Gebäude, zu deſſen weiterer Ausführung er gebraucht werden ſollte, vollkommen aufgerichtet; Langwedel prägte ihm ſeine Rolle

ein, schrieb ihm seine Aeußerungen selbst gegen Eugen vor, mit dem ernstlichen Bedeuten, daß er dieselben auch in der Folge, obwohl sonst dem Prinzen rückhaltlos angehörend, genau nach vorhergepflogener Verabredung jedesmal zu bedingen hätte. Clement wurde hierauf zu Eugen geführt, und mußte demselben von den angeblichen Betreibungen Ragoczy's in Ungarn und dessen Einverständnissen den verabredeten Bericht geben; Langwedel hatte ihm eingeschärft, die Behauptung einfließen zu lassen, Ragoczy sei mit dem Hofe von Berlin schon ganz einig gewesen, und der Kronprinz von Preußen habe König von Ungarn werden sollen. Alle diese Angaben mußte Clement weiterhin durch andre betrügliche Mittheilungen und Denkschriften ausführlich erörtern und bestätigen. Eugen fand ihn nach wenigen Unterredungen so geschickt und brauchbar, so eingeweiht in geheime Verhältnisse, und so fähig deren neue zu knüpfen, daß er ihn auch bei dem Kaiser selbst einführte, um die von Langwedel so trefflich eingelernte Rolle fortzusetzen. Clements großes Talent, in die Lage seiner Gönner sich hineinzudenken, ihre geheimsten Absichten zu durchblicken, und ihren Zwecken alles Förderliche mit erfinderischer Thätigkeit unterzulegen, wurde lebhaft anerkannt, seine anspruchlose Hin-

gebung und einnehmende Gefälligkeit erwarben die Zuneigung Eugens, noch mehr aber Langwedels, der in ihm seinen angehörigsten Schützling zu befördern wünschte; wirklich ließ er demselben alsbald, zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste, die Stelle eines Residenten von Brabant im Haag mit 12,000. Gulden Gehalt zusagen. Clement hätte sich glücklich geschätzt, aus den angezettelten Ränken in eine solch annehmliche Stellung zu entrinnen, allein jene selbst hielten ihn nun fest, und er mußte sein Betreiben fortsetzen, das durch seine bloße Fortdauer auch nothwendig seiner Zerstörung entgegenging. Die Stellung und Wirksamkeit indeß, welche Clement in Eugens Umgebung besaß, konnte dessen Gegnern nicht lange verborgen bleiben. Sie bemühten sich um ihn auf mannigfache Weise; Frau von Pilati suchte ihn für die spanische Parthei zu gewinnen, der Jesuit Pater Tönnemann, Beichtvater des Kaisers, ihn zum katholischen Glauben zu bekehren, und ihn wenigstens von Eugen abzuziehen, den er wegen seiner Freidenkerei und wegen des Schutzes und Gnadengehaltes haßte, die er in Wien dem französischen Dichter Jean Baptiste Rousseau angedeihen ließ. Zwar schlugen alle diese Versuche an Clements vorsichtigem Benehmen fehl, allein dies konnte

nicht verhüten, daß Eugen, welcher geheime Kunde von allem erhielt, schlimmen Verdacht gegen seine Treue faßte, und ihm Geschäfte und Vertrauen allmählig wieder entzog. In dieser Zeit gerade starb Langwedel, als frühes Opfer einer verderbten Lebensart, und mit ihm verlor Clement alle Stütze. Als er die Kälte und das Mißtrauen Eugens immer zunehmen sah, und zuletzt weder Zutritt noch Geld mehr erhielt, auch keine Hoffnung zur Wiedererlangung seines Besitzthums in Ungarn übrig blieb, fand er für sein längeres Verweilen in Wien nicht Mittel noch Sicherheit mehr. Er ging daher im Anfange des Jahres 1717. nach Lüttich, dann nach Brüssel, und endlich nach Frankfurt am Main; von allen diesen Orten schrieb er an Eugen die eifrigsten Briefe, doch alle seine Klagen und Betheurungen blieben fruchtlos. Ueberdrüssig des vergeblichen Harrens begab er sich darauf nach Dresden, wo sich ihm bei dem Feldmarschall Grafen von Flemming, erstem Minister des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, neue Glücksswege zu eröffnen schienen. Flemming befand sich in Dresden in ähnlicher Lage wie Eugen in Wien, auch seine Allgewalt war dem Angriffe von Partheien bloßgestellt, denen zum Theil der König selbst beipflichtete, und sein Ansehn er-

hielt sich nur durch die Behandlung der auswärtigen Verhältnisse, deren geheimste Fäden in seiner Hand lagen. Ihm war Clement mit seinen Eröffnungen höchst willkommen; die genaue Kenntniß der geheimsten Dinge in Wien, die tiefe Vertrautheit mit allen Gängen der dortigen Ränke, mit allen Schwächen der Persönlichkeiten, wurde für Flemming äußerst wichtig. Clement knüpfte nun mit seinen Bekannten in Wien regelmäßige Verbindungen an; da alle Kanzleien, und selbst die Stellen des höchsten Vertrauens, mit käuflichen Leuten besetzt waren, so gewann er durch das Geld, welches Flemming reichlich dazu gab, leicht einige Briefsteller, die selbst aus Eugens Kabinet von allem, was dort vorging, genauen Bericht ertheilten. Diese geheimen Mittheilungen, welche Clement sodann für Flemming zurechtstellte, stimmten mit den gesandtschaftlichen Nachrichten trefflich überein, kamen ihnen nicht selten zuvor, und mußten oft erst den wahren Schlüssel derselben liefern. Flemming faßte von Clements Einsicht und Verbindungen eine hohe Meinung; er sprach dem Könige von ihm, und ließ ihn bei diesem für einen geheimen Beauftragten gelten, welchen Eugen selbst an ihn abgeschickt habe, um ihres vertrauten Einverständnisses sicherer zu pflegen.

In solchem Maße das Vertrauen Eugens zu besitzen, wie die geheimen Nachrichten thatsächlich zu beweisen schienen, war für Flemming bei dem Könige von großem Gewicht, und sein Ansehn und Einfluß stellten sich dadurch in voller Stärke her. Indeß wünschte er, zur vollständigsten Beglaubigung, ein urschriftliches Aktenstück aus Eugens Kanzlei und von dessen eigner Hand vorzuzeigen, und drang wiederholt in Clement, ihm dergleichen eines zu verschaffen. Dieses wollte jedoch nicht gelingen, und Clement, da jener nicht aufhörte, ihm deßhalb anzuliegen und ihn zu bedrängen, gerieth endlich auf den Gedanken, ein solches Aktenstück selbst zu verfertigen. So führte die Gelegenheit sein unglückliches Talent immer günstiger und lockender zur vollesten Entwickelung. In Eugens Handschrift, deren Nachmachung ihm vollkommen gelang, schrieb er einen Aufsatz über die politische Stellung des Tages, und wußte darin mit größter Geschicklichkeit die ihm wohlbekannten Verhältnisse von Wien hervorzuwenden, und eben so durch die Richtung des Ganzen den Sinn zu treffen, der den geheimen Wünschen und Absichten Flemmings am meisten entsprechen konnte. Dieser, hocherfreut über das ersehnte Blatt, in dessen Aechtheit er keinen Zweifel setzte, machte davon

bei dem Könige den erwünschtesten Gebrauch, und belohnte Clement durch ein Geschenk von 1000. Thalern. Er vertraute ihm nun einen großen Theil seiner geheimen Geschäfte, und eröffnete ihm die Aussicht auf eine vortheilhafte Dienstanstellung. Bevor aber diese sich ereignen konnte, forderte und erhielt Flemming ein zweites Aktenstück jener Art, und die theils wahren, theils vorgeblichen Wiener Einverständnisse reiften in dieser künstlichen Treibhitze schnell so weit, daß Flemming, um seinen Anschlägen den letzten Nachdruck zu geben, trotz aller Abmahnung Clements, dessen Argliſt die nahe Entdeckung fürchtete, in seinem Eifer selbst nach Wien reiste, wohin er 75,000. Dukaten mitnahm. Nun sah Clement sein betrügliches Spiel kaum noch bis zu Flemmings Rückkehr haltbar, die er in Dresden abzuwarten nicht rathsam fand. Einen neuen Schauplatz seiner bereicherten Geschicklichkeit suchend richtete er seine Blicke nach Berlin.

Verbindungen fanden sich daselbst für ihn leicht anzuknüpfen; Oertlichkeit und Verhältnisse waren ihm schon nicht fremd mehr. Durch seine Hände waren zum Theil die geheimen Mittheilungen gegangen, welche Flemming durch bestochene Personen dorther empfing; auch hatte dieser mit einem Schreiben an den Minister von Ilgen ihn

selbst einmal nach Berlin gesandt. Seine genaue Kenntniß der Verhältnisse in Wien und Dresden konnten hier von großem Werthe sein; beide Höfe hatten gegen Preußen die entschiedenste Abneigung, nur war Flemming noch feindlicher als Eugen gesinnt, und die Aeußerungen Beider stimmten in mancher Hinsicht gleich verabredeten überein. Bei Gelegenheit eines Entwurfes zur Aufhebung Ragoczy's hatte Eugen Worte hingeworfen, die einen ähnlichen Anschlag auch nach andrer Seite wenigstens für wünschenswerth erklärten. In Flemmings Händen waren Plane der Umgegend von Berlin, des Königlichen Schlosses Wusterhausen, und oftmals wurde die Sorglosigkeit des Königs von Preußen besprochen, der am letzteren Orte, vier Meilen nur von der sächsischen Gränze, regelmäßig den Herbst jedes Jahres fast ohne Leibwachen zubrachte. Am Kaiserlichen Hofe war davon die Rede gewesen, den Markgrafen von Schwedt nach Wien zu ziehen, und ihn durch eine katholische Heirath in den dortigen Verhältnissen zu befestigen; in Dresden konnte solch ein Vorhaben nur eifrige Billigung finden. Eugen hatte den Vorschlag Clements, einen geheimen Briefwechsel nach Berlin einzurichten, mit den Worten, er habe dort schon Freunde genug, mit Gleichgültigkeit ab-

gelehnt, und hinwieder, bei aller Feindseligkeit gegen Preußen, immer Leopolds und Grumbkows mit ausnehmendem Lobe gedacht, und sie als diejenigen Männer bezeichnet, auf welche er in Berlin völlig rechnen könne; daß auch Flemming zu jenen Beiden genaue Verhältnisse gehabt, war aus vielen Zeichen zu entnehmen. Auf den Grund solcher Zusammenstellungen, in welchen vorübergehende Gedankenbilder und folgenlose Aeußerungen mißmuthiger Augenblicke als entschiedenes Vorhaben und bestehendes Komplot erscheinen mußten, errichtete Clement einen so künstlichen Aufbau von Trug und Arglist, daß nur sein eigenes Bekenntniß in der Folge das täuschende Gemisch von Wahrheit und Lüge wieder zu sondern vermochte, und auch dies nicht so vollständig, daß nicht für immer einiger Zweifel bliebe, über das Mehr oder Minder der Wahrheit, welche zu dem ungeheuern Betruge mißbraucht worden.

Clement schrieb an den König von Preußen, er habe Dinge von größter Wichtigkeit zu eröffnen, allein das tiefste Geheimniß sei dabei unbedingt erforderlich; er bäte daher Seine Majestät um die Erlaubniß nach Berlin zu kommen, und um die schriftliche Zusicherung, daß seine Ankunft dort für jedermann geheim bleiben, er selbst aber einzig mit

dem Könige zu thun haben, und auch die Freiheit behalten sollte, jederzeit, sobald es ihm nöthig dünke, wieder abzureisen. Dieses Schreiben legte er in einen Brief an den Domprediger Jablonski ein, der zugleich Bischof der reformirten Kirche in Ungarn und Polen war, und schrieb diesem, durch seine ungarischen Landsleute habe er so viel Gutes von demselben vernommen, daß er ihm das beifolgende Schreiben zu vertrauen wage, welches unmittelbar in die Hände des Königs abzugeben sei, die schwerste Verantwortung aber für alles Unheil, welches entstehen könnte, wenn die Abgabe unterbliebe, würde auf den Säumigen fallen müssen. Jablonski wandte sich erschrocken um Rath und Hülfe an den Minister von Marschall, der es übernahm, dem Könige das Schreiben einzuhändigen. Der König fand die Sache beachtenswerth; Jablonski erhielt für Clement einen Paß nebst allen verlangten Zusicherungen, und zugleich den Auftrag, demselben entgegenzufahren, ihn bei Nacht in seinem Wagen heimlich in Berlin einzuführen, und einstweilen in seinem Hause streng verborgen zu halten. Auf diese Weise kam gegen Ende des Jahres 1717. Clement unentdeckt in Berlin an. Der König fuhr Tages darauf gegen Abend in einem offenen Wagen spazieren, begleitet von dem Ge-

neralmajor von Forcade, Kommandanten von Berlin, und von zweien Pagen; nachdem er in der Neustadt unter den Linden umhergefahren, ließ er nach dem Weidendamm einlenken, stieg dort aus, hieß sein Gefolge ihn erwarten, und begab sich ganz allein zu Fuß nach einem nahgelegenen Garten, wohin Jablonski und Clement beschieden waren. Der König hieß Jablonski'n zurücktreten, damit Clement ohne Zeugen desto freier reden möchte. Dieser entdeckte hierauf dem Könige, die Höfe von Wien und Dresden hätten einen schrecklichen Anschlag gegen ihn im Sinne, es sei die Absicht, ihn auf der Jagd oder auf einer Reise aufzuheben, ihn selbst in sichrer Gewahrsam zurückzuhalten, den Kronprinzen aber katholisch erziehen zu lassen, und demnächst unter Vormundschaft des Kaisers auf den Thron zu setzen. Die vornehmsten Generale und Minister des Königs, fügte er hinzu, seien schon gewonnen, und zur Ausführung handle es sich nur noch um die Zustimmung der Seemächte, mit welchen deßhalb das Nöthige jetzt im Haag zu verhandeln er selbst beauftragt sei. Aus Abscheu vor solchem Verbrechen, dessen unglückliche Folgen nicht zu berechnen sein würden, aus Widerwillen gegen die römische Religion, die man auf solche Weise zu fördern denke, und aus wahrhafter Ehr-

erbietung für Seine Majestät, welche man so frevelhaft verrathen wolle, wünsche er eifrigst diesen Anschlag zu hintertreiben; in dieser Absicht mache er vorläufig diese Entdeckung; wirksamer noch hoffe er dem Komplot im Haag selbst entgegenzuarbeiten, wohin der König ihm erlauben möchte seine Reise fortzusetzen, damit bei den Gegnern durch sein Ausbleiben keinerlei Verdacht entstünde; alles komme darauf an, daß niemand, wer es auch immer sein möge, dieses Geheimniß erführe noch ahnde. Er zog zur Beglaubigung seiner Angaben schriftliche Beweise hervor, angeblich eigenhändige Briefe Eugens, des Grafen von Zinzendorf, Flemmings, und selbst preußischer hohen Staatsbeamten. Die eingetretene Dämmerung hinderte den König, diese Schriften sogleich durchzusehn, die übrigens am hellen Tageslichte jede Probe bestehn konnten. Clement aber bat den König, ihm sein Zutrauen zu schenken, und betheuerte wiederholt seine redliche Absicht; er sprach mit dem Tone der unbefangensten Rechtschaffenheit, der eindringlichsten Ueberzeugung. Der König glaubte ihm, versprach ihm nochmals das tiefste Geheimniß, und bestellte ihn zum folgenden Abend wieder in denselben Garten. Jablonski führte darauf im Dunkel seinen Gast mit aller Vorsicht wieder nach Hause. Der

König aber, als er zu seinem Wagen zurückgekehrt, erschien höchst ergriffen und bewegt, so daß Forcade sich das Herz nahm, ihn zu fragen, ob ihm etwas begegnet sei, worauf jedoch nur ein tiefer Seufzer antwortete. In der Nähe des Schlosses befahl der König zu halten, und verbot Allen, die mit ihm waren, auf das strengste und bei ihrem Leben, irgend jemanden ein Wort davon zu sagen, daß er sich von dem Wagen entfernt habe. Den übrigen Theil des Tages verbrachte er einsam in seinen Zimmern, so auch den folgenden Tag, und wollte niemand weder sehn noch sprechen, sogar die Königin nicht, bis gegen Abend zur festgesetzten Stunde er auf dieselbe geheime Weise wieder in jenen Garten sich begab. In den vorgelegten Schriften erkannte der König diesmal ohne Mühe die Hand Eugens und Flemmings, die Aechtheit erschien unzweifelhaft, der Inhalt zeigte deutlich genug ihre verrätherische Absicht, und Leopolds und Grumbkows geschah darin auf mehr als verdächtige Art Erwähnung. Dieser Umstand machte den König besonders traurig; so manches aber traf zusammen, ihre Schuld und überhaupt die ganze Sache in seiner Meinung glaubhaft darzustellen. Es war nicht vergessen, daß der König August schon früher einmal die Fürsten Jakob und Kon-

stantin Sobieski auf der Jagd, wenige Meilen von Breslau, gewaltsam hatte entführen lassen. Der Kaiserliche Hof, der schon den Adel von Magdeburg, welcher in Wien durch Herrn von Alvensleben heftige Beschwerde über die Königlichen Lehnverordnungen geführt, nachdrücklich in Schutz genommen, that noch immer gehässige Schritte gegen Preußen, und Eugens und Flemmings feindliche Gesinnung hatte sich in vielen kundgewordenen Aeußerungen nur allzu deutlich gezeigt. Leopolds freundschaftliche Verbindung aber mit dem ersteren war ganz unverhohlen; sie dauerte auch inmitten der politischen Zwietracht beider Höfe fort, und eben erst hatte Leopold zwei seiner Söhne, Wilhelm Gustav und Leopold Maximilian, an den Kaiserlichen Feldherrn gesandt, um in Ungarn unter ihm den Türkenkrieg mitzumachen. Dies alles wirkte vereint auf den König, und ließ ihn dem Inhalte jener Schriften, der damit zusammenstimmte, um so leichter Glauben schenken. Clement spielte seine Rolle so gut, bewies solch aufrichtige Gesinnung für den König, zeigte sich ihm so wahrhaft ergeben, und dabei in den Sachen selbst so einsichtsvoll, rathkundig und geschickt, daß dieser ihn als einen Schutzgeist ansah, der ihm ge-

sandt worden, und den er nicht genug hochhalten und belohnen könne.

Während diese geheimen Zusammenkünfte sich auf solche Weise von Zeit zu Zeit wiederholten, wußte Clement, ungeachtet seiner Verborgenheit in dem Hause Jablonski's, auch anderweitige Ränke in Berlin anzuknüpfen. Der sachsen-weimarische Resident Lehmann war ihm schon von Dresden her als Flemmings geheimes Werkzeug bekannt; durch ihn lernte er den Kriegssekretair Bube und den Freiherrn von Heidekamm, der von Finanzsachen genaue Kunde besaß, insgeheim kennen, und theils durch den Zwang der geknüpften alten Bande, theils durch neue versprechende Lockungen gewann er von ihnen die geheimsten Nachrichten und Schriften, deren Inhalt er darauf bei dem Könige geltend machen konnte; Briefe von Ministern und andern hohen Beamten dienten ihm zur Nachbildung der Hände, von welchen er Beweise der Theilnahme an dem ausgedachten Komplotte vorzeigen wollte. Der König faßte eine hohe Meinung von Clements Einsichten und Fähigkeiten, bediente sich in vielen Dingen seines Raths, und wollte ihn für immer in Berlin bei sich behalten. Clement aber zeigte ein großes Verlangen nach Holland zu reisen, er stellte dem Könige vor,

wenn er nicht bald im Haag erschiene, so würden die Höfe gegen ihn Verdacht schöpfen, den Faden der Verhandlungen ihm entziehen, und dadurch jedes Mittel nehmen, das drohende Unheil abzuwenden. Ungern willigte zuletzt der König in die Abreise; Clement mußte versprechen, sobald es die Geschäfte erlaubten, wiederzukehren, und empfing dagegen nebst vielen Geschenken die größten Versicherungen unbegränzter Huld und Gnade; den Werth der Geschenke schien er nicht zu achten, eine Summe von 12,000. Thalern, die der König ihm noch aufdringen wollte, lehnte er sogar ab, und nahm davon endlich gezwungen nur so viel, als ihm zu den Kosten seiner Reise nöthig dünkte. Diese Uneigennützigkeit steigerte die Hochachtung und Zuneigung des Königs für den seltenen Mann, welchen das Geschick ihm zugeführt, auf den höchsten Grad. Auch legte Clement nochmals in Jablonski's Hände zur höchsten Zufriedenheit sein protestantisches Glaubensbekenntniß ab, erneuerte seine Verheißungen, und beschwor den König alles bisher Verhandelte als tiefstes Geheimniß zu bewahren, seinen nächsten Dienern, seiner Familie selbst sei nicht zu trauen.

Nach Clements Abreise fiel der König in tiefe Traurigkeit, deren Ursache niemand ahndete. Die

Vorstellung, daß eine solche Verrätherei bis in den Kreis seiner nächsten Vertrauten, wo nur Liebe und Dankbarkeit ihm begegnen sollte, habe dringen können, erfüllte ihn mit Bekümmerniß. Er entzog sich mehr und mehr dem gewohnten Umgang. Die Tabagie oder Tabacksgesellschaft setzte er zwar fort, aber nur mit ehrbaren Bürgern, die er aus der Stadt dazu laden ließ, denn alle Vornehmen seines Hofes waren ihm verdächtig. Zuletzt wollte er fast niemanden mehr sprechen, und sein Mißtrauen ging so weit, daß er nachts neben seinem Kopfkissen immer zwei geladene Pistolen liegen hatte. Seinen schwarzen Gedanken hingegeben, erwartete er jeden Augenblick einen persönlichen Angriff. Der ganze Hof war bestürzt, und wußte diesen Gram und Argwohn nicht zu deuten. Leopold endlich, dem es zu Herzen ging, den König so leiden zu sehn, beschloß sein altes Zutrauen anzusprechen. Eines Tages, als der König sich in sein Gemach zurückzog, wohin ihm niemand folgen durfte, ging Leopold ihm nach; der König, sich plötzlich mit dem allein sehend, dem er das Schlimmste zutraute, griff schnell an den Degen, um auf alles gefaßt zu sein. Bei dieser Bewegung trat Leopold erschrocken zurück, riß seinen Degen von der Seite, und warf ihn weit von sich weg. „Ew.

Majestät kostbares Leben, rief er aus, komm' ich nicht zu bedrohen, sondern um zu bitten, daß Sie es erhalten wollen! Ich sehe, daß ein geheimer Gram Ew. Majestät seit einiger Zeit am Herzen nagt, und daß ich selbst mit andern Augen angesehen bin, als sonst. Woher dies? Ich fühle mich frei von Schuld. Haben Sie aber einen Verdacht gegen mich, so unterwerf' ich mich willig jeder Untersuchung! Ja ich entkleide mich meines Reichsfürstenstandes, und will bloß als Ihr Unterthan gerichtet werden. Habe ich mich gegen Ew. Majestät worin vergangen, so stehe hier mein Kopf dafür ein!" Der König wurde durch diese leidenschaftlich ausgesprochenen Worte heftig bewegt, seine alte Zuneigung für Leopold erwachte in voller Stärke, er fiel ihm um den Hals, sah ihn starr an, und fragte wehmüthig: „Sprecht Ihr denn wahr, und darf ich Euch noch trauen?" — Ja das dürfen Ew. Majestät, rief Leopold, indem er sich dem Könige zu Füßen warf, mein Leben hab' ich Ihrem Dienste gelobt, und all mein Blut will ich zum Zeugniß dafür hingeben! „Nun wohl, versetzte der König, ich will Euch trauen; hört mich an, und sagt dann selbst, ob mir nicht Ursache genug zum Verdachte gegeben war." — Hierauf erzählte der König den ganzen Hergang

von Clements Mittheilungen, den Inhalt der Briefe des Prinzen Eugen, durch welche Leopold der Theilnahme an strafbaren Einverständnissen beschuldigt worden. Dieser, ganz entrüstet, sprach heftig seinen Unwillen aus; nimmermehr habe Eugen, betheuerte er, dergleichen von ihm schreiben, noch jemals selbst die Hand zu einem so schändlichen Komplotte bieten können; Clement müsse der ausgemachteste Schurke und abgefeimteste Betrüger sein, daß er solche Dinge zu behaupten und falsche Zeugnisse dafür zu schmieden wage. Leopold erbot sich gegen den König, solange in Verhaft zu bleiben, bis der Elende, der ihn so schmachvoll angeklagt, ihm persönlich gegenüberstände; er war untröstlich, daß derselbe für jetzt so glücklich entkommen sei, man müsse seiner wieder habhaft werden, es koste was es wolle. Der König meinte zwar, Clement werde gewiß von selbst wiederkehren, Leopold aber drang auf beschleunigende Maßregeln. Nachdem der König nicht ohne Zögern eingewilligt, griff Leopold sogleich die Sache mit kluger Betriebsamkeit an. Jablonski bekam Befehl, nach dem Haag zu reisen; ihm wurde der Major Dumoulin beigegeben, ein entschlossener Offizier, von dessen Ergebenheit und Eifer Leopold schon aus dem Felde her versichert war. Jablonski langte

im Haag an, besuchte Clement, und sagte ihm, die Herausgabe eines seiner Werke habe ihn zu dieser Reise veranlaßt, bei dieser Gelegenheit aber der König ihm aufgetragen, Clement der Fortdauer der Königlichen Gnade zu versichern; derselbe bezeige großes Verlangen ihn wiederzusehn, er wünsche dringend ihn über Dinge, die sich nicht schreiben ließen, wäre es auch nur auf wenige Tage, zu sprechen, ihm solle freistehn jederzeit, sobald es ihm beliebte, wieder abzureisen. Einige Tage darauf kam auch Dumoulin an, bestätigte alles, was Jablonski gesagt hatte, und brachte sogar von dem Könige selbst ein Schreiben an Clement, durch welches dieser dringend zu einer Unterredung eingeladen wurde; der König erbot sich deßfalls sogar zur Reise nach Kleve, wenn Clements Geschäfte ihm für jetzt nicht erlaubten, sich weiter von Holland zu entfernen. Clement machte nicht die geringste Schwierigkeit; arglos folgte er den beiden Abgesandten nach Berlin. Mit aller Unbefangenheit und Beeiferung erschien er vor dem Könige, der, auf's neue von ihm eingenommen, nicht glauben konnte, daß derselbe, wenn ein Betrüger, so willig wiedergekommen wäre. Der König sprach mit ihm in seinem Kabinet, und äußerte über die Anschläge des Wiener Hofes einige Zweifel, da

seitdem keine Spur von irgend einer Unternehmung sich gezeigt habe. Clement berief sich auf die urkundlichen Schriften, die er ihm vorgewiesen; der König begehrte sie nochmals zu sehn, allein Clement hatte sie in Holland zurückgelassen, bei einem Freunde, mit dem er die Abrede getroffen, sie nur ihm selbst zu eignen Händen wieder zu verabfolgen. Er erbot sich aber, die Schriften selbst zu holen. Der König wußte nicht, was er davon halten sollte; Clement schien bei der Sache ganz aufrichtig, ihm irgend Mißtrauen zu bezeigen, hätte alles verdorben; ohne jene Schriften aber konnte die Wahrheit zwischen Clements Aussagen und Leopolds Versicherungen nie rein an den Tag kommen; die Erlaubniß zur Abreise wurde demnach ertheilt. Leopold, der hinter einem Vorhange die Unterredung mit angehört, bot vergebens alles auf, damit der König den Betrüger nicht wieder frei davongehn ließe, sondern vielmehr Haft und Untersuchung gegen ihn verhinge; der König ließ Clement reisen, versprach ihm alle Sicherheit, und gab ihm nur den Major Dumoulin mit, der heimlich zwar beauftragt war, ihn nicht aus den Augen zu lassen, äußerlich aber jeder Anordnung Clements Folge zu leisten hatte. Dumoulin wohnte im Haag mit Clement in demselben

Hause, und dieser hielt ihn drei Tage in seinem Zimmer eingeschlossen, damit seine gleichzeitige Ankunft nicht bemerkt würde. Während dieser Zeit und während noch vier Wochen, die er unter dem Vorwande von allerlei Geschäften im Haag hinzögerte, hätte Clement leicht seinem Aufseher entschlüpfen können; allein er blieb, und bezeigte keinerlei Besorgniß; und blieb nicht nur, wobei ihm in Holland allenfalls noch Sicherheit genug dünken konnte, sondern begab sich mit seinen Schriften sogar getrost auf den Rückweg nach Berlin.

Erst in Kleve, sei es, daß er nunmehr auf preußischem Gebiet an seinem Gefährten etwas Unheimliches zu spüren anfing, sei es, daß ihm wirklich einige seiner Papiere fehlten, fand er, daß er noch einiges vergessen habe, und wollte wieder nach dem Haag umkehren; allein Dumoulin litt es nicht, und erklärte trocken, jetzt müsse er mit nach Berlin reisen. Clement sah nun, wie die Sachen standen, und ohne Widerstreben, mit allem Anschein der Unschuld, sanft und gelassen wie ein Lamm, folgte er der ausgesprochenen Nothwendigkeit. In Berlin angekommen, stieg er bei dem Minister von Marschall ab, der ihn zu Mittag bei sich behielt, und sehr höflich behandelte, nach dem Essen aber ihm erklärte, er sei ein Staatsgefange-

ner und werde sogleich in Gewahrsam gebracht werden. Clement berief sich auf den König, auf die Versprechungen, die ihm ertheilt worden, auf seine freiwillige Wiederkehr. Allein die Sachen hatten sich bereits sehr verändert. Leopold war bei dem Könige wieder im Besitz der alten Zuneigung, des alten Vertrauens, und hatte durch seinen Einfluß die Leitung der gerichtlichen Untersuchung dem Generalauditeur von Katsch übertragen lassen, ein Mann, auf den er zählen konnte, und der in dem schreckenden Rufe stand, niemand besitze wie er die Geschicklichkeit, einen Angeklagten zu verwirren und zu verderben. Noch am nämlichen Abend war in der Hausvoigtei, wohin der König selbst mit Eintritt der Dunkelheit sich begeben hatte, das erste Verhör. Clement antwortete auf alle Fragen mit ruhiger Unbefangenheit, wie jemand, der sich nichts vorzuwerfen hat. Dasselbe geschah in Spandau, wohin er des folgenden Tages gebracht wurde, bei einem zweiten Verhör, dem ebenfalls der König beiwohnte. Seine Fassung verließ ihn keinen Augenblick, er beharrte bei seinen Aussagen, und berief sich auf die beigebrachten Beweise, die in der That den Richter in Verlegenheit bringen konnten, denn ihre Aechtheit schien kaum zu bezweifeln. Schon erklärte der König,

als Clement abgeführt war, derselbe sei offenbar kein Betrüger, und war schon im Begriff, seine Freilassung anzubefehlen, aber Katsch verhinderte es, indem er bat, hier nichts zu übereilen, sondern noch ein oder zwei Verhöre und ein wenig Folter zu erlauben, es würde sich dann wohl bald ergeben, was diesen Dingen zum Grunde liege. Am dritten Tage, nachdem das Verhör abermals fruchtlos abgelaufen, ließ Katsch wirklich die Henkersknechte eintreten, und alle Marterwerkzeuge vor den Augen des Angeklagten in Bereitschaft legen. Diesem gräßlichen Anblick vermochte der Unglückliche nicht zu widerstehn. Er warf sich dem Könige zu Füßen, und bekannte mit reuevollen Thränen, seine bisherigen Aussagen seien falsch, die Briefe von ihm selbst geschmiedet, das ganze Komplot eine Erdichtung. Hierauf erfolgten alsdann weitere Verhöre, in welchen Clement mehr und mehr seine Ränke darlegte; allein auch jetzt benahm er sich fortwährend mit großer Geschicklichkeit und Vorsicht, und seine scheinbar rückhaltlosen, aber doch abgemessenen Eingeständnisse gaben dem Könige noch keine Ueberzeugung. Als Clement bekannte, er habe alles nur ersonnen, um eine Summe Geldes zu erlangen, mit der er sich habe zurückziehen und ein ruhiges Leben beginnen

wollen, konnte der König einen Beweggrund nicht gültig finden, dem das frühere Ablehnen seiner freigebigsten Anerbietungen auffallend widersprach. Clement schien bloß aus Furcht vor der Folter dasjenige zu sagen, was er den Erwartungen der Fragenden gemäß glaubte; sein ängstliches Bemühen, mehr die Höfe von Wien und Dresden als sich selbst von Schuld frei zu sprechen, zeigte deutlich, daß er für jene Höfe ganz besondere Rücksichten habe; manche Aussagen that er nur gegen das ausdrückliche Versprechen des Königs, ihn keiner fremden Macht auszuliefern; es fanden sich bei allen seinen Geständnissen immer neue Spuren, daß er es nicht unredlich mit dem Könige gemeint, und dieser blieb noch stets geneigt, eher den früheren Aussagen zu glauben, als den jetzigen. Um Licht in dieser Verwirrung zu erhalten, sandte der König den Generallieutenant von Borck, nachherigen Feldmarschall, einen redlichen treuen Mann, der weder Leopolds noch Grumbkows Freund und daher keiner Partheilichkeit für ihre Sache verdächtig war, nach Dresden und Wien. An beiden Orten wurde jede Theilnahme an dem vorgeblichen Komplotte bestimmt geläugnet; der Prinz Eugen, als ihm die Briefe gezeigt wurden, die er geschrieben haben sollte, gestand, daß seine Handschrift so

gut nachgemacht sei, daß er selbst, wenn nicht der Inhalt widerstritte, sie für ächt halten könnte. Er läugnete nicht seine frühere Verbindung mit Clement, betheuerte aber, niemals eigenhändig an ihn geschrieben zu haben. Er fügte hinzu, im Kriege würde er, wenn der Fall einträte, und der Kaiser ihm diesen Auftrag ertheilte, den König von Preußen als Feind offen bekämpfen, aber nie zu einer Verschwörung gegen ihn die Hand bieten; einer solchen Nichtswürdigkeit werde nicht erst das Ende seiner Laufbahn Raum geben; sein Wort dürfe hier als seine Rechtfertigung gelten. Mit Borcks Verrichtungen war der König ausnehmend zufrieden, und beschenkte denselben nach seiner Rückkehr ansehnlich. Allein noch immer konnte er sich nicht entschließen, jene Briefe sämmtlich für untergeschoben zu halten, bis Clement, gedrängt und geängstigt, zuletzt selbst den vollen Beweis lieferte, und in Gegenwart des Königs dessen eigne Handschrift so täuschend nachmachte, daß dieser selbst die ächte von der falschen nicht mehr zu unterscheiden wußte. Hierauf ließ der König, dem Augenschein selbst doch nur gezwungen nachgebend, dem gerichtlichen Verfahren seinen Lauf.

Clement sollte seine Mitschuldigen angeben, und wurde deßhalb auf's neue mit der Folter be-

droht; diesem Schreckniſſe widerſtand er auch diesmal keinen Augenblick, er nannte Heidekamm, Lehmann und Bube, durch deren Hülfe ihm geheime Nachrichten und Aktenſtücke zugekommen. Sie wurden ſogleich verhaftet und nach Spandau gebracht. Bube fand Mittel ſich zu vergiften, die andern beiden aber verwickelten in ihre Bekenntniſſe eine Menge angeſehener Perſonen, die ſofort feſtgenommen wurden. Spandau füllte ſich mit Verhafteten, auch der Unſchuldigſte fürchtete für ſeine Sicherheit, ganz Berlin ſchwebte geraume Zeit in Furcht und Schrecken. Katſch befriedigte bei dieſen Unterſuchungen zugleich ſeine und ſeiner Freunde Leidenſchaften. Bei dem Kammerherrn von Troſchke fanden ſich Briefe des Staatsminiſters von Kamecke, worin Leopold und Grumbkow übel mitgenommen waren; aus Rache wurde er beſchuldigt, mit Clement in Verbindung geweſen zu ſein. Glücklicherweiſe konnte er darthun, daß er jenen nie gekannt habe, warf aber nun ſeinerſeits dem Könige vor, in Gegenwart Leopolds und Grumbkows, daß er dieſen beiden allzu leichtgläubig folge, welche doch nur ſeine treueſten Diener von ihm zu entfernen ſuchten, um deſto ſicherer allein in ſeiner Gunſt zu herrſchen. Beide klagten dagegen, daß Kamecke ſchon längſt nur trachte, ſie

zu verläumden, und legten zum Beweise dessen Briefe an Troschke vor. Der König wollte es dabei bewenden lassen, daß Kamecke einige Entschuldigungen machte, dieser aber verdarb alles durch seine Heftigkeit gegen den König selbst, dessen diesmal ganz ungemeine Geduld er endlich erschöpfte; er wurde auf der Stelle verhaftet, und nach Spandau abgeführt, späterhin aber auf seine Güter in Pommern verwiesen. Gleichen Sieg erhielt die Rache Leopolds in kurzem auch über seine Feindin Frau von Blaspiel. Sie hatte dem Grafen von Flemming, mit dem sie in vertrautem Briefwechsel stand, nach Dresden unter andern von dem Könige geschrieben, er sei wie das heilige Grab inmitten der Ungläubigen, wodurch Leopold und Grumbkow bezeichnet sein sollten, ferner enthielt ihr Brief ein bitteres Urtheil über die Untersuchungen, welche in der Sache Clements noch immer fortwährten, das ganze Verfahren nannte sie grausam und tyrannisch, und beseufzte das Geschick derjenigen, welche in diesen wiedergekehrten Zeiten Nero's und Caligula's leben müßten. Der Geheimrath von Pätsch, bei der Post beschäftigt mit Eröffnung der in's Ausland gehenden Briefe, brachte diesen an Leopold, in dessen schon erworbener Gunst er sich dadurch noch mehr zu befestigen strebte. Von Zorn

und Freude beseelt, berief Leopold seine Freunde, mit denen er sogleich die nöthige Verabredung nahm. Abends, als Leopold und Grumbkow grade bei dem Könige waren, mußte Katsch sich melden lassen, und das beleidigende Schreiben überbringen. Der König gerieth in den größten Zorn, und ließ durch den Obersten von Marwitz, der grade im Vorzimmer war, die Frau von Blaspiel herbeiholen. Es erfolgte ein gewaltsamer Auftritt, in welchem die beherzte Frau ihren Brief und seinen ganzen Inhalt anerkannte, und neuerdings die heftigsten Beschuldigungen gegen Leopold und Grumbkow schleuderte; sie hätten einen Anschlag gegen das Leben des Königs gemacht, und unter dem Namen des Markgrafen von Schwedt die Vormundschaft an sich reißen wollen. Mit dem höchsten Unwillen zweifelnder Prüfung blickte beide der König an. Katsch kam ihnen zu Hülfe, und brachte Frau von Blaspiel durch Fragen nach Beweisen und durch Androhung der Folter in's Gedränge; sie stockte, verwirrte sich, und der König befahl, sie nach Spandau fortzuführen. Leopold, der durch Frau von Blaspiel den alten Verdacht des Königs einen Augenblick wiederaufleben gesehn, war dergestalt außer sich, daß er gegen die verhaßte Feindin, als sie endlich durch die Wache abgeführt wurde, seine

rohe Wuth ohne Scheu vor des Königs Gegenwart sogar mit unanständiger Pöbelgeberde ausdrückte. Frau von Blaspiel erduldete ein hartes Gefängniß, wurde dann auf Fürbitte der Königin freigelassen, und mit ihrem Gemahl, der seine Ministerstelle verlor, auf dessen Güter in Kleve verbannt.

Die Untersuchung gegen Clement dauerte inzwischen fort. Katsch that alles um die Verurtheilung zu beschleunigen, der König war bemüht, sie hinzuhalten, er konnte ein günstiges Vorurtheil für den Unglücklichen nicht unterdrücken, er hielt ihn nicht für ganz schuldig, er wünschte ihn zu retten. Allen Verhören wohnte er bei, man sah ihn stets unterwegs zwischen Berlin und Spandau. Die Gegner bewirkten, daß zuletzt auch der Kaiserliche Resident von Voß bei den Verhören zugegen sein mußte, und Clements verändertes Benehmen bei dessen Anwesenheit bestärkte den König in der Meinung, daß der ganzen Sache noch irgend ein Geheimniß zum Grunde liege, und Clement nicht so schuldig sei, oder doch es nicht so allein sei, als er selbst jetzt wolle glauben machen. Indeß mußte das Gericht ihn nach seinen eignen Geständnissen als Staatsverbrecher verurtheilen. Der König wollte ihn begnadigen, allein man stellte ihm vor,

daß die Höfe von Wien und Dresden in seiner Bestrafung eine Genugthuung zu empfangen hätten; mit Widerstreben und Reue gab er dieser Ansicht nach. Bis den Tag vor Clements Hinrichtung ritt oder fuhr der König täglich zu ihm nach Spandau, sprach voll Güte mit ihm, hörte ihn gern erzählen, befragte ihn über seine Geschichten, und sagte ihm aufrichtig mit tiefem Bedauern: „Könnte ich dich retten, so machte ich dich zum geheimen Rath, aber so muß ich dich rädern lassen!“ Endlich am 18. April 1720. empfingen Clement, Heidekamm und Lehmann zugleich ihre Strafe. Sie wurden von Spandau nach Berlin gebracht, Heidekamm auf dem Neumarkt des Adels schimpflich entsetzt, und auf Zeitlebens eingesperrt, Lehmann vor dem Spandauer Thor enthauptet, Clement auf dem Wege zum Richtplatz mit glühenden Zangen gezwickt und dann gehangen. Der König hatte des Letzteren Urtheil dahin gemildert; auch wurde sein Körper noch denselben Abend abgenommen und begraben. Er starb mit großer Standhaftigkeit, und hielt noch auf dem Schafot eine bewegliche Anrede an das versammelte Volk; er sei zwar, sagte er, einer so schweren Strafe nicht schuldig, denn er habe nichts gethan, als was Minister und andre Staatsbeamte täglich unge-

straft verübten, allein er sei gleichwohl ein großer Sünder, und habe Gott für sein Unglück zu danken, und halte deßhalb die 17. Monate seines Gefängnisses in Spandau für die schönste Zeit seines Lebens, da er in dieser von so großen Irrwegen zur rechten Erkenntniß zurückgeführt worden. Sein Tod erregte allgemeines Bedauern; sein feines Betragen und günstiges Aeußere hatte jedermann für ihn eingenommen; man hielt ihn für einen natürlichen Sohn des Königs von Dänemark, oder auch des Regenten Herzogs von Orleans, dem er in der That sehr ähnlich sah. Der König gab sich lange nicht zufrieden, und äußerte nachher noch, er würde ihm das Leben geschenkt haben, wenn die fremden Höfe seinen Tod nicht als Sühnopfer ihrer Ehre gefordert hätten; er entschuldigte ihn sogar noch damit, daß derselbe weder sein Unterthan noch in seinen Diensten, und im Grunde also ihm durch keine Pflicht verbunden gewesen, dagegen Heidekamm und Lehmann als wahre Verräther an ihm gehandelt hätten. Die übrigen Verhafteten erhielten nach und nach die Freiheit wieder; eine allgemeine Verzeihung schnitt alles weitere Verfahren ab; nur allein Troschke, dessen Briefe allzu beleidigend für den König gewesen, blieb einige Jahre noch zu Spandau in strengstem Verhaft.

Diese

Diese Geschichte Clements, in welche Leopold so wesentlich verflochten war, bedurfte hier um so mehr einer umständlichen Erzählung, als in dieselbe zugleich alle Angaben niederzulegen waren, aus welchen sich die schwarzen Beschuldigungen beurtheilen lassen, die gegen Leopold zuerst aus dieser Quelle sich erhoben, und von daher in manchen Ableitungen sich erhalten haben, deren herangewachsenes Ansehn doch über den ersten Ursprung nicht täuschen darf. Clement selbst schrieb im Gefängnisse noch ein ausführliches Bekenntniß, worin er das Wahre und Falsche, wie er es zu seinen Ränken gemischt, getreulich anzugeben sucht. Inmitten der Lügen und Betrügereien, zu denen er sich bekennt, blickt immer noch eine Spur besserer Eigenschaften durch, denen man einige Theilnahme nicht versagen kann. Die frühe Kunde gefährlicher Geheimnisse und das unseligste Talent solche Stoffe zu behandeln, führten ihn, gegen die Anlagen seines Herzens, in das traurigste Verderben. Seiner späteren Aufrichtigkeit darf bei der Stimmung, welche sein Gemüth in der Prüfung des Todes bewährte, kaum ein Zweifel entgegenstehn. Sein handschriftlich aufbewahrtes Bekenntniß ist hier daher unbedenklich zur Ergänzung anderweitiger Nachrichten benutzt worden, unter wel-

chen immer noch die von Pöllnitz obenanstehn, der allerdings in dem, was die Vorgänge am Hofe betrifft, noch zumeist kundig und glaubhaft dünken mag.

Nach diesen gewaltigen Stürmen, aus welchen Leopold zwar siegreich, doch nicht ohne heftigsten Kampf und gefahrvollste Erschütterung hervorgegangen, blieb er zwar nebst Grumbkow im Besitz des alten Ansehns und Einflusses, allein sie wagten nicht so leicht, durch neue Unternehmungen den nur allmählig beruhigten Sinn des Königs wieder aufzuregen. In dem Kriegswesen und dessen vielfachen Arbeiten und Beschäftigungen hatte Leopold ohnedies einen festeren Halt und eine würdigere Bedeutung, als ihm die Ränke eines Hoflebens je geben konnten, dessen höchste Gunst für ihn mehr nicht zu vermögen schien, als was auch durch Verdienst weit edler ihm gewährt blieb. Unermüdet war in jenem Gebiete seine Sorgfalt und Thätigkeit. Die Anstalten und Arbeiten des Krieges, die Musterungen und Waffenübungen der Truppen, waren immerfort, was auch sonst sich ereignen mochte, das unerläßlichste Tagewerk. Wenn die Trommel gerührt wurde, so war jeder andre Bezug vergessen; der Geist des Kriegsdienstes ergriff alles mit unbedingter Gewalt. Von

Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang wurden die Soldaten geübt, ihre Waffen, ihr Anzug besichtigt. Die Ordnung und Pünktlichkeit wurde mit unerbittlicher Strenge bis zu dem Geringfügigsten ausgedehnt. Die Kleidung war für Offiziere und Gemeine ein Gegenstand sorgfältigster Genauigkeit. Sie wurde kürzer und knapper eingerichtet, sowohl um zu sparen, als um dem Soldaten ein rascheres Aussehn zu geben. Der Unterschied zwischen Großem und Kleinem, zwischen Wesentlichem und Unwichtigem, verschwand gänzlich, über alles erstreckte sich eine gemeinsame Regelmäßigkeit, durch eine überall gegenwärtige, furchtbare Kriegszucht bewacht. Der Schritt, die Haltung des Soldaten, kamen nicht weniger als seine Tapferkeit in Betracht, jeder Unfall wurde gleich einem Verbrechen bestraft; wegen Fehlgriffen an dem Gewehr, schlechtgeputzter Rockknöpfe, angespritzter Wasserflecke an den weißen Stiefeletten, erfolgten unmäßige Stockprügel; diese wurden so gewöhnlich, daß sie zum Dienste zu gehören schienen, und kein Exerciren ohne sie geschehen konnte. Rücksichtslose Härte und durchfahrende Grobheit mußten auch Offiziere und Generale von ihren Vorgesetzten im Dienste gefühllos hinnehmen; nur in wenigen, von der Meinung vorbehaltenen Fäl-

len durfte darin eine Beleidigung des Ehrenpunktes zu finden sein. Unbedingter, schneller Gehorsam durchlief alle Stufen der Befehlsmacht, grausame Strafe ereilte schrecklich jede Säumniß, jede Abweichung. Das Heer, in ganzer Ausdehnung auf diese Weise bearbeitet, gestaltete sich zu einem einzig gegliederten Körper, der willenlos jedem Gebrauche sich fertig fügte, inmitten aller Gefahr nur allein der Zucht folgte, und durch diese jede vorhandene Eigenschaft steigerte, jede fehlende ersetzte; der Anblick, welchen die so dressirten Truppen, wohl schicklich in dieser Gestalt vorzugsweise dem ernsten Spiele hoher Macht sich eignend, bei der Parade, auf dem Uebungsfelde, bei jedem Ausrükken und Erscheinen darboten, flößte Bewunderung und Ehrfurcht ein. Doch Leopold, welcher nächst dem Könige als der Schöpfer dieses einzigen Heerwesens dasteht, war allzusehr Krieger selbst, um sich den prächtigen Anblick genügen zu lassen; überall ging er auf die wahre Bestimmung zurück, der auch jene qualvolle Kleinmeisterei stets wesentlich dienen mußte. Mit dunkler Durchschauung, sagt Berenhorst, scheint der Fürst aus seinen Erfahrungen die Folge gezogen zu haben, den Schluß, daß es eigentlich das Feuer sei, aber physisches mit moralischem verbunden, was den Sieg zubereite,

und daß, man sage was man wolle, gut schießen, rasch laden, Unerschrockenheit und muthiger Angriff am sichersten zum Ziele führe. Sein Hauptaugenmerk war demnach, den preußischen Truppen im Gewehrfeuer eine entschiedene Ueberlegenheit zu schaffen. Der eisernen Ladstöcke, dieser wichtigen Verbesserung, die er erfand und einführte, ist schon gedacht worden. Damit das Bajonet beim Laden und Schießen nicht erst, wie früherhin geschehn mußte, abzunehmen wäre, änderte er dasselbe, und ließ die verlängerte Klinge seitwärts ausbiegen. Beide Einrichtungen sind noch heutiges Tages, und zwar im ganzen Bereich europäischen Heerwesens eingeführt. Die Truppen selbst, ehemals in vier Glieder gestellt, die nicht alle zugleich feuern konnten, ordnete er in drei Glieder, und wollte sogar nur zwei übrig lassen, damit in verlängerter Linie zum ungehinderten Schießen die ganze Mannschaft Raum gewänne. Das Feuer mit Pelotons und ganzen Bataillons, welches die Truppen auf der Stelle und im Vorrücken mit strengster Ordnung und fertigster Schnelligkeit auszuführen gelernt, glich einer wandelnden Batterie, und erschien von unwiderstehlichster Wirksamkeit. Gegen die Angriffe der Reiterei erfand er das Heckefeuer, wobei je zwei und zwei Rotten fünf Schritt aus dem

Viereck vorliefen, in zwei Gliedern feuerten, und darauf sogleich zurücktraten, um durch andre ersetzt zu werden. Seine rege Thätigkeit bereicherte das Exerciren auch sonst mit vielen Handgriffen, Stellungen und Bewegungen, häufig zweckmäßigen und ersprießlichen, zuweilen auch zwecklosen, bei welchen übertriebene Künstelei jeden Nutzen ausschloß. Dies alles betraf jedoch hauptsächlich und fast ausschließlich das Fußvolk, und zwar das schwere Linienfußvolk, in welchem die ganze Stärke und Kraft des Heeres bestand. Von der Reiterei, welche in der vorhergehenden Zeit die Hauptwaffe war, hatte Leopold, obwohl selbst ein tüchtiger und verwegener Reiter, nur eine sehr geringe Meinung; sie war durch bedeutende Beispiele seiner eignen Kriegserfahrung frühzeitig bestimmt worden, in dem Treffen bei Höchstädt hatte er das baireuthische Kürassierregiment gleich von Anfang die Flucht ergreifen und mehrere andre Reiterregimenter mitfortreißen sehn, während das Fußvolk in fester Ausdauer dem überlegenen Feinde Stand hielt; auch in der Schlacht bei Malplaquet war die Reiterei zweimal gewichen, und hatte Schutz bei dem Fußvolk nehmen müssen. Friedrich Wilhelm I. faßte von daher nicht weniger als Leopold eine Geringschätzung für alle Reiterei, und blieb

dieser Waffe zeitlebens abgeneigt; ihr Werth sei ganz vom Zufall abhängig, hieß es, und nie könne man auf sie mit Gewißheit rechnen. In Folge dieser Ansicht wurden die Reiter kaum als solche behandelt; ihre Uebungen waren meist nur zu Fuß, ihre Waffe das Feuergewehr, wie bei den übrigen Truppen, ihre schweren wohlgefütterten Pferde blieben unbrauchbar für schnelle Bewegungen; wenn die Zurüstung in gehörigem Stand und alles nach Vorschrift blank und geputzt war, wurde von der Reiterei nichts weiter verlangt, als was auch das Fußvolk leistete. Auch wegen der größeren Kosten, welche die Reiterei verursacht, wurde sie weniger begünstigt; der König wollte ein großes und dabei möglichst wohlfeiles Heer unterhalten, die unausgesetzte Vermehrung der Truppen konnte demnach fast nur im Fußvolk Statt finden. Diese Vermehrung betrieb der König mit rastlosem Eifer, zum Staunen und zur Unlust der andern Mächte, welche solchen Anwachs der preußischen Kriegsmacht mit sorgenvoller Eifersucht sahen. Friedrich der Große erzählt, der König habe schon sehr früh, während er als Kronprinz in den Niederlanden der Belagerung von Dornick beiwohnte, den Streit zweier englischen Generale, ob der König von Preußen ohne fremde Hülfsgelder wohl

15,000. oder gar 20,000. Mann zu bezahlen im Stande wäre, durch den feurigen Ausruf abgethan: „Sobald der König mein Vater will, kann er 30,000. Mann halten!“ Die Generale schwiegen damals, dem lebhaften Prinzen eine solche vermeinte Uebertreibung nachsehend. Ihm aber wurde, als er in der Folge den Thron bestiegen, das Emporbringen seiner Kriegsmacht ein Ehrenpunkt. Der Erfolg brachte seinem Ausspruch übervolle Bestätigung. Schon jetzt hielt er gegen 60,000. Mann kriegsfertig unter Waffen, und noch immerfort wurde deren Zahl vermehrt. Die Hälfte dieser Truppen waren Ausländer, deren Herbeischaffung auf alle Weise betrieben wurde; ansehnliche Größe und gute Gestalt waren dabei schon immer unerläßlich, ausgezeichnet riesenhafte Leute aber wurden noch besonders für eine Lieblingsschaar des Königs aus allen Weltgegenden mit größten Kosten aufgebracht. Leopold huldigte dieser Vorliebe des Königs, ohne dieselbe in gleich hohem Maße zu theilen. Den lebendigsten Antheil aber nahm er an allen Thätigkeiten, welche unmittelbar die Vermehrung der Heeresmacht, die bessere Einrichtung des ganzen Kriegsstaates angingen. Die zahlreichen Werbungen im Auslande verdankten größtentheils seiner Anlage und Betrei-

bung ihren lebhaften Fortgang; nicht minderes Verdienst hatte er bei der Anordnung und Besorgung des Kantonwesens, durch welches die Aushebung inländischer Mannschaft geregelt war. Niemand verstand so wie er schnell und tüchtig neue Schaaren fertig zu schaffen. Sein kraftvoller Wille, sein gewaltsamer Eifer drang in alle Bahnen des Wirkens unwiderstehlich ein. Sein scharfer Verstand ließ keine Seite der mannigfachen Kriegsgeschäfte undurchforscht, das Zweckmäßige, Vortheilhafte fand sein mit gesunder Kraft stets auf die Sache gerichteter Sinn unter allen Umständen leicht heraus. So war sein Beirath und seine Mitwirkung dem Könige höchst ersprießlich bei der Umgestaltung des Verpflegwesens, bei Errichtung stehender Vorrathskammern, beim Guß neuer Geschütze, bei Gründung der Gewehrfabriken in Potsdam und Spandau, einer Klingenfabrik in der Grafschaft Mark, des Salpeterwerks in Magdeburg, bei dem Kasernenbau in Potsdam, bei Stiftung des großen Waisenhauses daselbst, und bei so vielen andern nützlichen Anlagen und Unternehmungen, welche Friedrich Wilhelms I. sorgsame Thätigkeit hervorrief. Vorzüglichen Eifer widmete Leopold noch insbesondere dem Festungswesen, mit dessen gesammten Zweigen er durch Er-

fahrung genau bekannt war. Einen geschätzten Kriegsbaumeister, den Oberstlieutenant von Walrave, hatte er schon im Jahre 1715. aus holländischen Diensten in preußische herübergezogen, und unter dessen Leitung die Festungswerke von Magdeburg verbessern lassen; späterhin setzte derselbe unter Leopolds Aufsicht auch die Werke von Wesel, Stettin, Spandau, Küstrin und Kolberg in neuen Stand, half Memel und Pillau und die Reichsfestung Philippsburg befestigen, und erbaute zuletzt in der Sternschanze von Magdeburg den Kerker, in welchem er selbst als Staatsverräther sein Leben unglücklich beschließen sollte!

Zu den mannigfachen Musterungen und Uebungen der Truppen, zu den sonstigen Anstalten und Thätigkeiten des Krieges, so wie zur Jagd und anderer Vergnügung, begleitete Leopold den König auf seinen Reisen und Fahrten fast unausgesetzt. Im December des Jahres 1720. machte er mit dem Könige eine Reise nach Hamburg, darauf im folgenden Jahre nach Stettin, wo die Landstände von Pommern in Gemäßheit der im Frieden mit Schweden erfolgten Abtretung ihrem neuen Herrscher die Huldigung leisteten, und die Bürgerschaft zum Zeichen des landesherrlichen Vertrauens zum erstenmal wieder in ihren Waffen er-

schien. Entferntere Reisen nach Königsberg, nach Kleve, wiederholte Ausflüge nach Stettin, Magdeburg und Dessau, wechselten mit einander ab. In solcher steten Genossenschaft und bei der innigen Uebereinstimmung der Thätigkeit und Neigungen mußte die letzte Spur der widrigen Eindrücke, welche dem Könige gegen Leopold geblieben sein konnten, leicht vertilgt werden. Dieser stand wie ehemals auf dem Gipfel der Gunst und des Vertrauens. Der König verlieh ihm gegen geringen Kaufpreis die großen Güter Bubainen und Norkütten in Litthauen, die seinetwegen mit besonderen Vorrechten ausgestattet wurden. Leopolds Ansehn im Heere, sein Gewicht am Hofe, sein Einfluß bei allen Staatsberathungen, schienen auf's neue und fester als je gegründet. Neue Verwikkelungen jedoch, die ihn mit Grumbkow entzweiten, gaben in dessen Feindschaft ihm ein Gegengewicht, durch welches seine Wirksamkeit zwar nicht gebrochen, doch wiederum zumeist auf den Boden zurückgeleitet wurde, der seinem Berufe vorzugsweise eignete. Die Veranlassung jener Mißhelligkeiten, die sogar in Zweikampf auszubrechen drohten, wird verschieden erzählt; der Ursachen waren schon seit längerer Zeit mehrere vorhanden. Noch immer gab Leopold die Hoffnung nicht auf, seinen

Neffen den Markgrafen Friedrich von Schwedt mit einer der Königlichen Prinzessinnen vermählt zu sehen. Die Königin dagegen bezweckte für ihre Kinder eine Doppelheirath mit dem Hause Hannover, und hatte die Einwilligung des Königs bedingungsweise dazu schon erlangt. Als aber der großbritannische Hof nicht eifrig genug entgegenkam, sondern Schwierigkeiten und Zögerungen eintreten ließ, brach der König die Sachen plötzlich ab. Bald nachher entstanden wegen der Gewaltthaten, welche die preußischen Werber begingen, und wegen der Maßregeln, welche die hannöverschen Behörden dagegen nahmen, neue Irrungen zwischen beiden Höfen; der König glaubte sich beleidigt, rüstete sich zum Kriege, und wollte seine Tochter sogleich mit dem Markgrafen von Schwedt vermählen. Alles schien den Wünschen Leopolds hier entgegen zu kommen, er haßte das Haus Hannover, welches er beschuldigte, dem seinigen den Besitz des Herzogthums Lauenburg vorzuenthalten, und mit der Befriedigung dieses Hasses sollte nun zugleich seiner Kriegsbegier ein Oberbefehl, seinem Ehrgeize jene Vermählung gewährt sein. Allein Grumbkow, der die politischen Geschäfte geschickt zu führen wußte, dagegen im Kriege den ersten Platz nicht behaupten konnte, wünschte den Bruch

abzuwenden. Er verband sich zu diesem Zwecke mit der Königin, und die Sachen wurden friedlich beigelegt, und die früheren Aussichten zur näheren Verbindung mit Hannover stellten sich wieder her. Als im Jahre 1725. der König von England nach Deutschland kam, besuchte ihn der König von Preussen zu Herrnhausen, wo hierauf am 3. September sogar ein Vertheidigungsbündniß zwischen Preußen, England und Frankreich zu Stande kam, in der Absicht, dem zu Wien geschlossenen Bunde Oesterreichs und Spaniens das Gegengewicht zu halten. Mit dieser Wendung war Leopold in allem Betracht höchst unzufrieden. Sein ganzer Zorn brach gegen Grumbkow aus, von dem er laut sagte, er sei von England mit Geld bestochen worden. Die schnöde Verachtung, die Leopold seinem Gegner öffentlich bezeigte, reizte diesen zu beißender Erwiederung; ein Wortwechsel erhob sich, und Leopold wußte seiner Wuth keine Gränzen. Anfangs wollte der König die Sache vermitteln, als ihm aber gesagt worden, welch ungeheure Worte Leopold in seiner rücksichtslosen Kraftsprache ausgestoßen, mochte er nichts mehr damit zu thun haben. Die beiden Gegner, von ihren Zeugen begleitet, fanden sich auf verabredetem Platze vor dem Köpenicker Thor ein. Leopold kam voll Ungestüm an, und so

wie er von weitem seinen Feind nur erblickte, zog er den Degen, und rief jenen mit Grobheiten zum Kampfe hervor. Grumbkow ließ sich aber nicht aus seiner Fassung bringen, und wünschte den abgeschmackten Handel in Güte beizulegen. Leopold, der sich als Beleidigter benahm, drang seinerseits nicht weiter auf Genugthuung, drehte dem Gegner mit Hohn den Rücken, stieg zu Pferde, und ritt für sich allein nach der Stadt zurück. Grumbkow empfand dies Benehmen fast ärger als das vorige; er sah ein, daß er nie hoffen dürfe, Leopolds Freundschaft wiederzugewinnen, er schwur ihm daher selbst ewigen Haß, und Pöllnitz, der es erzählt, verbürgt sich, daß niemals ein Eid gewissenhafter sei gehalten worden. Der König, unzufrieden mit Grumbkows Benehmen, und doch erfreut, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen war, ließ denselben einige Tage Verhaft halten, und der Geschichte wurde nicht weiter gedacht. Grumbkow behauptete nach wie vor seine Wirksamkeit in den Staatsgeschäften, und wenn Leopold in der Gunst des Königs ihn neben sich dulden mußte, so vermochte hinwieder Grumbkow noch weniger jenen von seiner Stelle zu verdrängen, auf welcher die Kraft hohen Ansehns in selbstständigem Verdienst ihn befestigt hielt. Leopold schaltete in den Sachen

des Kriegswesens mit gewohntem Gewalteifer; das Feld der politischen Thätigkeit gewann mehr und mehr Grumbkow, der seine Verbindungen geschickter zu knüpfen, seine Anhänger sicherer festzuhalten wußte. Die Königin und fast der ganze Hof nahmen für ihn Parthei. In den auswärtigen Verhältnissen blieb das Herrnhäuser Bündniß für den Augenblick überwiegend, und England und Frankreich suchten den König von Preußen sogar anzureizen, seine Ansprüche auf Schlesien geltend zu machen, und in diese Provinz mit gewaffneter Hand einzufallen; der König fand jedoch Bedenken den Kampfplatz ganz allein zu betreten, und verlangte deßhalb hannöversche Hülfstruppen, an welcher zwar wohlbegründeten doch unwillkommenen Forderung die ganze Sache sich wieder zerschlug. Leopold, fortwährend dem Kaiserhause zugethan, sah mit Verdruß diese Richtung gegen dasselbe, und hielt sich in finsterem Trotze von ihr entfernt. Bald aber sollte sie verändert werden, doch, seltsam genug, ohne Leopolds Antheil noch Frommen. Der Kaiserliche Hof sandte den General Grafen von Seckendorf nach Berlin, einen Staatsmann, in welchem Scharfblick und Geist mit rüstigster Gewandtheit und niedrigster Gesinnung in genauestem Vereine standen. Dieser durchschaute bald,

daß Leopold, wiewohl ein Freund Oesterreichs, demselben hier weniger bedeutend sei, als Grumbkow, und versuchte daher zuvörderst diesen zu gewinnen, den er schon früher aus den Feldzügen in den Niederlanden und von der Belagerung von Stralsund her persönlich kannte. Der König sah dem Herrnhäuser Bündnisse wenig Ernst zum Grunde liegen, und war nicht abgeneigt, zu seinen früheren Verbindungen zurückzukehren, wofür auch Grumbkow unter solchen Umständen stimmen mußte. Seckendorf bewirkte daher ohne große Schwierigkeit, daß der König unter gewissen Bedingungen, durch einen zu Wusterhausen am 12. Oktober 1726. geschlossenen geheimen Vertrag, sich dem Kaiser wieder näherte. Seckendorf wußte durch sein kluges Benehmen in hohem Grade die Gunst des Königs zu gewinnen, und sich darin als Kaiserlicher Gesandter während eines vieljährigen Aufenthalts in Berlin dauernd zu behaupten. Er knüpfte die engsten Verhältnisse mit Grumbkow, der gern eine Verbindung einging, deren Grundlage gegenseitiger Vortheil war; für den niedrigsten sogar zu den häßlichsten Geschäften sich verbunden zu haben, wurden sie in der Folge laut beschuldigt! Leopold sah auf diese Weise seine Gegner am Hofe selbst von derjenigen Seite her vermehrt, von welcher

ihm

ihm vielmehr Freunde hätten kommen sollen. Sein Haß gegen Grumbkow erstreckte sich nun auch auf Seckendorf, und von beiden abgestoßen, geschont, gefürchtet, erschien er in seiner Stellung nur würdiger und in seinem Ansehn nicht schwächer. Die Königin, die bald dahin zurückkommen mußte, in jenen Beiden erklärte Widersacher ihrer liebsten Wünsche zu erblicken, sah deßhalb wieder günstiger auf Leopold, und dieser gewann auf solche Weise innerhalb der Königlichen Familie nach und nach ein besseres Verhältniß.

Bevor wir Leopolds Leben in dieser Bahn weiter verfolgen, müssen wir wiederum einen Blick auf seine anderweitigen Beziehungen zurückwerfen, in welchen seine Eigenheit sich ungestört entfalten konnte. Als Fürst seines eignen Landes führte er unausgesetzt die strengste Verwaltung; auf alle Weise suchte er seine Einkünfte zu vermehren und baares Geld zusammenzubringen. Den Auskauf der Rittergutsbesitzer und andrer Eigenthümer, deren Grund und Boden ihm anstand, setzte er ununterbrochen mit Beharrlichkeit fort. Kein Hinderniß konnte ihn abhalten, hierin selbst mit Gewalt seinen Willen durchzusetzen. Er meinte ein erstes Recht zu haben, in seinem Fürstenthume Besitzer zu sein, und keinen andern neben sich zu

dulden. Die Edelleute von Werder, von Ziegesar, von Lochau, von Wülknitz, von Krosigk, und viele andere, mußten ihm ihre schönen Güter gegen die Kammertaxe überlassen, von dem altvererbten, theuren Besitz mit bittrem Schmerze weichen. Auch viele Bauerhöfe und Mühlen brachte er auf diese Weise an sich; selbst die Landprediger mußten ihre liegenden Gründe ihm gegen geringen Jahrgehalt abtreten. Der bürgerliche Besitzer eines Gutes, welches Leopold begehrend ansprach, wollte dasselbe durchaus nicht verkaufen; für solche Fälle war bald Rath. Soldaten fingen Händel mit ihm an, es entstand eine Schlägerei, der Mann wurde gefänglich eingezogen, und zum Soldaten gemacht. Unsägliche Qual wurde ihm angethan, man trieb ihn auf's äußerste. Endlich, da er einst vor dem Thore Schildwacht stand, ritt wie von ungefähr Leopold vorbei, redete ihn freundlich an, und fragte ihn, ob er wohl sein Gut ihm verkaufen wolle? Der Verzweifelte widerstand nicht länger, man wurde sogleich des Handels einig, und ohne Zögern erfolgte mit der baaren Kaufsumme die Erlösung vom Soldatenstande. Alle Vorstellungen und Bitten, aller Trotz und Widerstand, blieben gleich fruchtlos gegen dieses gewaltsame Verfahren; die Reichsgerichte gewährten keine

Hülfe, der Kaiser und die übrigen Fürsten schwiegen zu der Ungebühr. Landtage gab es schon seit älteren Zeiten nicht mehr; auch hätte Leopold schwerlich eine Beschränkung seines Willens durch Stände sich gefallen lassen. Nach einiger Zeit war das Werk völlig ausgeführt; das Land Dessau bot inmitten des deutschen Reiches die in solcher Art einzige Erscheinung dar eines Fürstenthums ohne Adel. Aller Grund und Boden war Krongut, die Einwohner bestanden nur noch aus Beamten, aus Pächtern und Gewerbsleuten. Die Folge war, daß bei den Unterthanen, für die kein Grundbesitz mehr möglich blieb, nach und nach jeder ächte Wohlstand aufhörte; einigen Reichthum behaupteten nur die Juden, welche gegen ein jährliches hohes Schutzgeld in großer Anzahl zu Dessau wohnen durften. Leopold war von diesem Gedanken des Alleinbesitzes dergestalt eingenommen, daß er dem Könige von Preußen ernstlich rieth, in seinen Landen gleichfalls den Adel auf solche Weise zu vertreiben, und allen Grund und Boden der Krone zuzueignen. Friedrich Wilhelm war einen Augenblick von den großen Vortheilen gereizt, Grumbkow aber widersprach sehr lebhaft, und erklärte die Sache für unausführbar. Leopold berief sich auf sein eignes Beispiel; Grumbkow bemerkte, es sei ein Unter-

schied zwischen einem großen Staat und einem kleinen, „Und dann, fügte er spöttisch hinzu, haben Ew. Durchlaucht in Ihrem Lande ja auch nichts, als Juden und Bettler!“ Den aufbrausenden Zorn Leopolds bei diesen Worten mäßigte der König, welcher auch weiter keine Lust bezeigte, auf den Vorschlag einzugehn. Auch seinem Besitz in Preußen widmete Leopold seine thätige Sorgfalt; er ließ die Bewirthschaftung seiner dortigen Güter, die er durch späteren Ankauf noch vermehrte, durch Ansiedler aus Dessau fördern, alles wurde in den besten Stand gebracht, zu Bubainen überdies ein prächtiges Schloß erbaut; der König ertheilte ihm über den ganzen zusammengehörigen Besitz fernere ausgedehnte Freiheiten, und Leopold überließ denselben alsdann im Jahre 1724. seinem zweiten Sohne Leopold Maximilian zur Nutznießung. Seine nach Verhältniß außerordentlich vermehrten Einkünfte verwandte Leopold jedoch größtentheils wieder auf die Emporbringung des Landes selbst. Fast kein Jahr verging, ohne daß er durch Anlegung neuer Dörfer oder Vorwerke, durch Urbarmachung wüster Strecken, durch den Bau von Kirchen, Mühlen, Brücken, Straßen oder Dämmen, in dieser Hinsicht die erfolgreichste Thätigkeit bewiesen hätte. Bei aller Geldbegierde und Spar-

samkeit war er bei Unglücksfällen und Nothständen sogar freigebig, erließ Abgaben und Steuern, schenkte Holz und Steine zum Aufbau, nach Umständen beträchtliche Geldsummen. Um nicht zum Wiederaufbau einer abgebrannten Kirche die herkömmlichen Geldsammlungen im Auslande geschehn zu lassen, gab er lieber aus eignen Mitteln gleich baar den ganzen Bedarf. Diesem Sinne, für das Wohl des Landes zu sorgen, widersprach dagegen schneidend die unmäßige Leidenschaft zur Jagd. Fast überall war in damaliger Zeit diese Plage für die Unterthanen eine der härtesten; nirgends aber mehr als in Dessau. Das ganze Land enthielt eine Unzahl von wilden Schweinen, Hirschen, Rehen und Hasen; sie verwüsteten ungestraft Felder und Gärten; höchstens verscheuchen durfte sie der Landmann von seinen Früchten, wer ein Wild gewaltsam verjagte oder gar tödtete, der hatte die härtesten Strafen, ja als Wilddieb lebenslängliche Ketten zu gewärtigen. Die zahllosen Jagdhunde waren zur Fütterung und Wartung unter die Bauern vertheilt, welche bei harter Strafe dafür einstehn, und die verlorenen oder gestorbenen mit schweren Kosten ersetzen mußten. Die Jagden selbst gereichten zur Qual und oft zum Verderben der armen gezwungenen Theilneh-

mer. Alle Sparsamkeit hörte hier auf, der größte Prunk und Aufwand trat an die Stelle, das zahlreichste Jagdgepränge und die glänzendste Festbewirthung, besonders wenn der König von Preußen, wie mehrmals geschah, sich zur Jagd in Dessau einfand. Oft aber stürmte Leopold fast unbegleitet in wilder Einsamkeit seiner Leidenschaft nach; sein Eifer kannte darin keine Gränze; einst verfolgte er einen Hirsch bis in die Gegend von Torgau, wobei er mehrere Pferde todtritt, und einen Weg zurücklegte, der in seinen vielfachen Wendungen leicht das Dreifache der graden Entfernung betragen mochte. Keine Klage seiner Unterthanen durfte gegen solche Leidenschaft laut werden, kein Eifer nachlassen; sein Mißvergnügen brach in gewaltsame Härte, sein Zorn in wildes Verderben aus. Wie im Kriegswesen verlangte er überall unbedingten, augenblicklichen Gehorsam; den geringsten Fehl strafte er unbarmherzig mit roher Eigenmacht. Bei dieser Gemüthsart vermied er gleichwohl sehr, in eigentliche Gerichtssachen und kirchliche Verhältnisse einzugreifen. Er ließ überhaupt vieles bestehn, was er vorfand, und manches gern dahingestellt, was ihn nicht unmittelbar störte, oder persönlich zu nah berührte.

Bei der grundübeln Anlage, welche hier zwischen Fürst und Unterthan nur den ertödtenden Wechsel gewaltthätiger Tyrannei und feindseliger Furcht übrig zu lassen schien, war es Wunder genug, wie ganz anders doch oft das Verhältniß in der Wirklichkeit hervortrat. Für manche Dinge hatte die Zeit ihren eignen Maßstab. Vieles erhielt schon dadurch eine andre Farbe, daß die Macht sich als Naturverhältniß, sei es im Kampf oder im Spiele, darstellte. Mit dem Geringsten aus dem Volke trat Leopold nach Gelegenheit und Zufall in vertraulichste Gemeinschaft; seiner üblen Stimmung dagegen entging auch der Vornehmste nicht. Eine Fülle gesunden Menschenverstandes, derben Witzes und kraftvoller Laune zeichnete ihn meist auch in seinen rohesten Handlungen noch aus. Niemals hat ein Fürst im Volke größeren Antheil gehabt und beständiger behalten; muntres und eigenthümliches Leben gestaltete sich leicht um ihn her; er hatte nichts dagegen, wenn Andre sich wie er betrugen; zogen sie den Kürzern, so war das freilich ihre Sache. Unter der gemeinsten Volksklasse zu Dessau hatte er viele Lieblinge, meist wunderliche Kauze, mit denen er auf einem seltsamen Fuße lebte. Wer dem andern die tollsten Streiche und den ärgsten Schabernack anthun

konnte, der freute sich des Sieges; die Sachen nahmen meist eine wenig scherzhafte Wendung; und für die Ehre, so vertraut mit ihrem Fürsten zu sein, mußten die Leute nicht selten mit Haut und Haaren bezahlen. Einem Schalk von Bäcker, mit dem er besonders gern verkehrte, hatte er einst einen durchtriebenen Streich zu vergelten; er fuhr abends an dessen Hausthür an, und ließ den Mann herausrufen; in Hemdärmeln und mit bloßen Füßen in Pantoffeln erschien derselbe am Wagenschlage; Leopold sagte, sie wollten ein wenig plaudern, er solle sich einsetzen, und mit ihm eine Spazierfahrt machen; die geschmeichelte Eitelkeit konnte nicht widerstehn, unter lustigen Reden ging's in raschem Laufe zwei Meilen weit über Land; plötzlich ließ Leopold den Kutscher halten, der Schlag wurde geöffnet, der Fürst, hieß es, werde nun allein weiter fahren, er danke für angenehme Unterhaltung, und wolle den Mitgenommenen jetzt nicht länger von Hause zurückhalten; der verwunderte Bäcker sah wohl, daß er angeführt war, es half kein Sperren, er mußte in seiner leichten Bekleidung mitten im schlechtesten Wetter aussteigen, und langsam zu Fuß im Dunkeln den weiten Weg zurücktappen, des anderen Tages der Spott und das Gelächter der ganzen Stadt! Unglücklicher

noch, als diesem Bäcker, konnte es einem dessauischen Präsidenten ergehn, der sich vom Trinkgelage, wo er alles schon hinreichend betrunken glaubte, nach Hause geschlichen; Leopold und seine wilde Gesellschaft holten ihn aber zurück; kein Versteck schützte gegen die stürmische Nachsuchung; auf einen Ochsen gesetzt und durch die Straßen geführt, mußte der arme Präsident den ärgsten Unfug erdulden, bis endlich das wildgemachte Thier den unbequemen Reiter hart zu Boden warf. An seiner Würde jedoch nahm der Präsident durch solchen Vorgang in jener Zeit keinen Schaden. Ein in andrer Art gewaltsamer Scherz traf den Rath und die Bürgerschaft von Dessau bei Gelegenheit einer Bürgermeisterwahl. Leopold wollte sie auf einen seiner Günstlinge lenken, einen Franzosen, Namens Bonnafox, der in Dessau Postbeamter, aber bei seinen Mitbürgern gar nicht beliebt war, er durfte deßhalb keine einzige Stimme hoffen; ihm dennoch alle zu verschaffen, war für Leopold ein Leichtes. Das machte er so: bei der Wahl nahm er selbst den Vorsitz, und befahl den wählenden Rathsherren ihm ihre Stimmen versiegelt abzugeben; er saß vor einem Kaminfeuer, und empfing nach einander die Stimmzettel; als sie beisammen waren, griff er einen heraus, öffnete ihn, las Bon-

nafox, und warf den Zettel in's Feuer, so den zweiten, den dritten, und so immer Bonnafox bis zu Ende; so war denn Bonnafox einstimmig zum Bürgermeister gewählt! Anfangs dachten die Rathsherren, es hätten wirklich einige von ihnen diesen Namen geschrieben, als aber gar kein andrer vorkam, wurde freilich zuletzt offenbar, daß im Gegentheil derselben kein einziger Stimmzettel enthalten; ein Wahlverfahren, dem in seiner fast unverstellten Offenheit vor mancher künstlichen Ueberlistung noch allenfalls ein Vorzug gebühren mag! Theilte Leopold in solchem Verkehr nach Umständen aus, so mußte er dafür nach Gelegenheit auch wieder tüchtig einnehmen. Den schreckenvollen Herrscher, wenn er ohne Beute von der Jagd heimkehrte, wagten die Jungen auf der Straße lärmend anzufallen, und den verdrießlich Beschämten mit spöttischem Geschrei „Aeh, er hat nichts, er hat nichts!“ bis zu seinem Schlosse zu verfolgen. Von einer Bäuerin erzählt man, sie habe Butter in der Fürstlichen Küche feilgeboten, und von Leopold, der dazugekommen, einen Preis gefordert, den er übermäßig finden wollte. In seinem gutgelaunten Ingrimm, befahl er, die Bäuerin, so viel als nöthig entblößt, festzuhalten, und ihr die schon in der Küche abgelegten Butterstücke, mit welchen sie

ihn habe schnellen wollen, auf höchst unsaubre Weise nachzuwerfen. Heulend nahm die Frau ihre mißhandelte Waare von dem Boden auf, und machte sich damit fort. Nach einiger Zeit sieht Leopold dieselbe Frau wieder, und fragt höhnisch, ob sie wieder so theure Butter habe? „Ist schon längst hier verkauft — erwiederte sie, in seine Küche zeigend, mit trotzigem Lachen — sieht Er, ich habe sie um einen Dreier wohlfeiler gegeben, und da hat Er sie doch fressen müssen!" Er wollte rasend werden, aber das Stückchen war zu sehr in seinem Geschmack, um nicht der Bäuerin ihre selbstgenommene Genugthuung zu gönnen. Gleich den Spartanern hielt er kühne List und Uebervortheilung ihres Preises werth. Was er bei der Bürgermeisterwahl geübt, ließ er sich auch selbst wieder anthun. Einem seiner Lieblinge aus dem Volke hatte er eine Anweisung auf einige Klafter Holz geschenkt; zufällig ging er vorüber, als eben das Holz ankam, statt einiger Klafter sieht er ungeheure Vorräthe. Kerl, schreit er den Empfänger an, wie viel Holz hab' ich dir angewiesen? „Ach das war so wenig, versetzt dieser vertraulich lächelnd, da hab' ich noch ein Nüllechen zugesetzt!" Und das Nüllchen galt.

Das rechte Gebiet aber seiner Eigenheiten und Kraftäußerungen war das Soldatenwesen. In diesem war Herz und Seele ihm erst recht daheim. Er war ein eigentlicher Soldatenfürst, das ganze preußische Heer gleichsam sein Volk. Mit der furchtbarsten Strenge und willkürlichsten Grausamkeit verband er die zärtlichste Fürsorge, die vertraulichste Gemeinschaft. Sein Umgang mit den Kriegern war ein steter Wechsel von lustigen Einfällen und Schwänken, von seltsamen Proben und Versuchungen, und von unbarmherzigen Qualen; Liebkosungen, gewaltige Stockprügel und freigebige Geschenke waren gleicherweise an der Tagesordnung. Er selbst nahm auch seinerseits mit derben Scherzen vorlieb, und derselbe Kerl, dem ein Verdacht, daß er Widerspenstiges auch nur denke, im Dienste die ungeheuersten Prügel zuzog, durfte zu andrer Zeit ungestraft seinem ganzen Zorn gegen den Feldherrn selbst Luft machen. Nach Umständen von den Soldaten gefürchtet, geliebt und verwünscht, war Leopold als Feldherr doch unausgesetzt der Gegenstand ihrer höchsten Verehrung; sie hielten sich unter seiner Anführung für unüberwindlich, ihn selbst für eine Art Hexenmeister, für kugelfest und unverwundbar, seine gedrungene Kraftsprache, von derben Flüchen untermischt, wo-

zwischen doch gute Gesinnungen durchschimmerten, durchfuhr die Gemüther wie zündendes Feuer. Vor dem Feinde, wußten sie, gab es keine Schonung, und niemals hat ein Feldherr seine Schaaren leichter in den sichern Tod geführt! Dafür theilte er auch stets Gefahr und Noth aller Art mit ihnen, begnügte sich mit gleicher Kost, mit gleichem Lager. Im Munde der Soldaten hieß er nur der alte Dessauer, oder der alte Fürst, zum Unterschiede von seinen fünf Söhnen, die alle im preußischen Heere dienten; am meisten aber wurde er kurzweg der Schnurrbart oder der alte Schwerenöther genannt, jenes wegen seines schwarzen Zwickelbartes, dieses wegen seines beliebtesten Fluchwortes, oder vielleicht auch wegen der vielen und entsetzlichen Plagen, mit denen er die Leute heimsuchte. Sein eignes Regiment, seit dem Jahre 1718. ihm sehr bequem nach Halle verlegt, wurde durch seine unaufhörlichen Besuche und beständige Aufsicht ganz insbesondere gequält. Dasselbe war mit einem dritten Bataillon und dazu gehöriger dritten Grenadierkompanie verstärkt worden; die Errichtung geschah in Dessau, fast alle preußischen Regimenter gaben Leute dazu her, und schon im März 1719. konnte das Bataillon fertig in Halle einrücken. Die Mannschaft des ganzen Regiments bestand

aus lauter großen und schönen Leuten, worunter viele Dessauer, die ihrem Landesherrn in Preußen dienen mußten; die Offiziere waren von trefflichster Auswahl; ein großer Theil derselben empfing von Leopold ansehnliche Zulage, jeder Soldat genoß doppelte Löhnung. Das Regiment zeichnete sich nach dem Muster seines Inhabers durch große Schnurrbärte, durch sorgfältigste, wiewohl übrigens einfache Kleidung, durch außerordentliche Reinlichkeit, Zucht und Abrichtung aus. Leopolds rastloser Eifer erhob dasselbe zum Vorbilde aller übrigen. Auf der kleinen Wiese bei Halle wurden alle neuen Handgriffe und Bewegungen, welche später in das ganze Heer übergingen, zuerst versucht und eingeübt. Wohl ein denkwürdiger Boden, der als Schauplatz so vieler barbarischen Mißhandlungen und als Schule so vieler staunenswerthen Kriegserfolge für uns so zwiespaltige Erinnerungen vereint! Beides schien damals in unauflöslicher Nothwendigkeit zusammengehörig. Der Soldat lebte von früh bis spät nur in Dienst und Abrichtung, die Vorschrift wurde sein einziges Gesetz. So hoch gestiegen ist die Kunst seitdem nicht wieder. Daß pünktlich und geschickt das Befohlene geschah, genügte nicht mehr; der Untadliche sollte noch untadlicher sein, und wurde absichtlich in Versuchung

geführt, um in vervielfachten Strafen dem Dienste stets wohlgefällige Opfer darzubringen. Leopold trat häufig Soldaten an, die er kannte, machte sie vertraulich, verlangte kleine Gefälligkeiten, die eine Säumniß im Dienste verursachen, geringfügige Gegenstände, die dem Gebrauche einen Augenblick fehlen konnten, oder er gab Aufträge, sogar Befehle, die im Streite widersprechender Gründe die Kasuistik des Dienstes übten; wer die Prüfungen bestand, wer das rechte Theil glücklich herauszugreifen wußte, der wurde lächelnd belobt, beschenkt; der Unglückliche, welcher der Lockung oder dem Irrthum nur um ein Haarbreit nachgab, wurde mit Schadenfreude gleich dem absichtlichsten Verbrecher zur härtesten Strafe verurtheilt. Häufig stellte Leopold die Schildwachen auf die Probe, bot ihnen Geschenke, ließ denen vor seiner Thüre Speis und Trank von seiner Tafel vorsetzen; wehe dem, der solcher Güte trauen zu dürfen meinte! Wer ihm die Spitze bot, wer ihn sich zum Teufel scheeren hieß, oder ihn, wenn er nicht abließ, zu verhaften drohte, der war sein Mann. Inmitten aller Grausamkeit entstand auf diese Weise ein aufmerksamer Wetteifer, ein schlauer Umgang, eine Art geistreichen Verkehrs, zwischen Leopold und seinen Soldaten, in deren Zahl unläugbar die durch-

triebensten Kerle waren. Zahllose Geschichten und Schnurren aus diesem Gebiete sind in Umlauf gekommen; die wenigsten jedoch verbürgt, gewiß viele entstellt, manche kaum erzählbar. An tüchtigem Volkswitze fehlt es darin nicht. Einesmals trifft Leopold vor dem Thor am Wege einen Soldaten sitzend, der sich Ungeziefers zu entledigen sucht. „Kerl, was machst du da?“ ruft er ihn an. Ich lause, antwortet jener barsch; und Leopold, indem er in die Tasche greift, versetzt zufrieden: „Da thust du wohl, mein Sohn! Nimm da den Thaler, und kauf dir ein neues Hemd!“ Dies hat ein zweiter Soldat mit angesehn, eilt verstohlen vorraus, und setzt sich eine Strecke weiter, wo Leopold sogleich vorbei muß, in gleicher Beschäftigung am Wege hin. Aber der Schnurrbart hat schon die ganze Sache durchschaut; „Was machst du, Kerl?“ fragt er auch diesen, und behend: „Ich suche Läuse,“ antwortet der, des Thalers schon gewiß. „So?“ versetzte Leopold, „Nun da geh nur — mit der Hand zurückzeigend — zu dem dort, der hat welche.“ Immer war Leopold in Bewegung, überall spürte er selbst umher, sah und hörte, was geschah, und wenn er nicht aller Orten gegenwärtig sein konnte, so war doch nirgends auf seine Abwesenheit zu rechnen. Wo man ihn am wenigsten

erwar-

erwartete, trat er plötzlich hervor, oft aus der unkennbarsten Verkleidung. Einst hatten junge Dessauer, um nicht Soldaten zu werden, in Sachsen einen Schlupfwinkel gewählt, wo schon oft Ausreißer den schärfsten Nachsuchungen entkommen waren. Im Gefühl ihrer Sicherheit saßen sie gutes Muthes beim Wirth und tranken, ein Leiermann spielte lustige Stückchen auf. Plötzlich hieß es, Leopold komme mit Soldaten, wie er denn in solchen Fällen auf die Landesgränzen nicht sonderlich zu achten pflegte. Der Wirth schob die ganze Gesellschaft in einen unterirdischen Keller, dessen Eingang von außen nicht zu entdecken war, und empfahl die tiefste Stille, bis der Sturm vorbei wäre. Im Augenblick war das Wirthshaus von preußischen Truppen erfüllt, mit Toben und Fluchen wurde jeder Winkel durchsucht, der Wirth verhört und bedroht, doch keine Nachforschung wollte zum Zwecke führen. Schon hoffte man, die wilden Gäste unverrichteter Sache, wie schon öfters, sich zum Abzuge anschicken zu sehn. Da ließ plötzlich der Leiermann sein Spiel erklingen, und verrieth den geheimen Zufluchtsort. Die Beängsteten fuhren auf, sie drohten ihn umzubringen, wofern er noch einen Laut hören lasse. Er aber spielte mit stärkster Gewalt fort, und schrie dann

mit einer Donnerstimme innen die Erschreckten und seine Leute draußen an, denn der Leiermann war kein andrer als Leopold, der sich keck in die persönlichste Gefahr begeben, um durch den schlauesten Streich endlich jene Listen zu verderben; die Soldaten brachen herein, die unglücklichen Burschе wurden gefangen abgeführt, und haben ohne Zweifel, so wie auch der Wirth, die ihretwegen geschehene Bemühung theuer bezahlen müssen. Die Strenge war fast ein Verhängniß für Leopold; wo er einmal schonen wollte, wandelte sich ihm die Milde selbst in gesteigerte Grausamkeit um. Zwei Soldaten waren nach Sachsen ausgerissen, wurden auf dem fremden Gebiet eingeholt, zurückgebracht, und durch Standrecht zum Galgen verurtheilt. Der eine war alt und unansehnlich, mit dem gab es kein Mitleid, der andre war ein junger schöner Kerl, und Leopold wünschte diesen zu retten. Er that den Ausspruch, nur Einer von beiden solle sterben, das Loos entscheiden. Trommel und Würfel wurden gebracht, gegen die Meinung gewann der Alte. Leopold, auch dem Loose Gewalt anthuend, rief zornig: „Kanaillen, das kann nicht gelten, werft noch mal.“ Dreimal hintereinander gewann der Alte. Das war für Leopold zu viel; den Alten wollt' er nicht begnadigen, den Jüngern

allein durft' er kaum; „Schurke, nun kann ich dir nicht mehr helfen," rief er voll Verdruß, und ließ beide sofort an einer Weide aufknüpfen.

Wie Leopold überall seine Weise behielt, und auch unter Vornehmen und bei Frauenzimmern, wenn er artig zu sein meinte, seine Höflichkeit und Galanterie gleichsam in Sturm und Gewalt einherbrausen ließ, zeigt anschaulichst ein Vorgang, dessen ergötzliche Seltsamkeit aus einem gleichzeitigen Berichte hier in eigenster Farbe unverändert sprechen mag. „Im August 1723. ließ der kursächsische Obrist Marche sein Infanterieregiment unweit Merseburg kampiren, und bei großem Zulaufe des Volks dasselbe täglich in Waffen üben. Montags den 16. August früh um halb fünf Uhr sind Ihro Durchlaucht, der regierende Fürst von Anhalt-Dessau, mit dreien seiner Prinzen, als Leopold, Dietrich und Moritz, sammt einigen preußischen Offiziers, theils gefahren, theils geritten durch Merseburg passiret, und haben sich in dem Lager des auf dem Anger unterhalb Meische kampirenden marchischen Regiments eingefunden. Dieses Regiment begab sich darauf sogleich auf den Exercirplatz, allwo es anfangs der Fürst selbst exerciren wollte, welches er aber hernach den sächsischen Offiziers, und besonders dem Generalexer-

cicienmeister überließ, da denn der Fürst seine ältern beiden Prinzen auf den linken und rechten Flügel als Flügelmänner stellte, die auch alle Exercitia vollkommen mitmachten, obgleich das Exercitium nach allen Arten en bataille und in Feuer geschah. Weil die Soldaten insgesammt das Ihrige sehr fertig und akkurat prästirten, hatte der Fürst ein solches Wohlgefallen darüber, daß er dem Regimente 200. Thaler zur Ergötzlichkeit verehrte, auch nachgehends den Grenadieren noch insbesondere viele Dukaten, Thaler und Gulden spendirte. Nach geendigtem Exercitio wurde der Fürst mit seinen Prinzen und bei sich habenden Offiziers von dem Obristen Marchen in seinem Zelte herrlich traktirt, welches bis nach Ein Uhr währte. Nach geendigtem Mittagsmahl, halb zwei Uhr, ging der Fürst mit den sämmtlichen Grenadieren vom Regimente, deren 60. bis 70. an der Zahl waren, mitten durch die Stadt nach dem Schlosse zu. Er hatte sie ordentlich in Glieder getheilet. Die beiden ältesten Prinzen gingen voran, er selbst befand sich in der Mitten, die mitgebrachten Offiziers aber, sammt den Offiziers vom Regimente, gingen hinten nach. Er führte mit seinen Prinzen den bloßen Degen in der Hand, und hatte eine ungemeine Menge Menschen zur Begleitung, die aber von den

Herzoglichen Trabanten nicht in den Schloßhof gelassen wurden. Auf dem Schlosse waren die Durchlauchtigen Herrschaften nebst den andern anwesenden fremden Fürstlichen und andern hohen Standespersonen gleich im Begriff, Mittagstafel zu halten, als der Fürst mit seinen Prinzen, Offiziers und Soldaten anlangte. Man hatte ihn vorher zur Tafel geladen, so er aber, unter dem Vorgeben, er müsse mit seines Gleichen, den Soldaten, essen, abgeschlagen. Die Speisen wurden gleich über Hals und Kopf abgetragen, da der Fürst schon mit seinem ganzen Gefolge die Treppe hinauf gestiegen kam, und nach dem großen Tafelgemache zuginge, worinnen die hohe Gesellschaft sich befande. Allhier führte der Fürst die Grenadiers, sammt noch einem Korps von der Infanterie, das der Obrist Marche besonders geführt brachte, etlichemal um die Tafel herum, hernach machte er mit ihnen allerhand Exercitia, und endlich fing er an, Gesundheiten zu trinken, da denn unter Trompeten- und Paukenschall und aller Feldmusik des Regiments so starke Salven mit dem Gewehr zu den Fenstern hinaus gegeben wurden, daß nicht nur die Fenster und schönen Tafelscheiben in großer Menge davon zersprungen, sondern auch das ganze Schloß und die Domkirche erbebeten, auch die ganze Stadt mit

dem starken Knalle und Getöne erfüllet wurde. Dieses währte bis nach vier Uhr, wobei die kostbaren Kleider der Damen und Kavaliers sowohl durch den häufigen Pulverrauch, als durch das große Gedränge, vielen Schaden litten. Nach vier Uhr fing der Fürst mit seinen Prinzen und Offiziers an zu tanzen. Er selbst ergriff die regierende Herzogin von Merseburg, die übrigen aber die Erbprinzessin von Barby und andere vornehme Damen. Sie hatten insgesammt die bloßen Degen in der linken, und das Frauenzimmer in der rechten Hand, und sprungen, nach dem Klange der lustigsten Stückchen, die die Musikanten aufspielen mußten, auf Soldatenmanier herum. Dieses Divertissement währte bis gegen sechs Uhr, da inzwischen die Grenadiere nnd Musketiere Parade machen mußten, die sowohl zusammen, als auch einzeln von dem Fürsten reichlich beschenkt wurden. Endlich wurden diese beiden Korps um sechs Uhr dimittirt, nachdem sie noch unten im Schloßhofe dreimal bei voller Musik Salve gegeben hatten. Der Fürst divertirte sich darauf noch nebst den andern anwesenden Standespersonen theils mit Spielen, theils mit Diskuriren, bis man sich abends um acht Uhr zur Tafel setzte, an welcher sich auch der Fürst und seine Prinzen und Offiziere niederließen. Man

brachte damit bis zehn Uhr zu, worauf er sich mit seiner Suite wieder nach Halle begab, weßhalben zwei große Fähren auf der Saale zum Uebersetzen parat gehalten worden. Seine Pferde, Wagen und Bedienten hatten indessen vom Mittage an bis abends um zehn Uhr auf dem Domplatze halten müssen, welches denselben nicht fremde vorkam, weil sie schon gewohnt waren, viele Stunden, ja ganze Tage und Nächte, auf Einer Stelle, ohne ordentlich zu speisen und zu füttern, auf ihren Herrn zu warten."

Anfangs des Jahres 1724. machte Leopold eine Reise nach Franken und Schwaben. Seine Absicht war, unter fremden Namen unerkannt zu bleiben; allein seine Gesichtszüge waren schon zu bekannt, sein ganzes Wesen zu auffallend, als daß sein Inkognito hätte bestehn können. Ueberall sah er sich als Fürsten von Dessau begrüßt, und auf allen seinen Wegen drängte sich ein großer Zulauf von Menschen, die den wunderlichen Kriegshelden zu sehn verlangten, von dem das Volk schon so vielerlei zu erzählen wußte. Man sah ihn wie ein wildes Thier an, mit Neugier und Furcht; sein Blick und seine Anrede, wenn sie unvermuthet trafen, setzten leicht außer Fassung, man nahm den Eindruck des Schreckens mit von ihm weg. Die

Obrigkeiten wetteiferten, ihm die gebührenden Ehren zu erzeigen. Der Rath der freien Reichsstadt Nürnberg wollte ihn besonders feierlich empfangen, er aber lehnte alles ab, und bezeigte nur Ungeduld, die Reichskleinodien zu sehn, welche dort verwahrt wurden. Einem Reichsfürsten war ein solches Begehren nicht füglich zu verweigern, die vaterländischen Heiligthümer wurden daher seinen Blicken dargelegt. Er nahm alles in genauen Augenschein; nichts aber fesselte mehr seine Aufmerksamkeit, als das Schwert Karls des Großen. Er nahm es begierig zur Hand, und prüfte Wucht und Schwung. Er wollte auch die Klinge, ihre Schärfe und Geschmeidigkeit, auf die Probe stellen, und fing schon die gefährlichsten Bewegungen damit an; allein die Abgeordneten des Rathes, in die äußerste Besorgniß versetzt, meinten vor dem heiligen römischen Reich in schwere Verantwortung zu kommen, wenn etwa das Eisen Schaden nähme; sie baten inständigst, jeden weiteren Versuch zu unterlassen, und sie nicht so großem Unglück auszusetzen, da denn Leopold, in Rücksicht ihrer beweglichen Vorstellungen, es bei ein bischen Biegen bewenden ließ. Die ausgestandene Gefahr aber hatte zur Folge, daß der Rath von Nürnberg den Beschluß faßte, hinfort auch keinem Reichs-

fürsten mehr zu gestatten, das Schwert selbst in die Hand zu nehmen; sondern dasselbe nur auf einen Tisch legen zu lassen, da man es denn besehn könne. Im November desselben Jahres vermählte Leopold seine älteste Tochter Luise mit dem regierenden Fürsten von Anhalt-Bernburg, bei welcher Gelegenheit auch der König von Preußen nach Dessau kam, und den Feierlichkeiten und Jagden daselbst beiwohnte.

Der Friede, dessen Preußen viele Jahre hindurch genoß, gab für Leopold wenig Gelegenheit, den gewohnten Wechsel seines bewegten Lebens auffallend zu unterbrechen. Im Kreise von Dessau, Berlin, Magdeburg und Halle führten sie dem Kriegsdienste zugehörigen Geschäfte ihn ohne Unterlaß umher; Musterungen, Aufsichten aller Art, riefen ihn, bald allein, bald in Begleitung des Königs, auch in entlegnere Landestheile. Seine verschiedenen Thätigkeiten liefen gleichzeitig neben und durcheinander hin, und vertheilten sich in kleineren Abschnitten auf alle seine Tage. Den Angelegenheiten seines Landes lag er nicht minder ob, als dem preußischen Kriegsdienst; die Sorge der Zukunft war in ihm nicht weniger wirksam, als der Einfall des Augenblicks. In Betreff des Rechtes der Erstgeburt, welches in dem Hause Anhalt im

Allgemeinen seit dem Jahre 1603. eingeführt war, setzte Leopold neue Bestimmungen fest, welche dem jedesmaligen ältesten Prinzen die Nachfolge in dem gesammten Fürstenthum, den nachgebornen Prinzen aber standesmäßige Apanagen sicherten. Er wandte sich an den Reichshofrath in Wien, um seinen Verfügungen die Kaiserliche Bestätigung zu erwirken, welche denselben auch vermittelst einer besonderen Urkunde wirklich ertheilt wurde. Diese Bestimmungen erneuerte Leopold jedesmal ausdrücklich in seinem Testamente, welches er zu dreienmalen verändert abgefaßt bei dem Magistrate der Stadt Leipzig niederlegte. Als Senior des Gesammthauses Anhalt, welche Würde durch das Absterben des regierenden Fürsten von Anhalt-Zerbst schon im Jahre 1718. auf ihn übergegangen war, empfing er im Jahre 1725. durch seinen bevollmächtigten Geheimenrath von Beer zu Wien die Reichsbelehnung über die gesammten Fürstenthümer. In derselben Eigenschaft nahm er im Jahre 1727., nachdem König Georg I. von Großbritannien und Kurfürst von Hannover gestorben, die Gelegenheit wahr, gegen den fortwährenden Besitz, welchen Hannover von dem Herzogthume Sachsen-Lauenburg behauptete, bei dem Reichstage zu Regensburg feierlich Einrede zu thun. Die Erbschaft

des Herzogs Julius von Sachsen-Lauenburg aus dem Hause Anhalt, der im Jahre 1689. als der letzte seines Stammes gestorben, sei nach klaren Reichs- und Lehnrechten den regierenden Fürsten von Anhalt heimgefallen; nur durch eigenmächtiges Vorgreifen habe Hannover davon Besitz genommen, und durch überwiegenden Einfluß am Kaiserlichen Hofe sich darin erhalten. Gegen diesen Einspruch erließ das Haus Hannover in hergebrachter Weise auch seinerseits eine schriftliche Ahndung, und die Sachen blieben, wie bei den Reichsangelegenheiten so gewöhnlich war, im alten Zustande. Das Haus Anhalt hat indeß auch seitdem bei jeder neuen Gelegenheit seine Ansprüche wiederholt in Erinnerung gebracht.

Im August des Jahres 1728. machte Leopold mit großem Gefolge von Offizieren eine Reise nach Dresden, wo im Anfange des Jahres auch schon der König von Preußen zum Besuche gewesen war, damals mit dem Könige von Polen im besten Vernehmen stehend. Leopold wurde vom sächsischen Hofe glänzend aufgenommen und bewirthet. Er besichtigte sogleich drei Reiterregimenter, welche bei Dresden im Lager standen, dann die übrigen Truppen zu Fuß und zu Pferde, welche vor ihm ausrückten und exercirten, sah die Umgebungen und

Merkwürdigkeiten der an Vorzügen aller Art so reichen Stadt, ergötzte sich an dem französischen Theater, wohnte der Hirschjagd und einer Thierhetze bei, und hörte dann auch die Leichenpredigt und Gedächtnißrede mit an, welche dem nicht lange vorher zu Wien gestorbenen sächsischen Feldmarschall Grafen von Flemming, mit dem er früher in so vielfacher Beziehung gestanden, in der Kreuzkirche zu Dresden gehalten wurde. Sehr zufrieden mit der gefundenen Aufnahme und gehabten Unterhaltung kam Leopold höchst vergnügt am 2. September wieder nach Dessau zurück. Gegen Ende des Oktobers empfing er hier den Besuch des Königs von Preußen, des Kronprinzen und des Generals Grafen von Finkenstein, welchen zu Ehren eine große Parforcejagd Statt fand.

Die Festlichkeiten zur Vermählung der Königlichen Prinzessin Friederike Luise mit dem Markgrafen von Anspach riefen Leopold im Mai 1729. nach Berlin, wo er auch den Tabackskollegien des Königs in gewohnter Vertraulichkeit fleißig beiwohnte, und sein Ansehn neuerdings befestigte. Seine Anwesenheit in Berlin erhielt unmittelbar darauf eine neue Bedeutung durch die plötzlich sich eröffnenden Aussichten zum Kriege. Das Verhältniß zwischen Preußen und Hannover war schon

lange vielfach getrübt. Die Heirathsplane der Königin trugen dazu nicht wenig bei, da dieselben immer neuen Stoff zu Mißhelligkeiten gaben. Auch andre Irrungen fanden zwischen den beiden Höfen Statt, man beschuldigte sich gegenseitig mancher Beeinträchtigung und Achtlosigkeit. Zum Ausbruch aber kamen die Sachen durch Friedrich Wilhelms gewaltsame Werbungen, die auf jede Weise überall der großen Leute sich zu bemächtigen suchten, und dem Könige fast mit allen seinen Nachbarn üble Händel zuzogen. Da König Georg II. auf alle Beschwerden wegen wiederholter Gebietsverletzungen, die bei solchen Anlässen geschehn waren, von Seiten Preußens weder Abhülfe noch Genugthuung erfolgen sah, so gab er endlich den Befehl, alle preußischen Offiziere und Soldaten, die sich auf hannöverschem Gebiet betreten ließen, festzunehmen. Friedrich Wilhelm fand sich dadurch so sehr beleidigt, daß er es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, sogleich Krieg anzufangen. Ungesäumt setzten sich 19. Regimenter, sowohl Fußvolk als Reiter, zusammen über 44,000. Mann, in Bewegung, und rückten schon zum Theil gegen die Elbe und bis nach Halberstadt vor; Leopold erhielt den Oberbefehl. Der König von Großbritannien ließ seine Völker gleichfalls ausrücken,

und verstärkte sie durch Hülfstruppen, die er von Hessen und von Dänemark in Sold nahm. Von beiden Seiten erschienen Manifeste über die Ursachen des Krieges, die Feindseligkeiten konnten jeden Augenblick anfangen. Schon durfte Leopold sich in der feindlichen Hauptstadt als Sieger vorauserblicken, denn er selbst wie das von ihm gebildete und nun auch befehligte Heer schien jedes möglichen Erfolgs unzweifelhafte Bürgschaft; allein der schiedsrichterlichen Bemühung der Höfe von Braunschweig und Sachsen-Gotha gelang es, die Sache hinzuzögern, und endlich im April 1730. gütlich beizulegen, zum größten Mißvergnügen Leopolds, der dadurch seinem Kriegsruhme die schon für unausbleiblich gehaltenen neuen Lorbeern grausam entzogen sah. Das üble Vernehmen der beiden Höfe dauerte jedoch nicht weniger fort, indem auch die Ursachen der Mißhelligkeiten nicht aufhörten. Grumbkow, in der Gunst des Königs hauptsächlich durch Seckendorf immer mehr befestigt, wirkte dabei so thätig ein, daß Georg II. die Entfernung desselben aus dem preußischen Staatsdienst als eine Bedingung festeren Einverständnisses durch seinen Gesandten Hotham aufstellen ließ. Grumbkow und Seckendorf wandten indeß diese persönliche Gefahr glücklich ab, und einigten die

preußische Staatskunst nur um so stärker mit der österreichischen. Leopold sah die ihm selbst ursprünglich eigne Richtung von seinen Feinden angenommen, und da er weder jene verläugnen, noch mit diesen zusammenstehn wollte, so mußte er in stolzem Alleinstehn den Bewegungen jenes Partheiwesens immer mehr fremd werden.

In Ermangelung des Krieges selbst bot dessen Scheinbild in Waffenübung und Dienstbeflissenheit sich in gewohnter Weise reichlich dar. Der König August von Polen wollte nicht zurückbleiben, seinem Königlichen Freunde Friedrich Wilhelm, zu dem er, nach gegenseitigen Besuchen, sich auf verbindlichsten Fuß gestellt hatte, auch einmal ein Schauspiel zu geben, welches dessen kriegerischer Sinnesart entspräche. Im Juni des Jahres 1730. wurden die sämmtlichen sächsischen Truppen, gegen 20,000. Mann zu Fuß und 10,000. Reiter, bei Mühlberg in ein großes Lustlager zusammengezogen, und der König von Preußen dazu eingeladen. Er erschien, der Einladung zufolge begleitet von dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen des Hauses, von Leopold, und mehr als 200. der angesehensten Generale und Offiziere, nebst deren zahlreichen Dienerschaften. Eine Menge der vornehmsten Gäste, beiderlei Geschlechts, kamen aus

der Nähe und Ferne herbei, und Fremde aller Art, ausgezeichnet durch Stand und Rang, vermehrten die Versammlung; nicht zu gedenken des unzählbaren Heeres der geringeren Zuschauer, die von allen Enden herbeiströmten. Einen ganzen Monat dauerte das Lager, und in dieser Zeit wurde alles erschöpft, was die sinnreichste Erfindungsgabe mit verschwenderischer Pracht im Bunde nur irgend an Lustbarkeit und Vergnügen aufzubieten vermochten. Die sämmtlichen Truppen waren neugekleidet, in den reichsten, zum Theil fantastischen Uniformen; ein ganzes Regiment erschien in Goldstoff als Janitscharen, andre als Spahis, als Kosaken. Das bewegte Bild kriegerischer Vorgänge wand sich durch den glänzenden Wechsel von Gastmalen, Schauspielen, Prunkfesten, Feuerwerken, Jagdbelustigungen und hundert andern Ergötzlichkeiten und Prachterscheinungen, zauberisch hindurch. Niemals hatte man dergleichen Fülle von Herrlichkeit gesehn. Ein ganzes Heer war zum Hofstaat umgewandelt, ein üppigstes Hof- und Pallastleben in's Freie versetzt. Dichter besangen dies berühmte Lager von Mühlberg als ein Wunder der Zeit, und noch lange nachher wurde davon als von einem Ereignisse des Jahrhunderts erzählt. Im Sinne Friedrich Wilhelms und Leopolds war

das

das nun freilich nichts weniger als ein Kriegsfest, der Eifer des Königs August, indem er die Neigung seines Königlichen Gastes zu berücksichtigen strebte, hatte doch unvermerkt nur wieder der eignen nachgelebt. Indeß trennte man sich in den frohen Eindrücken so vielen Staunens und Ergötzens, und selbst die Heimreise Friedrich Wilhelms war bis dicht vor Potsdam zur anhaltenden Jagdbelustigung eingerichtet. Leopold sah und sprach während des Lagers täglich den natürlichen Sohn des Königs von Polen, Grafen Rutowski, dem der König von Preußen ein Regiment zu Fuß verliehen hatte, dessen abgelauschte Uebungs- und Dienstweise jener dann bei den sächsischen Truppen einzuführen strebte. Das fünfzehn Jahre später eintreffende Begegnen bei Kesselsdorf zeigte jedoch, daß diese Zwischenzeit noch nicht hinreichend gewesen, den ursprünglichen Unterschied, sowohl der Truppen, als ihrer Feldherren, auszugleichen.

Bald nach dem Lager von Mühlberg machte König Friedrich Wilhelm I. eine Reise durch Franken und Schwaben, an den Oberrhein, und darauf stromabwärts nach Wesel. Ihn begleiteten außer dem Kronprinzen nur wenige Personen. Auf dieser Reise war es, daß der Kronprinz den unglücklichen Versuch wagte, sich den traurigen Verhält-

nissen, in welche das Zusammenwirken verschiedener Ursachen ihn rücksichtlich seines Vaters gesetzt hatte, durch die Flucht zu entziehn. Schon in Mühlberg war er mit diesem Gedanken umgegangen, an der Ausführung aber einstweilen noch verhindert worden. In der Gegend von Frankfurt am Main schienen die Umstände dem Vorhaben günstiger; aber der Erfolg täuschte die Erwartung. Der Kronprinz wurde verhaftet, als Staatsgefangener nach Küstrin gebracht, und einem kriegsrechtlichen Verfahren überliefert, welches eine Zeitlang sogar sein Leben zu bedrohen schien. Das gegen ihn und seine Mitschuldigen ausgesprochene Todesurtheil wurde an seinem Freunde, dem Lieutenant von Katt, wirklich vollzogen. Für ihn selbst erhob sich von allen Seiten die mächtigste und dringendste Verwendung. Insbesondere sprach Leopold mit Ernst und Nachdruck zu Gunsten des Kronprinzen, und stellte dem Könige vor, daß ihm nach den Reichsgesetzen kein Recht zustehe, den Thronfolger auf den Grund eines bloß kriegsrechtlichen Erkenntnisses am Leben zu strafen. Der König hatte wohl nie solche Absicht ernstlich gehegt, und nur den Schein derselben als Schreckbild eine Zeitlang bestehn lassen; nachdem er genugsame Wirkung seines Zürnens gesehn, verzieh er dem nunmehr un-

terwürfigen, tiefgebeugten Sohne. Der Kronprinz aber behielt denen, welche in dieser großen Drangsal ihm Antheil und Fürsorge bewiesen, ein dankbares Andenken, und fühlte sich besonders auch gegen Leopold verpflichtet, dem er späterhin aus diesem Anlasse sein Bildniß schenkte, welches als ein theures Andenken jener günstigen Verhältnisse noch jetzt in Dessau wohl verwahrt wird. Seit jener Zeit auch scheint die schroffe Verehrung, in welcher von Jugend auf der Kronprinz für Leopold hatte stehn müssen, sich mehr und mehr durch annähernde Zuneigung gemildert zu haben.

Die Annehmlichkeit, zu Halle den Standort seines Regiments in solch bequemer Nähe zu haben, wurde für Leopold durch manchen Verdruß aufgewogen, der ebenfalls aus dieser Oertlichkeit entsprang. Die Universität daselbst war in großer Blüthe, die zahlreichen Studenten zu jeder Wildheit aufgelegt; sie gaben dem Kriegerstande an Trotz, Uebermuth und Gewalt nichts nach. Stete Händel, die häufig in blutige Schlägereien übergingen, störten die Ruhe der Stadt. Unstreitig hatte Leopold und die ganze Richtung, die er seinen Untergebenen mittheilte, hier die meiste Schuld. Den Beweis, daß ein friedliches Vernehmen nicht unmöglich sei, gab der General, nachherige Feld-

marschall von Schwerin, dessen Regiment seit dem Jahre 1723. in Frankfurt an der Oder stand, ohne daß jemals mit den dortigen, nicht weniger wilden Studenten eine Mißhelligkeit vorfiel. In Halle gab es dazu täglich Anlaß. Zuerst wollte Leopold nicht leiden, daß die Studenten, die er insolente Leute nannte, sich als Zuschauer bei dem Einüben der Rekruten herzudrängten, sie sollten warten, verlangte er, bis zum zweitenmale bataillonsweise exercirt würde; indeß gelang es nicht immer, die neugierige dreiste Jugend von einem so anziehenden Schauspiele, das nun noch obenein verboten war, entfernt zu halten. Neckereien entspannen sich von beiden Seiten, Gewalt regte wiederum Gewalt auf; wo der wehrlose Bürger seufzend ertrug, stellte sich der waffengeübte Student mit dem Hieber zum Zweikampf ein. Was aber Leopolden mit der ganzen Universität entzweite, war die Rücksichtslosigkeit, mit welcher seine Werber, sobald es ihnen gefiel, einzelne Studenten wegnahmen, und gewaltsam zu Soldaten machten; dieses Schicksal traf gewöhnlich die schönsten und größten Leute, und waren sie einmal eingekleidet, so blieb alle Vorstellung und Fürsprache, auf was für Rücksichten und Rechte sie auch begründet sein mochten, völlig fruchtlos. Dagegen bot auch den

Studenten, welche sich gegen die gesetzliche Ordnung vergangen hatten, der Soldatenstand die unverletzlichste Freistätte. Folgender Zug, in welchem Leopolds Laune in ganzer Derbheit zu erkennen ist, zeigt bis zu welchem Grad in diesen Zwistigkeiten Scham und Anstand außer Augen gesetzt wurden. Ein Student, der wegen schlechter Streiche relegirt werden sollte, meldete sich zum Soldaten. Leopold fand Gefallen an dem stattlichen Burschen, versprach ihm Schutz, und befahl ihm, zuvörderst den akademischen Senat so zu begrüßen, wie Götz von Berlichingen den Hauptmann der Reichstruppen begrüßen ließ. Alle Verantwortung deßhalb übernahm Leopold. Auf solche Zusage gestützt, stellte sich der Student am folgenden Tage getrost der ergangenen Ladung vor dem Senat, hörte still und ruhig an, was dieser ihm vorlesen ließ, und als er seine Relegirung vernommen, sagte er der Versammlung kurz und bündig, was ihm aufgetragen war —, und eilte zur Thür hinaus. Pedell und Professoren, alles stürzt voll Wuth eiligst hinter ihm her, da tritt sogleich Leopold aus seinem Versteck ihnen entgegen, und hemmt den Schwarm, sie mit der Frage andonnernd: „Was giebt's denn, meine Herren? wohin so eilig?" — Ew. Durchlaucht, war die Antwort, ein Student, den wir

relegiren mußten, hat so eben zu uns gesagt, wir sollten — „Nun, meine Herren, versetzte Leopold gelassen, hat das solche Eil?“ Inzwischen hatte der Student allen Vorsprung gewonnen, die Professoren, zu dem erlittenen Schimpfe nun noch grausam verhöhnt, wichen beschämt zurück, und Leopolds schalkische Lust freute sich der köstlichsten Befriedigung! Wie mit der Universität gab es auch mit der Bürgerschaft immerfort Streit und Hader. Die Friedfertigkeit des einen Theils half nichts; die kleinen und großen Anlässe zum Unfrieden fehlten nie. Man that sich zuletzt gegenseitig allen Verdruß, allen Aerger an; nur hatten die Bürger selten dabei den Vortheil. Leopold wollte den Domplatz für die Uebungen seines Regiments haben, die Bürgerschaft lehnte jedoch die unberechtigte Anforderung ab, weil die Bäume, die eine Zierde des Platzes waren, Schaden leiden würden; diesen Grund wußte Leopold zu heben; es bedurfte nur eines Winks, und in Einer Nacht waren die Bäume sämmtlich durch seine Soldaten umgehauen; seufzend mußten sich die Bürger dem Geschehenen unterwerfen. Man erzählt noch jetzt in Halle, wo das Andenken des alten Schnurrbarts im Volke sobald noch nicht erlöschen wird, viele theils härtere, theils lustige Streiche, in wel-

chen seine unerschöpfliche Laune sich ausgelassen hat. Besonders der Neugierde, die sich um ihn drängte, wußte er übel mitzuspielen. Ein Theil seiner Kleidung war mit einem einzigen Knopfe festgehalten; verdroß ihn nun bei den Truppenübungen, oder wenn er durch die Straße ging, die Menge gaffender Frauenzimmer, besonders der wohlgekleideten und geputzten, so bedurfte es keiner großen Veranstaltung, um sie vom Platz und von den Fenstern schleunigst zu verscheuchen. Seine Späße in dieser Art überschritten jede Schranke; inmitten einer Gesellschaft von Herren und Damen ließ er sich einst eine Meldung bringen durch einen Grenadier, der in völliger Bewaffnung, mit Patrontasche, Mütze und Stiefeletten nach strengster Vorschrift angethan, aber übrigens völlig unbekleidet hereintreten mußte; Leopold behauptete, als Soldat sei der Kerl so noch ganz vollständig, und nichts gegen ihn einzuwenden. Aber ernstere Vorgänge, gewaltsame Eingriffe und gröbliche Beleidigungen veranlaßten Bürgerschaft und Universität zu häufigen Klagen bei dem Könige, und von dieser Seite hatte Leopold oft bittre Vorwürfe und herben Unmuth zu tragen. Ja, es geschah ihm das Unerhörteste, was seinem kriegerischen Stolze begegnen konnte. Im Jahre 1731. waren aber-

mals durch Verschulden eines Offiziers große Zwistigkeiten mit den Studenten ausgebrochen; diesmal verlangte die Universität strenge Genugthuung, sie war im Begriff auseinanderzugehn. Da verfügte der König in seinem gerechten Einsehn die Verlegung des Regiments. Leopold gerieth außer sich, er setzte alles in Bewegung, allein umsonst; es blieb unwiderruflich bei dem ertheilten Befehl. Vieler Tage Ungebühr wurde durch die Schmach des Einen Tages vergolten, an welchem Leopold in höchstem Grimm und tiefster Beschämung mit seinem Regimente von Halle ausziehen mußte. Doch ging der Zug nicht weit; die Bürger wünschten ihre Besatzung nicht zu verlieren, die Studenten zeigten wenig Groll. Man gab gegenseitig gute Versprechungen, die Ruhe stellte sich her, und Leopold durfte bald mit seinem Regimente wieder nach Halle zurückkehren, wo der Friede darauf eine Zeitlang etwas besser gehalten wurde.

Im Jahre 1731. war es nahe daran, daß Leopolds alter Wunsch, seinen Neffen, den Markgrafen von Schwedt, mit einer der Königlichen Prinzessinnen vermählt zu sehn, erfüllt würde. Der König von Preußen wurde der Verhandlungen mit Großbritannien, welche durch den beharr-

lichen Eifer der Königin stets fortwährten, aber zu keinem Ergebniß führten, endlich ganz überdrüssig, und beschloß, damit der Sache völlig ein Ende gemacht würde, seine Tochter Wilhelmine zu verheirathen. Er ließ der Prinzessin die Wahl zwischen dem Markgrafen von Schwedt, dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels und dem Erbprinzen von Baireuth. Sie gab jedoch dem letztern, den sie noch nicht gesehn hatte, vor den beiden erstern, die sie schon kannte, eben deßhalb den Vorzug. Am 1. Juni geschah die Verlobung, nachdem Tages vorher ein Kurier endlich, wiewohl nun zu spät, den Auftrag des Königs von England überbracht hatte, wegen der Heirath des Prinzen von Wallis abzuschließen. Im November fand die Vermählung mit dem Erbprinzen von Baireuth Statt, und wurde mit vielen Festlichkeiten begangen. Der Kronprinz erschien am Tage nach der Hochzeit aus Küstrin zum erstenmale wieder am Hofe seines Vaters. Musterungen und Uebungen der Truppen fehlten bei solcher Gelegenheit nie, und insofern konnte Leopold, wie wenig auch sonst die Dinge seinen Wünschen entsprachen, bei solchen Festlichkeiten noch immer genugsamen Antheil finden. Nicht unbedeutend erschien Leopolds Ansehn auch in den politischen Rathschlägen dieser Zeit. Ohne mit

Grumbkow und Seckendorf gemeine Sache zu machen, wirkte er einstimmig mit ihnen zur Befestigung des guten Vernehmens mit Oesterreich. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen, nachher als deutscher Kaiser Franz I. genannt, machte im Februar 1731. auf der Rückreise von England und Holland einen Besuch in Berlin, um zu der bevorstehenden Wahl eines römischen Königs die Gunst Friedrich Wilhelms für sich anzusprechen. Leopold reiste ihm nach Magdeburg entgegen, empfing ihn daselbst mit größten kriegerischen Ehren unter Abfeurung des Geschützes, und bewies ihm während einer plötzlichen Krankheit, die seinen Aufenthalt bis auf zehn Tage dort verlängerte, alle sorgsamste Beeiferung. Beide kamen darauf nach der Hauptstadt, und Leopold versäumte seinerseits nichts, was die Freundschaftsbande zwischen beiden Höfen vermehren konnte. Zu gleicher Zeit kamen der Herzog von Braunschweig-Bevern, die Herzogin seine Gemahlin, die eine Schwester der Kaiserin war, mit ihren Kindern nach Berlin, von welchen die Prinzessin Elisabeth Christine, Nichte der Kaiserin, bereits dem Kronprinzen zur Gemahlin bestimmt worden, nicht ohne Rücksicht auf den Kaiserlichen Hof, dem diese Verbindung angenehm sein mußte. Im Sommer desselben Jahres hatte der

König von Preußen, auf besonderen Betrieb Sekkendorfs, mit Kaiser Karl VI. in Böhmen eine persönliche Zusammenkunft. Leopold war bei dieser nicht gegenwärtig; ihn traf zu derselben Zeit ein häuslicher Unfall, welcher ihn tiefer bewegte, als bei seiner sonst verhärteten Gemüthsart zu erwarten sein konnte. Seine Tochter Luise, regierende Fürstin von Anhalt-Bernburg, lag hoffnungslos danieder; sie wünschte vor ihrem Ende noch zum letztenmal ihren Vater an der Spitze seines Regiments aus den Fenstern ihres Schlosses zu sehn. Einem solchen Wunsche der geliebten Tochter konnte Leopold nicht anders als willfahren. In tiefster Traurigkeit brach er mit seinem ganzen Regimente von Halle nach Bernburg auf; kaum daselbst eingerückt, warf er sich lautschluchzend zur Erde, und betete voll Inbrunst: „Herr, ich bin kein solcher Lump, der dir bei jeder Hundsfötterei mit Gebeten beschwerlich fällt! Ich komme nicht oft, will auch sobald nicht wieder kommen; so hilf mir denn auch jetzt, und laß meine Tochter gesund werden!“ Inzwischen rückte das Regiment unter Kriegsmusik über den Schloßhof, die Fürstin erhob sich zum Fenster, und bezeigte die größte Zufriedenheit über die schönen Truppen, welche Leopold unter Heulen und Weinen ihre Uebungen

machen ließ. Das Regiment wurde hierauf mit Bier und Brot bewirthet, die Offiziere speisten an der Fürstlichen Tafel. Leopold aber verließ die Versammlung, setzte sich auf das Geländer der Saalbrücke, und weinte. Die Fürstin überlebte dies Schauspiel nur wenige Tage; der Vater kehrte voll herben Kummers mit seinem Regimente nach Halle zurück. Jahrelang nachher lud ihn der Fürst von Anhalt-Bernburg zu sich ein; Leopold versprach zu kommen, und begab sich von Halle mit großem Gefolge dahin auf den Weg; dicht vor Bernburg aber, als er des Schlosses recht ansichtig wurde, hielt er an, und kehrte dann kopfschüttelnd wieder um, indem er sagte: „Ich mag den Ort nicht wiedersehn, wo meine Luise hat sterben müssen."

An Truppenübungen und Waffenspielen durfte es auch bei den Feierlichkeiten nicht fehlen, die im Jahr 1733. zur Vermählung sowohl des Kronprinzen als auch bald nachher der Prinzessin Philippine Charlotte, dritten Tochter des Königs, welche den Prinzen von Braunschweig-Bevern heirathete, zu Berlin Statt fanden. Im folgenden Jahre 1734. aber sollten die kriegerischen Uebungen, nach langer Friedensdauer, wieder zu ernsten Kriegsereignissen aufsteigen. Gegen Oesterreich und Ruß-

land, welche die Ansprüche des sächsischen Hofs in Polen unterstützten, trat Frankreich als Vertheidiger des von den Polen gewählten Königs Stanislaus Lesczinski auf. Für Leopold jedoch wurde die Befehlsführung welche seinem Ehrgeize nicht entgehn zu können schien, durch die Rücksichten selbst, welche dieser ihm auferlegte, wiederum verhindert. Schon zu Ende des Jahres 1733. hatte Leopold mit Einwilligung des Königs von Preußen, bei dem Reichstage zu Regensburg für sich die zweite Feldmarschallsstelle des deutschen Reichs angesprochen, welche durch den Tod des regierenden Herzogs von Würtemberg im Oktober erledigt worden war. Als Mitbewerber um die Stelle waren der Nachfolger des Herzogs von Würtemberg und der Herzog von Braunschweig-Bevern aufgetreten. Das Reich, durch den inzwischen erfolgten Uebergang der Franzosen über den Rhein in seinen langsamen Berathungen diesmal etwas beschleunigt, faßte nach vielen Schwierigkeiten im Mai 1734. den Beschluß, alle drei Bewerber zu Reichsfeldmarschällen zu ernennen. Leopold aber, seit 22. Jahren Feldmarschall im preußischen Kriegsdienste, und, diesem Dienstalter nach, in Gemäßheit früherer Gewohnheit und Uebereinkunft, zu der ersten Stelle berechtigt, war nur mit der dritten bedacht

worden. Sowohl Leopold als auch der König, dessen eifrigste Verwendung hier dem Rechte selbst nichts gefruchtet hatte, waren höchst aufgebracht. Der König verlangte sogar, Leopold sollte die empfangene Würde unter diesen Umständen lieber ganz ausschlagen, doch dieser, vielleicht durchblikkend, daß der König ihm nur das neue, im Grunde doch ungern beförderte Dienstverhältniß für immer abgeschnitten sähe, war diesmal gelassener, und begnügte sich dem Reichstage auf sein Ankündigungsschreiben nicht zu antworten. In diesem zweideutigen Verhältnisse jedoch konnte sich für Leopold bei dem Heere keine seinem Rang und seinem Ruhm entsprechende Stellung ergeben, und seine Ansprüche verurtheilten ihn zur Unthätigkeit. Die preußischen Truppen, welche Seckendorfs diplomatische Geschicklichkeit noch in Folge des Vertrags von Wusterhausen als Hülfstruppen für den Kaiser ausgewirkt hatte, betrugen nur 10,000. Mann, und wurden von dem General von Röder befehligt, der aber wegen Altersschwäche meist dem Sohne Leopolds, Leopold Maximilian, der ihm als Generallieutenant zur Seite gegeben war, die Leitung des Ganzen überlassen mußte. Auch die übrigen vier Söhne Leopolds machten den Feldzug mit; zum Danke, daß ihm in diesem Kriege alle

fünf Söhne unbeschädigt erhalten worden, baute Leopold im April des folgenden Jahres eine neue Kirche zu Wadendorf, welche die Fünfbrüderkirche genannt wurde. Indeß begaben sich der König selbst und der Kronprinz, begleitet von Leopold, von dem General von Buddenbrock und dem Obersten von Derschau, als Freiwillige zu dem Heere, welches unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen den Entsatz der Reichsfestung Philippsburg bewirken sollte, die von den Franzosen unter dem Herzoge von Berwick mit harter Belagerung bedrängt war. Sie trafen am 13. Juli über Heilbronn in dem Hauptquartier ein. Der Greis Eugen aber war an Sinnen und Gedächtniß so geschwächt, daß er Leopold zuerst gar nicht erkannte; doch stellte sich darauf ihr altes Verhältniß gleich wieder her, und auch in rohen Scherzen konnte sich, wie ehemals, ihre Vertraulichkeit gefallen. Der König hatte hier mit Eugen das beste Vernehmen und bezeigte ihm die größte Hochachtung; alle Eindrücke der früheren Geschichten waren ausgelöscht. Vergebens aber suchten der König und Leopold den alten Feldherrn zu einer kräftigen Unternehmung zu bewegen; der einst so kühne Held war keines starken Entschlusses mehr fähig; nachdem er das französische Lager besichtigt,

erklärte er den Angriff desselben für unausführbar, und Philippsburg wurde seinem Schicksal überlassen. Im Angesicht Eugens und seines ganzen Heeres mußte diese Festung, nachdem der General von Wutgenau sie mit äußerster Tapferkeit vertheidigt, und der Feind viele Leute, ja den Herzog von Berwick selbst, davor verloren, am 18. Juli in die Gewalt der Franzosen fallen. Die Anwesenheit des Königs und Leopolds half bei den preußischen Truppen die Kriegszucht wieder herstellen, welche auf dem Durchzuge durch die geistlichen Staaten, Fulda, Bamberg und Würzburg, zum Theil freilich aus Schuld mangelnder Verpflegung, schrecklich gelitten hatte. Auf die Kriegsbewegungen aber blieb ihre Gegenwart ohne Einfluß. Auch der Kronprinz, welcher hier unter Leopolds Anleitung den Krieg lernen sollte, fand sich getäuscht, denn so gut der Lehrmeister sein mochte, so schlecht war die Schule; indeß erwarb er Anschauungen mancher Art, und lernte Menschen und Sachen kennen. Eugen war wie durch Altersschwäche auch durch Bedenklichkeiten, die ihm auferlegt worden, völlig gelähmt, und der Feldzug verging in schlaffer Unthätigkeit. Da gar nichts vorfiel, so verließ der König am 15. August das Heer. Leopold begleitete ihn nebst dem Kronprinzen

zen bis Mainz, und besuchte hierauf, nach empfangenen Pässen, das französische Lager, wo man ihm, als einem fremden Fürsten und großen Feldherrn, alle Ehren erwies, und kehrte dann zu dem Reichsheere zurück. Weil jedoch durchaus nichts von Belang sich ereignete, so fand auch er keine Ursache länger zu bleiben, sondern kehrte mißvergnügt heim; worauf er sich nach Potsdam begab, um den König zu besuchen, der eben von einer Krankheit genas, die ihm auf seiner Rückreise zugestoßen war. Leopolds Anwesenheit wurde hier von seinen Gegnern sehr ungern gesehn; er gab ihnen bald wieder freien Raum, indem er mit dem Kronprinzen eine Reise nach Stettin machte, um denselben durch Besichtigung der dortigen Festungswerke auch in diesem Zweige der Kriegskunst zu unterrichten.

Der Kaiserliche Hof sah die Nothwendigkeit ein, dem Kriege gegen Frankreich ein nachdrücklicheres Ansehn zu geben, und suchte zunächst in fremder Hülfe, was am sichersten durch eigne Maßregeln zu erreichen war. Der Kaiser sandte im Februar 1735. den Fürsten Joseph Wenzel von Liechtenstein nach Berlin, um den König von Preußen zu größerem Antheil an dem Kriege zu bewegen. Der Fürst besuchte auch Leopolden in Dessau, an welchen er gleichfalls Aufträge hatte, die mit

seiner Hauptsendung in enger Verbindung standen. Allein der König hatte von dem Heere des Kaisers die schlimmsten Eindrücke heimgebracht, und bezeigte keine Lust, seine herrlichen Truppen in einer so übelgeführten Sache hinzuopfern. Leopold aber wünschte die stärkere preußische Theilnahme nur bedingungsweise, wenn ihm zugleich ein Oberbefehl bei dem Heere verliehen würde; bevor dies geschehn, sagte man, habe er im Gegentheil alle Kriegsanstalten gehemmt und gehindert. Der Könnig war mit Leopolds heftigem Verlangen, den Feldzug mitzumachen, wenig zufrieden, und lehnte dessen erstes schriftlich geschehenes Ansuchen einstweilen ab. Leopold antwortete, daß er den Tod davon haben würde, wenn ihm der König nicht erlaubte, mit in's Feld zu gehn. Er kam darauf gegen Ende des Mai zu den gewöhnlichen Truppenmusterungen nach Berlin, begleitete sodann den König nach Stettin, doch ohne sein Gesuch zu erneuern, während doch von der Kriegsführung unaufhörlich die Rede war, und Leopold häufig mit spöttischen Anmerkungen und absprechenden Urtheilen das Uebergewicht seiner Einsichten unangenehm fühlbar machte. Von Magdeburg aber schrieb er auf's neue an den König, und wiederholte sein Begehren, mit dem Zusatze, daß er in seinen besonde-

ren Angelegenheiten etwas sehr Nöthiges mit dem Prinzen Eugen zu sprechen habe. Der König, höchst empfindlich über diese Art von Rückhalt und Vorwand, überließ Leopolden zu thun, was ihm beliebte; dieser dankte für die Erlaubniß, und erbat nun noch die Vergünstigung, den Hauptmann von Fouqué mitnehmen zu dürfen; worauf der König erwiederte, da jener Offizier in Leopolds Regimente diene, so könne er über denselben ja ohnehin verfügen. Dieser als tapfrer General und geehrter Freund Friedrichs des Großen berühmt gewordene Mann verdient hier noch besondere Erwähnung. Er war als Page an den Hof Leopolds gekommen, und alsdann in dessen Regiment Offizier geworden. Leopold hatte ihm gleich den Namen geändert: „Ach was da Fouqué! sagte er, das klingt mir zu weichlich! Weiß Er was? Er heißt von nun an Fouquet!“ Und noch heutiges Tages hat der Name nicht völlig wieder aus der Wirkung dieses Fürstlichen Machtspruches sich loswinden können. Fouqué befand sich in einer strengen Schule; die Härte und Rauhigkeit, welche sie mit sich führte, stählte seinen Karakter, ohne doch seiner feinen Bildung Eintrag zu thun; durch diese gefiel er besonders dem Kronprinzen, welchen er häufig in Rheinsberg besuchte, nicht ohne Betrieb

Leopolds, wie man sagte, der solche Vermittelung zu benutzen wußte. Doch sah Fouqué sich durch Leopolds Benehmen zuletzt veranlaßt, den Abschied zu nehmen, und in dänische Dienste zu gehn. Friedrich II. rief ihn in preußische Dienste zurück, da er denn gern wieder seinem alten Kriegslehrer sich anschloß, und zugleich dessen Wohlwollen und die Zuneigung des Königs zu verbinden wußte. — Inzwischen hatten sich für Leopold wegen einer Befehlshaberstelle in der That günstige Aussichten eröffnet. Von den beiden Reichsfeldmarschällen, welche ihm vorgezogen worden, war der Herzog von Braunschweig-Bevern kürzlich gestorben, der Herzog von Würtemberg bedeutend erkrankt, und dadurch für Leopold die Bahn, welche er nur als Erster betreten wollte, nun völlig frei. Eugen, der ihm fortwährend geneigt war, ergriff diese Gelegenheit, um ihn zur Ausübung seines Reichsfeldmarschallamts eifrigst herbei zu rufen; der alte Feldherr, die Abnahme seiner Kräfte mehr fühlend als eingestehend, wünschte seinen erprobten Kriegsgefährten, seinen Bullenbeißer, wie er ihn zu nennen pflegte, wieder zur Seite zu haben, um auf dessen noch ungeschwächte Rüstigkeit sich zu stützen. Daß Leopold eifrigst mitgewirkt, diese Berufung zu veranlassen, ist nicht zweifelhaft. Er kam den 6.

September nach Heidelberg in das Kaiserliche Hauptquartier; allein kaum war er daselbst erschienen, so traf auch der Herzog von Würtemberg daselbst ein, mehr aus Eifersucht, als wegen seiner Genesung, die noch keineswegs entschieden war. Es war Leopolds eignes Geschick, den Oberbefehl, welchen er mit so großer Begier zu erreichen strebte, und zu welchem ihn allerdings alle Eigenschaften und Rechte so sehr beriefen, in den wenigsten Fällen zu erlangen. Mit getäuschten Erwartungen blieb er als Freiwilliger ungefähr einen Monat bei dem Heere, das aber auch diesmal in gewohnter Unthätigkeit verharrte. Nachdem das Ende des Feldzugs erschienen, und auch die Friedenspräliminarien zwischen Oesterreich und Frankreich zum Abschlusse gediehen waren, reiste Eugen unverrichteter Sache am 3. Oktober nach Wien zurück, und Leopold mißvergnügt nach Dessau. Beide hatten einander zum letztenmale gesehn; Eugen kam nicht wieder zum Heere, sondern verschied im April 1736. zu Wien fast ohne Krankheit den Tod des Alters.

Der König war insgeheim wohl zufrieden, daß Leopold in seinem Vorhaben gescheitert, wie ihm denn schon genug mißfiel, seinen Feldmarschall auch nur dem Namen nach mit Kaiser und Reich zu theilen, besonders jetzt, da er täglich mehr Ursache

zu haben glaubte, dem Kaiserlichen Hofe zu grollen. Seckendorf war bei dem Reichsheere, und konnte von dorther auf die Verhältnisse in Berlin nur unvollkommen einwirken, und es hatten sich zwischen den beiden Höfen unterdeß viele Mißverhältnisse gehäuft. Man schonte von österreichischer Seite damals der besten und nützlichsten Freunde nicht. Auch Leopold wurde tief beleidigt durch eine Verfügung des Hofkriegsrathes zu Wien, welche den gothaischen Truppen das Fürstenthum Anhalt zu Winterquartieren anwies. Der König reizte Leopold durch seine Scherze darüber noch mehr auf, war aber im Grunde selbst durch den Mangel an Rücksicht, welche jene Verfügung zeigte, empfindlich verletzt. Er beklagte sich bitter über die Art, wie ihn der Wiener Hof behandle, und sagte, indem er auf den Kronprinzen zeigte: „Da ist Einer, der mich einmal rächen wird!“ Von dem Kronprinzen war schon bekannt, daß der Anblick des Kaiserlichen Heers in dem unthätigen Feldzuge von 1734. ihm eine geringe Meinung von der Macht und den Waffen des Kaisers beigebracht. Leopold konnte nicht bewogen sein, dieser Geringschätzung allzubeflissen entgegenzuarbeiten, und so lag in diesem Zusammenflusse von übeln Eindrücken und mißbereiteten Stimmungen vielleicht der erste

Keim zu den Kriegen, welche späterhin ausbrachen! Dem Kronprinzen schloß sich Leopold als dessen Lehrmeister im Kriegsfache mehr und mehr an; er unterrichtete denselben nicht nur durch unmittelbare Anleitung, indem er stets, was irgend vom Kriegswesen Wichtiges vor Augen kam, ihm bemerklich machte und erläuterte, sondern er ließ sich auch angelegen sein, durch schriftliche Abfassungen dem mündlichen Unterricht nachzuhelfen. Schon früher hatte er zu solchem Behuf die Tagesbefehle des Feldzuges von Stralsund und Rügen nach ihrer Folge zusammendrucken und durch Plane erläutern lassen. Den Angriff einer Festung arbeitete er gleichfalls in der Art aus, daß er Tag für Tag angab, was geschehn sollte, gleichsam als ertheile er einem Untergebenen die erforderlichen Befehle; der Kronprinz erwähnt in den Briefen an seinen Vater noch späterhin 16. Plane solcher Art, die Leopold ihm gesendet habe. Das vertrauliche Verhältniß zu dem Kronprinzen blieb nicht unbemerkt, man sah voraus, daß Leopold unter der künftigen Regierung allen Machteinfluß an sich bringen würde; dem Könige wurde manches Mißfällige darüber beigebracht, doch ohne weiteren Erfolg, als daß hin und wieder verdrießliche Aeußerungen darüber vorfielen. Der König hielt im Sommer

1736. über seine Truppen bei Magdeburg Musterung, und reiste dann zu gleichem Zwecke nach Preußen, bei welchen Anlässen Leopold wie sonst in gewohntem Ansehn und Vertrauen ihn begleitete.

Nachdem schon früher der Herzog von Braunschweig-Bevern, dann der Prinz Eugen, und im Mai des Jahres 1737. auch der Herzog von Würtemberg mit Tode abgegangen, blieb Leopold als der einzige, und nun unbestreitbar erste Reichsfeldmarschall zurück. Kaiser Karl VI. aber wünschte seinen Schwiegersohn, den Herzog Franz von Lothringen, der inzwischen durch die Friedenspräliminarien zum Großherzog von Toscana bestimmt worden, und künftig sein Nachfolger im Reiche sein sollte, zum Reichsfeldmarschall befördert zu sehn, und richtete daher an Leopold die Bitte, sich selbst noch mit der zweiten Stelle zu begnügen, und dem Herzoge die erste einzuräumen. Aus Ehrerbietung für das Reichsoberhaupt und in Rücksicht der hohen Verhältnisse, welche kaum eine Nebenbuhlerschaft mit dem Herzoge gestatteten, gab Leopold dem Ansuchen des Kaisers willig nach, und behielt sich nur seine Rechte für diejenigen Fälle vor, wo der Herzog verhindert würde, selbst den Oberbefehl zu führen. Bald jedoch mußte er zu seinem großen Mißvergnügen den Bruch dieser Bedingung

erfahren, denn als der Herzog im April 1738. zu dem Heere nach Ungarn abreiſte, übertrug er den Oberbefehl des noch bis zum völligen Friedensſchluſſe, der erſt im November 1738. zu Stande kam, verſammelten Reichsheeres, ſo wie die Aufſicht über die Reichsfeſtungen Philippsburg und Kehl, dem Fürſten von Hohenzollern-Hechingen als ſeinem Stellvertreter, obwohl derſelbe nur erſt Generallieutenant des Reichs, und im öſterreichiſchen Dienſte General der Reiterei war. Die Sache machte ſogar beim Reichstage großes Aufſehn; der König von Preußen nahm die Zurückſetzung ſeines Feldmarſchalls ſehr übel, und Leopold ſelbſt that nachdrücklich Einſpruch, doch mußte er ſich mit den Entſchuldigungen und Ehrenerklärungen des Kaiſers diesmal zufrieden geben. Erſt im Jahre 1745. in ſeiner letzten Lebenszeit, als der Herzog nach dem Tode Kaiſer Karls VII. zum Kaiſer gewählt worden, konnte Leopold in ſein volles Recht eintreten, und auch da hatte er noch das Anſinnen eines deutſchen Hofes abzulehnen, der wiederum den Vorrang für einen ſeiner Prinzen zu erlangen wünſchte.

Im Juli 1738. begleitete Leopold den König und den Kronprinzen zu einer großen Truppenſchau nach Kleve, wo 30,000. Mann gemuſtert wurden.

Im folgenden Jahre geschah in gleicher Absicht eine Reise nach Preußen, wo bei Welau ein Lager zusammengezogen war. Unter gewohnten Beschäftigungen und Arbeiten vergingen die Zwischenzeiten theils in Berlin, theils in Dessau. Am 10. November 1739. geschah in Potsdam die Vermählung des Markgrafen Friedrich von Schwedt mit der Königlichen Prinzessin Sophie Dorothea; späte Erfüllung früher Wünsche, zu einer Zeit und unter Umständen, die dem Ereignisse wenig von der Bedeutung übrig ließen, in welcher dasselbe sich ehmals gezeigt hatte! Der Schauplatz am Hofe hatte in der letzten Zeit große Veränderungen erfahren, und größere noch waren im Anzuge. Alle Plane und Ansichten hatten sich nach andrer Richtung gestellt. Seckendorf war nach dem Feldzuge am Rhein nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt. Der Kaiser hatte ihn im Jahr 1737. zum Feldmarschall ernannt, und an die Spitze des Heeres gestellt, welches in Ungarn gegen die Türken focht; wegen der unglücklichen Kriegserfolge aber war er zur Untersuchung gezogen, und auf die Festung nach Grätz in Gewahrsam gebracht worden. Grumbkow, dieses Beistandes beraubt, hatte nur mit Mühe sein Uebergewicht behauptet; er suchte neue Verbindungen anzuknüpfen, und

auch den Kronprinzen für sich zu gewinnen, allein dies gelang nur unvollkommen, er fand sich nach allen Seiten übel verwickelt, sein Ruf war bedenklichst angegriffen, und Mißmuth und Krankheit drückten ihn zu Boden. Er starb im März 1739. als spätes Opfer eines Wettkampfs im Trinken, in welchen er sich einst mit dem Könige von Polen auf dessen Durchreise in Krossen eingelassen hatte; der König August nämlich dachte Grumbkows, dieser des Königs Geheimniß zu entlocken; der Zweck blieb unerreicht; die ungeheure Anstrengung aber wurde beiden Theilen zum Verderben; der König starb an den Folgen bald nachher in Warschau, Grumbkow verlebte noch sechs Jahre in stetem Siechthum, bis er zuletzt ganz erlag. Der König Friedrich Wilhelm beklagte anfangs den Verlust dieses Staatsmannes ungemein, als er aber dessen hinterlassene Papiere durchgesehn, und Beweise von seiner Unredlichkeit gefunden zu haben glaubte, sprach er in der Tabagie mit höchstem Unwillen von ihm, und niemand übernahm des Verstorbenen Vertheidigung.

Leopold stand nun allein an der Seite seines Königlichen Herrn und Freundes; allein dieser selbst war bereits dem Ziele seiner Regierung nahe. Schon auf der letzten Reise nach Preußen hatte

Friedrich Wilhelm durch bedeutende Krankheitsanfälle sehr gelitten. Der Winter brachte seiner zerstörten Gesundheit keine wesentliche Besserung, und im Frühjahre 1740. wurde sein Zustand immer schlechter. Leopold meldete ihm in dieser Zeit, in Wien sollten die Kaiserlichen Regimenter um zwei Drittheile vermindert werden, und rieth einige tausend Mann zur Vermehrung des preußischen Heeres dort anzuwerben, allein der König war schon so schwach, daß er auf den sonst höchstwillkommnen Vorschlag nur antwortete, er sei dem Tode nahe, und habe alles seinem Sohne gesagt. Auf die Nachricht von dem lebensgefährlichen Zustande des Königs eilte Leopold am 30. Mai von Dessau nach Potsdam, wo er am nämlichen Tage eintraf, und von dem Könige als treuer, alter Freund zärtlichst empfangen wurde. Am folgenden Tage befand sich der König sehr schlecht, ließ sich aber dennoch an ein Fenster bringen, und befahl, die Pferde seines Marstalls im Hofe vorzuführen. Er hieß Leopold und den Generaladjutanten von Hacke jeden sich ein Pferd wählen; Leopold schien ihm zu schlecht gewählt zu haben, und er selbst suchte demselben ein besseres aus; er sagte, er gebe das Pferd als ein vom Dienst ausscheidender Oberst dem ältesten Feldmarschall, und fügte noch das Geschenk eines

prächtigen Sattels und eines Paars kostbarer Pistolen hinzu. Dann nahm er von Leopold zärtlichst Abschied, und entließ ihn mit allen Uebrigen, um seine letzten Augenblicke Gott zu widmen. Er starb noch desselbigen Tages, ergeben, sagt Friedrich der Große, wie ein Christ, und standhaft wie ein Weiser.

Mit der Thronbesteigung König Friedrichs II. erhob sich eine neue Gestalt der Dinge, deren Entwickelung man weit entfernt gewesen war zu ahnden. Der junge Fürst, der jetzt die Regierung antrat, war von Wenigen eigentlich gekannt; man hatte seinen wahren Karakter und Werth in den Verhältnissen, in welchen theils offenbarer Zwang, theils heimliche Freiheit, ihn seiner ruhigen Fassung entäußerten, nicht zu beurtheilen vermocht. Zwar wußte man, daß er mit strengem Eifer die genaueste Erlernung alles dessen betrieben, was irgend in das Kriegsfach einschlug, daß er sein Regiment in trefflicher Ordnung und Uebung erhalten, und auf alle Weise sorgsam jeder Dienstobliegenheit vorgestanden, allein man hielt alles dieses bloß für Ergebung in den väterlichen Sinn und Willen, und glaubte ihn selbst dem Kriegswesen abgeneigt, und einzig der französischen Schöngeisterei zugethan. Groß war daher das Erstaunen,

als man den nunmehrigen König seine gewohnte Beschäftigung mit den Truppen nicht nur eifrigst fortsetzen, sondern auch das bereits 100,000. Mann starke Heer mit 15. neuen Bataillons noch vermehren sah. Auch Leopold, dessen Scharfblick sonst nicht leicht getäuscht wurde, mußte seinen Irrthum gewahr werden, und durfte sich freuen, den kriegerischen Geist des vorigen Herrschers unter dem jetzigen fortdauern zu sehen. Leopold wurde in allen seinen Würden und Aemtern bestätigt, und reiste sogleich nach Magdeburg und Halle, wo er die Truppen dem neuen Könige schwören ließ. Sein schönes Regiment führte er selbst bei diesem Anlasse vor die Stadt auf das freie Feld, und hielt nach geschehener Eidesleistung feierlich seinen Wiedereinzug. Er kehrte nach Potsdam zurück, um daselbst in der Garnisonkirche dem feierlichen Leichenbegängnisse des verstorbenen Königs beizuwohnen, er selbst und der Herzog von Holstein-Beck führten dabei den jungen König in ihrer Mitte. Leopolds Ansehn schien bei der Wendung, welche die neue Regierung nahm, nur noch höher steigen zu müssen. Schon bisher stand er als gewaltiger Führer im preußischen Heere sonder Gleichen; er hatte die Preußen vor dem Feind überall zum Siege geführt, im Frieden fast unbeschränkt

in dem Heere geschaltet; die Truppen sämmtlich sahen ihn als ihr gefürchtetes Haupt an, ihre kriegerische Erziehung hatten sie größtentheils von ihm; Beförderung und Ruhm der Offiziere wurde durch sein Urtheil bestimmt; in allen Regimentern hielten sich ergebene Anhänger fest an ihn, als bei welchem allein Heil und Glück zu finden war. Aber auch in dieser Beziehung sollte der Anschein diesmal getäuscht haben. Friedrich schätzte in Leopold den heldenmüthigen Krieger, den Ordner des Heers, den Begründer so vieler Kriegstüchtigkeit; aber den Menschen in ihm liebte er nicht, nicht seine grausame Strenge, nicht seine rauhen Sitten, seine herrische Gewaltsamkeit. Friedrich führte sogleich eine sanftere Behandlung bei den Truppen ein, und verbot das unmäßige Schimpfen und Schlagen; indem er auf diese Weise die Soldaten zu den Offizieren, und diese zu den Generalen, in ein günstigeres Verhältniß stellte, hielt er selbst sich zu den letztern in minderer Vertraulichkeit, als sein Vater gethan. Auch Leopold mußte bald gewahr werden, daß er dem Könige minder nah stehe. Der erste wichtige Schlag aber, der wider sein Erwarten und gegen seinen Sinn geschah, war die Ernennung des Generals von Schwerin, der zugleich mit seinem Bruder in den Grafenstand er-

hoben wurde, zum Feldmarschall. Schwerin war fast in allen Dingen, die Kriegskunde und Tapferkeit abgerechnet, in welchen er jeden Wetteifer bestehen konnte, das Gegentheil von Leopold, sanft und menschenfreundlich in seinen Empfindungen, einnehmend in seiner äußeren Erscheinung, feingebildet im geselligen Verkehr. Leopold und sein zahlreicher Anhang befeindeten ihn heftig, und suchten ihm auf alle Weise bei dem Könige zu schaden. Durch das ganze Heer erstreckten sich in geheimer Spaltung gleichsam zwei Partheien, von welchen die Parthei Leopolds in allen überwiegenden Vortheilen althergebrachten Besitzes war, und des herrschenden Augenblicks nur vorübergehend zu entbehren schien. Nach mancherlei Vorgängen aber, in welchen deutlich genug wurde, daß der König in seinem Feldherrn keinen Lehrmeister mehr wolle, noch dessen Meinung unbedingt der eignen Einsicht vorziehe, entstand eine große Kälte zwischen Beiden, und Leopold ließ in seinem Eifer, sich am Hofe zu zeigen, sehr nach.

Am 20. Oktober 1740. starb der Mannsstamm des Hauses Habsburg mit Kaiser Karl VI. aus, ein Ereigniß, welches alsbald die Mächte von Europa in Bewegung setzte. Seine Tochter Maria Theresia sollte dem Kaiser, der pragmatischen Sank-

tion

tion gemäß, in allen seinen Erbreichen nachfolgen. Allein jenes Hausgesetz, dessen Anerkennung Karl VI. mit großen Mühen und Opfern bewirkt hatte, zeigte sich als eine nur schwache Gewähr. Von mehreren Seiten erhoben sich Ansprüche sowohl auf das Ganze der Erbschaft, als auf einzelne Theile derselben. Friedrich II. säumte nicht, sein Recht auf einige schlesische Fürstenthümer geltend zu machen, und beschloß, da von Unterhandlungen wenig zu hoffen war, mit den Waffen in der Hand in Schlesien einzufallen. Das Vorhaben des Königs fand bei den Ministern und Generalen, welchen er dasselbe zuerst mittheilte, nur Zweifel und Widerspruch. Besonders zeigte sich Leopold aufgebracht und entrüstet; er hatte für unmöglich gehalten, daß in Preußen solch ein Gedanke ohne sein Mitwissen entstehen dürfte, er fand sich in seinem wohlerworbenen, anerkannten Ansehn beleidigt, und überdies in seinen innersten Empfindungen verletzt. Das österreichische Heer war ihm nahverwandt wie das preußische; beiden zugleich angehörend hatte er seinen ersten Kriegsruhm erfochten. Dem Kaiserlichen Hause war er vielfach zugethan und verpflichtet, und nie hatte er sich träumen lassen, daß er demselben jemals in kriegerischer Feindschaft gegenüberstehn sollte. Den Oberbefehl aber, wel-

chen zu führen unter solchen Umständen ihn zwar schmerzen doch auch reizen durfte, sah er sich keineswegs angeboten, und nichts deutete darauf, daß derselbe seinen Händen vertraut werden würde. Aus allen diesen Gründen war er dem Plane heftig entgegen, und versuchte zuerst durch sein feldherrliches Machtwort die ganze Sache gleich im Beginn zu unterdrücken. Er widersprach dem Könige mit allem Trotze des Besserwissens, und mahnte von dem thörichten Vorhaben mit der hochfahrenden Ueberlegenheit ab, welche das erfahrungsreife Alter dem jüngeren Muthe gegenüber so gern annimmt. Da dieses ohne Wirkung blieb, so weissagte er Unglück und Verderben. Einem Feldherrn solches Ruhmes und Ansehns gelang es leicht, durch seine Mißbilligung die Muthigsten mit Besorgniß zu erfüllen, er sprach so laut und rücksichtslos gegen das Vorhaben des Königs, daß dieser bedacht sein mußte, dem üblen Geiste, der sich unter den Generalen und höheren Offizieren zu verbreiten anfing, auf alle Weise wieder entgegen zu arbeiten. Man sprach von dem ungeheuern Mißverhältnisse beider Mächte, von der Trefflichkeit der österreichischen Truppen, von ihrer großen Ueberzahl. Schon, daß Leopold, wie bald verlautete, weder den Oberbefehl führen, noch überhaupt

den Feldzug mitmachen würde, schien von übler Vorbedeutung; man traute dem jungen Könige, wie früher keine Neigung, so jetzt wenig Fähigkeit für die Angelegenheiten des Krieges zu. Leopold begab sich in Folge dieser gespannten Verhältnisse nach Dessau. Hier vernahm er bald den wirklich erfolgten Anfang des kühnen Unternehmens. Der König war den 16. December mit 40,000. Mann in Schlesien eingefallen. Leopold sagte bei der Nachricht in Gegenwart seines Sohnes Moritz, der grade bei ihm war: „Das ist ein schlimmes, gefährliches Spiel, das er da spielt.“ Der Prinz fragte einwendend: Nun, hat er denn nicht Recht dazu? — „So viel, wie Du!“ antwortete jener. — Die Sache ging indeß rasch genug von Statten. Fast ohne Blutvergießen erfolgte die Besetzung des größten Theils von Schlesien, und im Januar des folgenden Jahres 1741., nachdem starke Kälte eingetreten, nahmen die Truppen daselbst ruhig ihre Winterquartiere. Desto ernstlicher aber schien der nächste Feldzug werden zu müssen, in welchem die leichte Eroberung gegen die inzwischen gesammelte österreichische Heeresmacht behauptet werden sollte. Friedrich kam zu Ende des Januars aus Schlesien nach Berlin zurück, um sich zu dem bevorstehenden Kampfe nachdrücklicher zu rüsten. So wichtigen

Entscheidungen entgegengehend wünschte er der Einsicht und Mitwirkung seines erfahrensten Feldherrn nicht länger zu entbehren. Er berief demnach Leopold zu sich nach Berlin, und dieser, nachdem die Sachen ohne sein Zuthun einmal diesen Gang genommen, fand kein Bedenken mehr, seinen kriegerischen Eifer dem Begonnenen zu widmen. Bedeutende Verstärkungen, welche vor dem Abzuge regelmäßig von Leopold gemustert wurden, gingen nach Schlesien; der König selbst behielt sich den Oberbefehl dort vor; doch während er Leopold von dem eigentlichen Schauplatze der Kriegsbegebenheiten geflissentlich entfernt hielt, wußte er dessen Kraft und Ansehn auf andrer Seite trefflich zu gebrauchen. Die Höfe von Dresden und Hannover zeigten gegen Preußen höchst unsichre Gesinnung, und der König beschloß gegen diese Mächte, zur Sicherung seiner Staaten, während er selber tief in Schlesien beschäftigt wäre, ein Beobachtungsheer von 30,000. Mann in der Mark zusammenzuziehen. Den Oberbefehl über dieses Heer empfing Leopold, welcher, nachdem er zur Bestellung seiner eignen Angelegenheiten kurze Zeit in Dessau verweilt, vom 11. März an in Berlin allen kriegsthätigen Eifer entfaltete, jene Truppenmacht schlagfertig aufzustellen. Sein eignes Re-

giment rückte aus Halle dazu herbei. Im Anfange des April schlug er sein Lager zwischen Genthin und Brandenburg auf. Seine Gemahlin mit den unvermählten Prinzessinnen und jüngeren Prinzen nahm für die Dauer des Lagers ihre Wohnung auf der Domprobstei zu Brandenburg; die älteren Prinzen, Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, dienten bei dem Heere des Königs in Schlesien. Schon am 8. März hatte Leopold Maximilian die Festung Groß-Glogau durch rühmliche Waffenthat erobert. Am 10. April gewann der König die Schlacht von Molwitz, welchen Sieg Leopold in dem Lager von Genthin durch ein Tedeum und den Donner des Geschützes feierte; einigen Antheil an demselben durfte er sich auch in der Ferne gewissermaßen zurechnen; die Trefflichkeit des durch ihn gebildeten Fußvolks hatte sich im höchsten Glanze gezeigt. Ihm persönlich wurde diesmal keine Gelegenheit zu kriegerischen Thaten. Dafür ließ er desto eifriger den ganzen Sommer hindurch seine Truppen in unaufhörlichen Waffenübungen ausrücken. Auch errichtete er während dieser Zeit sechs Schwadronen Husaren, welcher Waffengattung im preußischen Heere, gegenüber den zahllosen Schwärmen leichter Reiterei des Feindes, ein fühlbarer Mangel war; anfangs gab er diesen Hu-

saren Lanzen, die aber bald mit dem zweckmäßigeren Säbel vertauscht wurden. Mit glücklichstem Erfolge war die thätige Sorgfalt des Königs bemüht, die bisher gegen das Fußvolk so sehr verabsäumte Reiterei zu gleichem Grade der Abrichtung und Zuverlässigkeit zu erheben. Leopold, wenn auch eifrig zu diesem Zwecke mitwirkend, blieb darum nicht minder seiner eingewurzelten Vorliebe für das Fußvolk getreu. Im September wurde das Lager von Genthin nach Gröningen an die sächsische Gränze verlegt, im Oktober aufgehoben, und die Truppen in die Winterquartiere vertheilt, indem durch die Uebereinkunft vom 27. September zu Hannover zwischen Frankreich und Großbritannien jede Besorgniß auf dieser Seite für Preußen schwinden durfte. Der König berief nun Leopold nach Schlesien, wo der Feldzug durch die Belagerung von Neiße beschlossen wurde, die jedoch kein merkwürdiges Ereigniß darbieten konnte, da die Vertheidigung, in Folge schon eingeleiteter Friedensverhandlungen, bloß zum Scheine geschah, und die Uebergabe, welche nach 12. Tagen am 30. Oktober Statt fand, schon im voraus mit dem österreichischen Feldherrn Grafen von Neipperg verabredet worden war. Die Anstalten des Angriffs hatte der Prinz Dietrich von Anhalt-Dessau ge-

führt. Leopold besichtigte nach der Einnahme mit dem Könige die Festungswerke, die nach seiner Angabe sogleich mit neuen Arbeiten verstärkt wurden. Hierauf begleitete er den König nach verschiedenen Orten, die er in dem eroberten Lande zu sehn wünschte, und endlich nach Breslau, wo dem neuen Herrscher von der Bürgerschaft die Huldigung geleistet wurde. Von Berlin, wo er sich von dem Könige beurlaubte, kehrte Leopold nach Dessau zurück. Während des Winters errichtete er daselbst, nach besonderem Auftrage des Königs, zwei Mineurkompanieen, wozu die nöthige Mannschaft aus den Bergleuten des Harzes geworben wurde.

Die Friedensverhandlungen, in deren Erfolg man keinen Zweifel gesetzt hatte, zerschlugen sich gleichwohl wieder, und das Jahr 1742. begann unter neuen Kriegsaussichten. Das deutsche Reich hatte den Kurfürsten von Baiern als Karl VII. zum Kaiser gewählt, und die preußischen Waffen, jetzt auf's neue dem, zwar nicht mehr österreichischen, Kaiserthum verbunden, erschienen wieder im Felde, gegen Oesterreich und dessen Verbündete die Wahl zu vertheidigen. Frankreich war zu gleichem Zwecke gegen Oesterreich aufgetreten, und Sachsen demselben Zuge gefolgt. Schon im Januar war der König zu dem Heere nach Schlesien abgegangen,

und darauf nach Mähren vorgedrungen; im März, als die Kriegsunternehmungen ernstlicher wurden, sandte er an Leopold den Befehl, einen Theil der Truppen, welche früher im Lager bei Genthin gestanden, nach Böhmen zu senden, wohin sich der Kriegsschauplatz indeß gezogen, mit dem größeren Theile aber selbst nach Oberschlesien zu rücken, wo auch die Truppen, welche sein Sohn Prinz Dietrich befehligte, seinem Befehl untergeordnet wurden. Am 2. April rückte Leopold mit den schnell wieder gesammelten Truppen von Berlin aus. Unterwegs aber traf ihn ein Eilbote des Königs, der ihn mit allen Truppen zu sich nach Böhmen berief. Leopold nahm seinen Weg, nach eingeholter Bewilligung des sächsischen Hofes, mit 8. Regimentern zu Fuß und 4. Regimentern zu Pferde in nächster Richtung durch die Lausitz. Während die Truppen allmählig fortrückten, verweilte er in Zittau, und wohnte daselbst einer bürgerlichen Hochzeit bei, wo er sich höchst vertraulich mit allen Leuten einließ, und Unterhaltung und Bewirthung trefflich rühmte. Inzwischen wurde seine Bestimmung nochmals verändert. Ein neuer Befehl des Königs hieß ihn die Herbeiführung der Truppen seinem Sohne Leopold Maximilian übergeben, und persönlich zu dem Könige nach Chrudim eilen.

Nach wenigen Tagen Aufenthalt ging er von hier, dennoch der anfänglichen Bestimmung wieder zugewandt, nach Oberschlesien ab, wo er die Befehlführung übernahm. Seine Anstalten zur Sicherung des Landes, die Aufstellung der Truppen, die Maßregeln zu ihrer Verpflegung, alles zeigte den alterfahrenen Meister, der in den kleinsten Anordnungen, über welche er mit Strenge hielt, zuletzt auch die größten, deren Ueberblick er nicht verlor, zu erreichen wußte. Seine vertheilten Truppenschaaren bildeten ein Ganzes gegenseitiger Deckung, durch welches die feindlichen Streifereien stets glücklich abgewehrt wurden. Dabei ließ er an der Befestigung von Neiße, von Brieg und andern wichtigen Punkten unaufhörlich arbeiten. Die ganze Provinz war durch seine Vorkehr in so guter Verfassung, daß der Feind bald verzichtete, nach dieser Seite irgend einen Schlag zu führen. Unter diesen Umständen forderte der König noch einen Theil der Truppen aus Oberschlesien nach Böhmen, wo sich alles zu einer großen Entscheidung anließ. Leopold sandte den General von Derschau mit 8000. Mann dahin, die jedoch erst nach der inzwischen vorgefallenen Schlacht eintrafen. Der König schrieb Leopolden, daß er am 17. Mai die Schlacht von Czaslau gewonnen, und

dessen Sohn Leopold Maximilian auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall ernannt habe. Leopold ließ wegen des Sieges ein feierliches Tedeum halten, und freute sich bei dem glücklichen Ereignisse noch besonders der auszeichnenden Merkwürdigkeit, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit in demselben Heere als Feldmarschälle dienten. Nach diesem Sieg erfolgte bald die Einstellung der Feindseligkeiten; der am 11. Juni zu Breslau geschlossene Frieden endete den ersten schlesischen Krieg, und bestätigte dem Könige den Besitz von Schlesien. Leopold ließ den Frieden am 22. Juni zu Neiße unter Trompeten- und Paukenschall bekannt machen. Der König kam sodann selbst dahin und bezeigte Leopolden seine Zufriedenheit; beide reisten hierauf zusammen nach Hause, der König nach Berlin, Leopold aber durch Sachsen ablenkend nach Dessau, wo er am 2. Juli eintraf. Hier empfing er bald darauf den von Kaiser Karl VII. an den Hof von Dresden gesandten bevollmächtigten Minister, der in gleicher Eigenschaft auch in Dessau beglaubigt war, eine nach damaligen Verhältnissen für Leopold besonders ehrenvolle Auszeichnung.

Das Jahr 1743. verging in Frieden für Preußen, während der Krieg zwischen Kaiser Karl VII. und Maria Theresia, und ihren beiderseitigen Ver-

bündeten, nachdrücklich fortgesetzt wurde. Am 27. Juni siegten bei Dettingen unter dem Könige von Großbritannien die vereinigten deutschen und englischen Truppen, welche für Oesterreich gegen den Kaiser und Frankreich die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion verfochten. In Preußen fanden unterdeß die gewohnten Waffenübungen Statt, die Befestigungsarbeiten in Schlesien wurden thätigst betrieben, und alles behielt auch im Frieden ein kriegerisches Ansehn. Die Truppen vereinten mit der trefflichsten Kriegszucht und schönsten Haltung, nun auch die stolze Freudigkeit kriegerischer Thaten und Erfolge, und nichts wurde verabsäumt, dem Heere die Vorzüge jeder Art, deren es theilhaft war, sorgfältig zu erhalten. Bei der großen Musterung von Magdeburg führte Leopold selbst sein Regiment dem Könige vor, und ärntete auch hier wieder Bewunderung und Beifall. Doch schon im folgenden Jahre, da für Preußen die Fortschritte Oesterreichs höchst bedenklich wurden, fand sich der König genöthigt, zur Unterstützung Kaiser Karls VII. abermals die Waffen zu ergreifen, und für den Besitz von Schlesien neue Gewährleistungen zu erfechten. In Gemäßheit eines zu Frankfurt am Main mit dem Kaiser, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von

Hessen-Kassel geschlossenen Bündnisses, welchem insgeheim Frankreich, Spanien und Schweden beitraten, rückte der König im August 1744. mit bedeutender Heeresmacht durch Sachsen auf's neue in Böhmen ein, und bemächtigte sich in kürzester Zeit des größten Theiles dieses Königreichs. Leopold war inzwischen ruhig in Dessau, und dachte diesmal ohne Antheil an den Kriegsgeschäften zu bleiben, als im September ein Befehl des Königs ihm unvermuthet die Statthalterschaft der Mark übertrug, zu deren Führung er sich alsbald nach Berlin begab; mit 17,000. Mann sollte er dieses Land und Magdeburg gegen feindliche Unternehmungen decken; alle Behörden waren seinem Befehl untergeordnet, alle Anordnungen seinem Gutdünken überlassen. Nach anfänglich raschem Erfolge nahmen indeß die Sachen in Böhmen eine unerwünschte Wendung. Der Prinz Karl von Lothringen eilte aus dem Elsaß mit einem bedeutenden Heere, welches die Franzosen, ihren gegebenen Versprechungen zuwider, ungeschwächt abziehen ließen, zum Schutze der österreichischen Erblande herbei, und zu diesem ließ der Hof von Dresden, mit Oesterreich jetzt verbündet, 20,000. Mann sächsischer Truppen stoßen. Friedrich mußte aus Böhmen zurückweichen, und sah sich alsbald sogar

in Schlesien angegriffen. Unter diesen Umständen berief er von Nachod aus schleunigst Leopold nach Schweidnitz, wo derselbe am 12. December eintraf. Der König fand sich veranlaßt, eine Weile vom Oberbefehl abzutreten, und dem alterfahrnen Feldherrn die Herstellung der kriegerischen Angelegenheiten zu übertragen, während er selbst nach Berlin eilte, um die politischen Verhandlungen dort unmittelbar zu leiten. Leopold erhielt demnach mit dem Auftrage, Schlesien und Glatz gegen feindlichen Einbruch zu decken, den Oberbefehl über das gesammte Kriegsheer. Der König ließ jedoch aus besondrer Absicht den Generalmajor Grafen von Schmettau bei ihm zurück. Leopold war diesem nicht gewogen, schon weil er es mit dem Feldmarschall Schwerin zu halten schien; er nahm denselben gleich nach des Königs Abreise in sein Kabinet, und sagte bedeutungsvoll zu ihm: „Herr General, ich weiß, Sie sind ein erfahrner Offizier, aber ich rathe Ihnen, es mit mir zu halten, welches auch zu Ihrem Vortheil sein wird.“ Schmettau's Antwort, so versprechend sie sein wollte, befriedigte den alten mißtrauischen Feldherrn nicht, der das Gespräch mit kalter Höflichkeit beschloß, und jenen von nun an als einen Feind betrachtete. Ueberhaupt mußte er im Heer eine andre Zusam-

mensetzung und Stimmung wahrnehmen, als er bisher gewohnt gewesen. Der König hatte viele Ausländer, ungerechnet die zahlreichen Schlesier, welche zu dem preußischen Dienst übergetreten waren, zu höheren Befehlshaberstellen befördert; anstatt der früheren Strenggläubigkeit wurde Freigeisterei bei den Offizieren vorherrschend; Leopold war unwillig, Personen und Sinnesweisen zu finden, die nicht mit seinem Ansehn und Einflusse zusammenhingen. Der Feind gab ihm indeß bald ernstere Beschäftigung. Der österreichische Feldmarschall Traun drang mit 20,000. Mann über Weidenau bis Neustadt und Jägerndorf in Schlesien ein, während der General Graf Wenzel von Wallis mit 12,000. Mann die Grafschaft Glatz überzog. Auf diese Nachrichten eilte der König von Berlin wieder nach Liegnitz, wo er am 28. December mit Leopold zusammentraf, in dessen Begleitung auch Schmettau dahin kam. Nachdem aber der König sich überzeugt, daß seine Gegenwart hier weniger als in Berlin nöthig sei, und Leopold den Sachen genüge, so hinterließ er diesem seine Befehle und Vorschriften, und kehrte selbst sogleich wieder in die Hauptstadt zurück. Schmettau bekam daneben den unangenehmen Auftrag, regelmäßig und genau von allen Vorgängen

dem Könige zu berichten; Leopold schien dergleichen zu vermuthen, und wurde gegen Schmettau nur um so mißtrauischer und kälter. Seine Anstalten waren übrigens vortrefflich, den Umständen angemessen, von wohlberechnetem Erfolg, doch aber, nach Leopolds Alter, Gewohnheit und eigenthümlicher Stellung, allzu peinlich und langsam in Vergleich des rascheren Schwunges, welchen das Heer durch den König bereits hatte kennen gelernt. Leopold konnte nie genug Truppen zusammenhäufen, nie genug Vorkehrungen treffen; die Genauigkeit, welche vor dem Feinde wie auf dem Uebungsplatze bei den geringsten Dingen beobachtet wurde, verschwendete Zeit und Kräfte in den Mitteln, auch wo sie aufhörten, noch wirklich als solche dem eigentlichen Zwecke zu entsprechen. Leopold sammelte seine Regimenter bei Neiße, um gegen den Feind nach Oberschlesien aufzubrechen, allein er wollte vorher die Füllung des in Neiße zu errichtenden Magazins abwarten, welche doch grade durch sein Verweilen, indem die Truppen täglich einen Theil der ankommenden Vorräthe wieder verzehrten, nie vollständig werden konnte. Man beschuldigt ihn sogar, er habe durch sein Stehenbleiben nichts anders bezweckt, als der Errichtung des Magazins hinderlich zu sein, aus Feindschaft gegen

den in Schlesien die Staatsverwaltung führenden Minister von Münchow, dem dann die Verzögerung zur Last fallen sollte. Nach wiederholten Befehlen des Königs mußte Leopold sich endlich gleichwohl in Bewegung setzen, und brach am 9. Januar 1735. mit 36,000. Mann nach Oberschlesien auf. Am 12. traf er bei Neustadt eine feindliche Heeresabtheilung, die auf einer Anhöhe festen Fußes den Angriff erwarten zu wollen schien. Er besichtigte die feindliche Stellung, ordnete seine Truppen sogleich in Angriffslinien, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels, zog den Degen, und rief selbst das Befehlwort: „Vorwärts, marsch!" Er ließ die Truppen mit aller Strenge, erzählt der Hauptmann Graf von Schmettau in der Lebensgeschichte seines Vaters, die pünktlichste Ordnung und gleichen Tritt halten, und sobald ein Mann in der Linie vorprallte oder zurückblieb, schalt er mit den größten Flüchen, wobei sowohl er als sein Sohn Leopold Maximilian immer die Linie auf und ab galoppirten, um die schärfste Richtung, wie auf dem Exercirplatze, zu behaupten. Als die Preußen in dieser Ordnung bis auf 600. Schritt an Neustadt herangekommen waren, zogen sich die Oesterreicher eiligst aus ihrer Stellung zurück, und es kam nur zwischen den beiderseitigen

Husaren

Husaren zu einigem Geplänkel. Von rascher Verfolgung des Feindes, von abschneidendem Zuvorkommen, wollte Leopold nichts hören; er liebte, mit eigensinniger Pünktlichkeit gradezu in mörderische Entscheidung vorzugehn, und liebte gar nicht, nach fremden Vorschlägen sich zu richten. Nachdem er zwei Tage bei Neustadt gelagert, rückte er am 15. Januar gegen Jägerndorf, wo der Feind ebenfalls im Anfange die gutbesetzten Anhöhen vertheidigen zu wollen schien. Der Rückzug kam aber auch diesmal dem Angriffe zuvor. Leopold ließ den weichenden Feind durch einige Truppen unter dem General von Nassau über Troppau nach Mähren verfolgen, und ging mit der übrigen Heeresmacht nach Neiße zurück, wo er am 24. Januar eintraf. Der Markgraf Karl von Brandenburg kam inzwischen ebendaselbst an, um die Befehlführung über die Truppen in Oberschlesien zu übernehmen; einem Befehle des Königs zufolge mußte Schmettau ihn begleiten. Leopold ließ letzteren rufen, und sagte ihm in Gegenwart des Markgrafen: „Herr General, der König befiehlt, daß Sie mit dem Markgrafen nach Oberschlesien gehn sollen, und ich befehle Ihnen, daß, sobald Sie dort ankommen, Sie sogleich 300. bis 400. Wagen zusammenbringen, und sie hieherschicken, um Getraide für die

Truppen Seiner Königlichen Hoheit zu laden." Schmettau versetzte, er werde dem Befehle gehorchen, wenn indessen bei Troppau keine wichtige Veränderung eingetreten, so werde man dort alles im Ueberflusse finden, und keine Zufuhr nöthig haben. Leopold warf einen drohenden Blick auf ihn, ohne diesmal noch ein Wort hinzuzufügen. Nach zwei Tagen aber, als Schmettau mit dem Markgrafen zu seiner Bestimmung abging, wiederholte Leopold jenen Befehl, und nahm Zeugen, daß er ihn gegeben. Seine Absicht konnte dabei nur sein, den Minister von Münchow durch schnelleren Abgang der für Neiße bestimmten Vorräthe in Verlegenheit zu bringen. Er zürnte seinen Untergebenen, welche durch unzeitigen Einwand seinem Sinne widersprachen. Indeß war gegen die Augenscheinlichkeit der Dinge nichts auszurichten; der Markgraf schrieb gleich nach seiner Ankunft, es sei an Lebensmitteln in Troppau der größte Ueberfluß, und die Wagensendung unterblieb, ohne daß Leopold etwas darüber sagen konnte. Noch einen Verdruß andrer Art hatte er zu bestehn. Des Königs Befehl zufolge sollte der General von Lehwald mit 10,000. Mann in die Grafschaft Glatz einrücken, und dieselbe vom Feinde reinigen. Leopold hätte diesen Auftrag seinem Sohne Moritz

gern zugewandt, allein die Ausführung war nicht aufzuschieben, und ehe die gewünschte Veränderung eintreten konnte, hatte Lehwald am 13. Februar bei Habelschwert den General Grafen Wenzel von Wallis gänzlich geschlagen, und unmittelbar darauf die ganze Grafschaft mit seinen Truppen wieder besetzt. Schlesien war auf diese Weise völlig wieder vom Feinde befreit.

Inmitten dieser Vorgänge wurde Leopold im Hauptquartier zu Neiße durch die unglücklichste Nachricht von Hause hart getroffen. Am 8. Februar kam ein Eilbote aus Dessau, und meldete, daß am 5. die Fürstin bedeutend erkrankt sei; einige Stunden später kam ein zweiter mit der Nachricht on ihrem Tode. Sie war 68. Jahr alt geworden. Leopold hatte niemals einen härteren Schlag erfahren, als diesen durch den unvermutheten Verlust der geliebten Gattin, der theuren Lebensgefährtin. Sein tiefstes Gefühl blieb indeß auch hier an den rauhesten Ausdruck gebannt; ihm stand nur Eine Sprechweise für all sein Inneres zu Gebot. Seine beiden Söhne Leopold Maximilian und Moritz befanden sich grade bei ihm in Neiße, der letztere krank daniederliegend. Mit heulendem Ungestüm drang er in das Krankenzimmer, und verkündete die Unglücksbotschaft, indem er zwi-

schen Greinen und Schluchzen ausrief: „Moritz, der Teufel hat deine Mutter geholt!“ Was ihm bei solchen Worten zu empfinden möglich war, zeigte sein tiefer Kummer. Tagelang verließ er das Zimmer nicht, er weinte und wehklagte beständig, kein Schlaf kam in seine Augen, kaum daß er einige Nahrung genießen mochte. Er kam zusehends von Kräften, und sein Zustand erfüllte mit Besorgniß. Nur die Kriegsangelegenheiten konnten ihn zu einiger Thätigkeit zurückrufen, ihrer Anforderung vermochte er sich nicht zu entziehn. Gab es auch vor dem Feinde keine Beschäftigung, so ging doch dieselbe in den inneren Verhältnissen des Heeres nicht aus. Ein an sich unbedeutender Vorgang, den die schon erwähnte Lebensgeschichte Schmettau's erzählt, läßt einen Blick in die Stellung und das Verfahren thun, zu welchen Leopolds Mißtrauen damals gebracht war. In der Mitte des Februars erhielt Schmettau vom Könige den Befehl, sich nach Glatz zu dem General von Lehwald zu verfügen; er selbst wußte nicht, was er dort solle, und konnte deßhalb auch Leopolden, bei dem er in Neiße durchreisend sich meldete, keine Auskunft darüber geben. Dieser indeß glaubte, Schmettau wolle nur nicht, und hierdurch erbittert, befahl er heimlich dem

Postmeister, erst nach einigen Stunden dem General die verlangten Pferde zu geben, und sandte selber indeß einen Adjutanten eiligst nach Glatz voraus, um dort den Zweck von Schmettau's Reise zu erfragen. Doch weder Lehwald, noch der unter ihm stehende General von Fouqué, welcher von Seiten des Königs ein besonderes Vertrauen genoß, wußten das Geringste davon. Vier Stunden später kam endlich Schmettau nach Glatz, und die Ungewißheit blieb dieselbe. Leopolds Adjutant mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Erst am folgenden Tage brachte ein Brief des Königs an Lehwald den ersehnten Aufschluß, Schmettau werde nach Glatz kommen, und habe dort die Quartiere der Truppen und deren Vorposten in neuer Aufstellung anzuordnen. Nach vollendetem Geschäft reiste Schmettau durch Neiße wieder zurück, und konnte nunmehr Bericht von allem geben, doch ohne Leopolds einmal gefaßten Groll zu besänftigen. In Troppau hatte man schon das Gerücht gehabt, Schmettau sei bei seiner Ankunft in Glatz gefangen genommen, und auf die dortige Citadelle gebracht worden; solcher schlimmen Deutung erlag gleich alles, was dem Uebelwollen des alten Fürsten ausgesetzt erschien.

Die politischen Angelegenheiten hatten inzwischen eine neue Gestalt gewonnen. Kaiser Karl VII. war am 20. Januar 1745. gestorben. Man hoffte den Krieg zwischen dem Könige von Preußen und der Königin von Ungarn nun baldigst geendet zu sehn, da dessen eigentlicher Zweck mit jenem Todesfall erloschen. Allein Maria Theresia glaubte den Zeitpunkt günstig, um Schlesien wieder zu erobern, und Friedrich war genöthigt, für die Erhaltung seines errungenen Besitzes mit neuen Streitkräften im Felde zu erscheinen. Mit dem Frühjahr setzte sich alles in Bewegung. Der König kam den 26. März nach Neiße, und bezeigte Leopolden über seine Befehlführung die größte Zufriedenheit. In der That hatte derselbe, ungeachtet seiner langsamen und oft unnöthigen Maßregeln, der Sache des Königs in diesem Feldzuge trefflich gedient. Waren auch nicht alle Vortheile, die möglich gewesen, durch ihn erreicht, so hatten seine Vorkehrungen dagegen auch jeden Unfall abgewehrt, und durch Kraft und Nachdruck, die seinen kleinsten Handlungen inwohnten, auf die Truppen vortheilhaft gewirkt. Leopold hatte schriftlich bereits die Erlaubniß nachgesucht, sich für einige Zeit nach Dessau zu begeben, und erhielt dieselbe jetzt von dem Könige selbst, zugleich aber den Auf-

trag, abermals ein Beobachtungsheer in der Gegend von Magdeburg zusammenzuziehn, da sowohl Hannover, als besonders auch Sachsen neuerdings gegen Preußen eine bedrohende Haltung annahmen. Leopold verließ im April Schlesien, und begab sich nach Hause, nicht aber nach Dessau selbst, weil er den Ort, wo seine Gemahlin gestorben, in seiner Betrübniß nicht sehen mochte, sondern wählte zum Aufenthalt das Lustschloß Oranienbaum. Ungeachtet seiner geschwächten Gesundheit unterzog er sich theils hier, theils in Magdeburg, wohin er häufig reiste, allen kriegerischen Arbeiten. Die Truppen kamen alsbald bei Magdeburg zusammen, nahmen am 12. August ein Lager bei Gattersleben, dann am 26. bei Wiesigke, und nachdem eine Uebereinkunft mit Hannover, die am 26. August geschlossen worden, von dieser Seite Sicherheit gegeben, zog am 31. August die ganze Macht nach Dieskau bei Halle, gegen die sächsische Gränze, wo sie viele Wochen unbeweglich im Lager stehen blieb. Eine ansehnliche sächsische Truppenmacht stand zwischen Merseburg und Leipzig; doch enthielt man sich beiderseits hier noch der Feindseligkeiten. Friedrich indeß führte den Krieg in Böhmen mit neuem Glück und Ruhm; am 4. Juni hatte er die vereinten Oesterreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg ge-

schlagen, und am 30. September gewann er über die Oesterreicher den Sieg bei Sorr und Trautenau. Durch die Verstärkungen, welche der Prinz Dietrich von Anhalt-Dessau und später der General von Gesler aus Böhmen herbeiführten, stieg inzwischen das Heer Leopolds bis zu 28,000. Mann. Die nahe Friedenshoffnung allein hielt den Hauptschlag, zu welchem diese Truppenmacht gegen Sachsen bestimmt war, gleichsam noch in der Schwebe. Die Uebereinkunft mit Hannover gewährleistete dem Könige den Besitz von Schlesien; auf dieser Grundlage schien, nach dem siegreichen Feldzuge in Böhmen, der Frieden, an welchem thätigst gearbeitet wurde, unzweifelhaft. Der Winter versprach wenigstens eine vorläufige Ruhe. Unter diesen Umständen wurde das Lager bei Dieskau den 15. Oktober wieder aufgehoben, und die Truppen kehrten in ihre verschiedenen Standorte heim. Leopold begab sich zuvörderst nach Dessau, dann aber zum Könige nach Berlin, wo er am 7. November eintraf. Schon Tages darauf aber, an welchem die eroberten Fahnen von Hohenfriedberg und Sorr in der Kirche aufgehangen wurden, gingen dem Könige geheime Nachrichten ein, welche plötzlich den kaum erhellten Gesichtskreis wieder verdunkelten. Im Augenblicke des größten Anscheins zum Frie-

den betrieb der Hof von Dresden, durch den Minister Grafen von Brühl geleitet, gegen Preußen den verderbenvollsten Streich. Während Friedrich durch Verhandlungen eingewiegt schien, sollten die unter dem Prinzen von Lothringen in Böhmen noch vereinigten Oesterreicher und Sachsen durch die Lausitz plötzlich in Schlesien einfallen, indeß zugleich ein andres Heer, zusammengesetzt aus 10,000. Oesterreichern unter dem General Grafen von Grünne und 25,000. Sachsen unter dem General Grafen Rutowski, über Leipzig eben so unvermuthet und rasch gegen Magdeburg und Berlin vordränge. Der König von Preußen schien durch einen solchen doppelten Ueberfall in das Herz seiner Länder ohne Rettung verloren, man theilte sich bereits in die Eroberungen. Allein Friedrichs Wachsamkeit wußte das Verderben, welches ihm bereitet wurde, zuvorkommend auf seine Feinde zurückzuschleudern. Er theilte die empfangenen Nachrichten zuerst Leopolden mit, der ihnen aber allen Glauben versagte, und mit Eigensinn und Trotz alle Gründe verwarf, welche der König für ihre Richtigkeit anführte. Nicht minder ungläubig erwies sich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Podewils. Als der König Leopolden gesagt, daß er ihm den Oberbefehl des Hee-

res, welches bei Halle neuerdings versammelt werden solle, wieder übertrage, konnte dieser zwar die Begierde, an der Spitze jener Truppen neuen Kriegsruhm zu ärnten, nicht verhehlen, aber ohne darum in der Hauptsache nachgiebiger zu werden. Der König mußte sein Ansehn gebrauchen, und ihm endlich mit aller Strenge befehlen, die nöthigen Anstalten zur schleunigsten Wiedererrichtung des kaum aufgehobenen Heereslagers bei Halle sogleich zu treffen. Friedrichs Plan war schnell gemacht. Leopold sollte von Westen her in Sachsen einbrechen, und den Truppen unter Grünne und Rutowski die Spitze bieten; er selbst wollte von Schlesien aus in die Lausitz einfallen, und dem Prinzen von Lothringen entgegengehn. Unbekümmert um die Erklärungen Rußlands, um die Gefahr selbst, in welche die Hauptstadt Berlin augenblicklich gerathen konnte, war Friedrich einzig bedacht, den Feind von beiden Flügeln her so schnell als möglich zu fassen, und mit äußerster Kraftanstrengung zu überwältigen; denn es galt hier zu siegen, oder alles zu verlieren. Leopold rieth anfangs dem Könige dringend ab, sein Heer in Schlesien selbst anzuführen, und nahm sich dabei solch anmaßliche Freiheiten heraus, daß der König die Eifersucht des alten Feldherrn zuletzt mit harten

Worten niederhalten mußte, und ihm trocken sagte, er habe beschlossen, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, und wenn er, der Fürst von Dessau, einmal selbst ein Kriegsheer unterhielte, so würde ihm dann auch freistehn, über dessen Befehlführung zu verfügen. Nachdem die Sachen einmal solchen Beschluß genommen, wandte Leopold sich, zwar mißvergnügt, doch darum nicht minder eifrig, zur Erfüllung des Auftrages, der ihm zu Theil geworden. Mit außerordentlicher Schnelligkeit wurden die Truppen auf's neue bei Halle zusammengezogen, am 20. November begab sich Leopold selbst dahin, und konnte gegen Ende des Monats die vollständige Heeresmacht mustern. Der König hatte sich inzwischen zu dem Heere nach Schlesien begeben, und nach einigen verstellten Bewegungen am 23. November unvermuthet in der Lausitz den Feldzug durch ein siegreiches Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf eröffnet, in Folge dessen die vereinigte Heeresmacht des Prinzen von Lothringen sich in großer Verwirrung wieder nach Böhmen zurückwandte.

Am 27. November empfing Leopold Nachricht von den glücklichen Fortschritten des Königs in der Lausitz, und zugleich den Befehl, nun auch seinerseits unverzüglich nach Sachsen vorzurücken. Er

setzte alles dazu in Bereitschaft, indem er zugleich über sein wahres Vorhaben den Feind zu täuschen suchte. Um glauben zu machen, er beabsichtige nur die Gränze zu decken, und wolle deßhalb wiederum rückwärts das Lager bei Wiesigke beziehen, ritt er am 28., begleitet von vielen Generalen, die Wege besichtigen, welche dorthin führen, nahm Rücksprache wegen der Verpflegung, und bestimmte ausführlich den Aufbruch der Truppenzüge. Am 29. aber in aller Frühe und tiefster Stille brach das ganze Heer von Halle, aus dreien verschiedenen Thoren, in der Richtung von Leipzig auf. Einige vorauseilende Reiterei jagte die sächsischen Reiterschaaren des Generals Sibilski vor sich her, und die gesammte Truppenmacht, in angestrengtem Marsche nachfolgend, gelangte um 3. Uhr nachmittags vor das verschanzte Lager der Sachsen bei Leipzig. Leopold ersah auf der Stelle dessen Schwäche, und obwohl die Truppen sehr ermüdet waren, befahl er dennoch sogleich den Angriff. Der General von Bredow mit 8. Schwadronen Reiterei drang zuerst ein, ihm folgte ein Theil des Fußvolks unter den beiden Prinzen Dietrich und Moritz von Dessau. Die Preußen übernachteten, zum Theil innerhalb derselben Verschanzungen, an der Seite der Sachsen, welche fast

ohne Widerstand wichen, und während der Nacht in der Richtung von Eilenburg völlig abzogen, wohin ihr Geschütz bereits vorausgegangen war. Am folgenden Tage besetzte Leopold nach kurzer Unterhandlung die Stadt Leipzig, und am Abend auch die Pleißenburg. Hierauf, am 1. December, sandte er einen Theil der Reiterei gegen Eilenburg vor, und folgte am 3. mit allen Truppen dahin nach. Am 4. December zog der Prinz Moritz an der Spitze von 400. Husaren vor Torgau, wo sich große Vorräthe, und in der Elbschanze etwa 100. Mann Besatzung befanden; am 5. wurde Torgau durch den General von Kalnein mit 4. preußischen Bataillons besetzt, und am 6. kam Leopold mit den übrigen Truppen dahin. Hier blieb er, mit sorgfältigen Verpflegsanstalten beschäftigt, einstweilen stehn. Am 9. aber empfing er vom Könige den Befehl, so schleunig als möglich nach Meißen vorzugehn, wohin der König seinerseits von Bautzen her den General von Lehwald mit 10. Bataillons und 10. Schwadronen vordringen ließ, um Leopolden die Hand zu bieten, und sich der Elbbrücke von Meißen zu versichern, welche für die Verbindung zwischen beiden Heeren von größter Wichtigkeit war. Lehwald drang über Königsbrück bis eine Meile von Meißen vor, allein die Elbe ging

stark mit Eis, und grade auf dieser Seite fehlte ein Stück der Brücke, von Leopold aber, auf der andern Seite, war noch nichts zu sehn. Seine Langsamkeit setzte die Ungeduld des Königs auf eine harte Probe; er hatte in 9. Tagen nur 9. Meilen gemacht; schlechte Wege und Schwierigkeiten in Herbeischaffung der nöthigen Wagen und Lebensmittel mußten die Schuld tragen. Friedrich aber ließ diese Entschuldigung nicht gelten; in Halle war ein Magazin zu Leopolds Verfügung, ein andres in Leipzig genommen gleichfalls, ein drittes in Torgau, das ganze Land überdies zu allen Leistungen seinem Gebot eröffnet; er hatte kaum noch einen Feind vor sich, denn die Oesterreicher unter Grünne, welche grade auf Berlin hatten losgehn sollen, waren auf die Nachricht von den Unfällen des Prinzen von Lothringen, die sich mit jedem Tage mehrten, eiligst nach dieser Seite gezogen, und die Sachsen sammelte Rutowski erst bei Dresden, damit die ganze Heeresmacht der Verbündeten sich dort alsdann vereinigte. Die Langsamkeit Leopolds, sagt Friedrich der Große in der Geschichte seiner Zeit, war demnach lediglich seinem Widerspruchsgeist und seinem Alter zuzuschreiben; er hätte nicht ungern die rasche Unternehmung in der Lausitz für die glückliche Unbesonnenheit eines

jungen Mannes gelten lassen; er gab sich ein Ansehn von Ueberlegung und Bedächtigkeit, welches verbunden mit seiner langjährigen Erfahrung, recht das Gegenstück zu dem Feuer sein sollte, mit welchem der König seine Kriegsbewegungen betrieb. Dieses Urtheil Friedrichs wird durch alles, was wir sonst schon wissen, nur zu sehr bestätigt. Leopold empfing von dem Könige ernste Vorwürfe wegen seines bisherigen Zauderns, und die strengsten Befehle, jetzt rasch nach Meißen vorzurücken. Er setzte sich demzufolge am 11. mit seinen Truppen in Bewegung, und versprach am 12. in Meißen zu sein. Durch zwei Gewaltmärsche, die auch in besserer Jahreszeit noch sehr stark gewesen wären, erreichte er dieses Ziel zur bestimmten Zeit, und besetzte Stadt und Schloß, indem einige sächsische Grenadierbataillons unter dem General von Uhlenbeck sich eiligst wegzogen, ohne die Brücke völlig zu zerstören. Leopold ritt sogleich hinzu, und befahl die schleunigste Herstellung des abgebrochenen Theils. Die Truppen schickten sich unterdeß an, noch denselben Abend durch Meißen durchzuziehen, und jenseits der Stadt in der Ebne ausgerückt zu lagern. Der linke Flügel der Reiterei hatte hiebei einen Hohlweg zurückzulegen, der große Zögerung verursachte; nur Mann für Mann

konnten die Reiter hindurch, indem eine lange Reihe von Wagen mit Mehl und Brot beladen, welche Leopold unnöthigerweise von Torgau mitschleppen ließ, eine Zeitlang die Stockung vermehrte. Die beiden Dragonerregimenter Röhl und Holstein, welche den Zug beschlossen, hatten bereits über 12. Stunden zu Pferde zugebracht, und waren bei der äußerst durchdringenden Kälte in Erwartung ihrer Reihe, die noch ziemlich entfernt schien, endlich abgesessen. Da brachen plötzlich aus einem dichten Walde zwei sächsische Reiterregimenter unter dem General Sibilski hervor, stürzten auf die Unvorbereiteten, warfen alles in Unordnung übereinander, und nahmen 180. Gefangene nebst 3. Standarten und 2. Paar Pauken mit fort; der General von Röhl, der in seinem Wagen folgte, und vergebens dem Unheil steuern wollte, verlor dabei das Leben. Friedrich der Große führt ausdrücklich dieses Ereigniß an, um zu zeigen, daß die große Langsamkeit und Vorsicht dennoch zu Zeiten das Nöthige verabsäumen konnte, der Wald nämlich, in welchem der Feind sich versteckt gehalten, war ungeachtet seiner Nähe nicht durchsucht worden. Am 13. December endlich konnte der General von Lehwald mit seinen Truppen, unter welchen auch Leopolds Regiment war, über die hergestellte

gestellte Brücke von Meißen auf das linke Elbufer herüberziehen; durch diese Verstärkung stieg Leopolds Heer bis auf 34,000. Mann, und am 14. rückte er nun mit dieser Macht, von dem Könige unaufhörlich gespornt, der am nämlichen Tage in Königsbrück eintraf, bis Rohrsdorf vor, wo die Truppen, trotz der ungeheuren Kälte, die Nacht unter freiem Himmel lagerten. An demselben Tage kam auch der Prinz von Lothringen mit seinem Heere bei Dresden an, fand jedoch gleich über die weitläuftigen Quartiere zu klagen, welche die sächsische Behörde seinen Truppen angewiesen, warnte Rutowski'n wegen der Annäherung der Preußen und erbat sich schleunigste Meldung, im Fall ihr Angriff nöthig machte, daß er zu Hülfe käme. Rutowski jedoch antwortete, die Preußen würden ihn in seiner festen Stellung nimmermehr angreifen, und wenn sie es thäten, würde er ihnen, ohne den Beistand des Prinzen, gewachsen sein. Der König inzwischen rückte in der Nacht nach Meißen, und hielt mit seinen Truppen beide Elbufer besetzt, um für jedes Ereigniß vorbereitet zu sein. Leopold empfing wiederholte Befehle vorzugehn und anzugreifen.

In aller Frühe am 15. December brach Leopold von Rohrsdorf in vier Truppenzügen auf,

und nahm über Wilsdruf den graden Weg nach Dresden. Sein Vortrab stieß bald auf die Reiter des Generals Sibilski, und jagte dieselben vor sich her bis gegen Kesselsdorf. Leopold folgte mit der Hauptmacht unmittelbar, und hatte gegen Mittag das feindliche Heer in Schlachtordnung vor Augen. Dieselbe erstreckte sich rechts von Kesselsdorf, wo der linke Flügel der Sachsen sich festgesetzt, auf günstigen Anhöhen hinter einer Schlucht, welche dicht vor Kesselsdorf anfangend sich tiefer und tiefer gegen die Elbe fortzog, bis zu der Höhe vor dem Dorfe Bennerich, welche dem rechten Flügel der Sachsen zum Anhalt diente; von hier bis zur Elbe selbst, durch die zunehmend vertiefte Schlucht nur stets noch besser gedeckt, standen die Oesterreicher, 10. Bataillons stark, unter dem General von Grünne. Die ganze unter dem Oberbefehle des Grafen Rutowski hier vereinigte Macht betrug über 35,000. Mann. Vor dieser festen Linie lag in der Tiefe das Dorf Zöllmen, besetzt von 1000. Mann Warasdinern; die ganze Stellung, durch aufgepflanztes Geschütz — man zählte 54. schwere Kanonen und 44. Geschwindstücke — auf allen Punkten wohl vertheidigt, erschien fast unangreifbar. In Kesselsdorf selbst waren 7. Bataillons sächsischer und österreichischer

Grenadiere und das schöne Regiment Rutowski hinter Zäunen und Hecken vortheilhaft aufgestellt, unter dem Schutze von 28. Stücken Geschütz, welche rechts und links die Zugänge bestrichen; links von Kesselsdorf, wo der Boden in Fläche überging, standen 12. Schwadronen Dragoner als Rückhalt, die übrige Reiterei war hinter der Schlachtordnung vertheilt. Sobald Leopold mit eignen Augen diese Stellung des Feindes überschaut hatte, war er sogleich entschlossen, und befahl ohne Verzug den Angriff. Er war der Vorwürfe überdrüssig, und wollte in einem Hauptschlage zeigen, was seine Tapferkeit und Kriegskunst werth sei. In seiner soldatischen Kraftsprache verhieß er, jetzt wolle er in Sachsen einen Gestank ausgehn lassen, den man viele Jahre zu riechen haben solle. Die Truppen erhielten Befehl in drei Treffen sich zur Schlacht zu ordnen. Dies mußte längs der feindlichen Stellung von deren linken Flügel her im wirksamsten Geschützfeuer geschehn, und wurde unter Kriegsmusik, die den Dessauer Marsch spielte, mit strengster Ordnung und ruhigster Fassung ausgeführt. Um 2. Uhr Nachmittags erst war der Aufmarsch vollendet, und an dem kurzen Wintertage keine Zeit mehr zu verlieren. Leopold hatte sogleich erkannt, daß

Kesselsdorf der Schlüssel der ganzen Stellung und dessen Besitz für den Ausgang des Tages entscheidend sei; dahin richtete er demnach unverzüglich den vollen Angriff seines rechten Flügels. Indem die ganze Linie der Preußen mächtigst anrückte, setzte Leopold sich an die Spitze dreier Grenadierbataillons unterstützt von dreien Bataillons seines Regiments, richtete laut gen Himmel das Gebet: „Lieber Gott, steh mir heute gnädig bei, oder, willst du mir diesmal nicht beistehn, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern sieh wie's kommt!" rief dann mit gezogenem Degen: „In Gottes Namen! Marsch!" und führte den Angriff gradezu gegen die Spitze von Kesselsdorf. Unter dem General von Herzberg rückten die tapfern Grenadiere, mit entblößter Brust und scharfgeschultertem Gewehr, bergan auf ungünstigem Boden, ohne einen Schuß zu thun, todverachtend gegen die Mündung der Kanonen vor. Furchtbares Kartätschenfeuer schlug verwüstend in ihre Reihen, nicht minder verderblich das Gewehrfeuer der feindlichen Grenadiere. Zu gleicher Zeit mußten der General von Lehwald mit Fußvolk, und der General von Gesler mit 3. Regimentern Reiterei gegen die linke Seite von Kesselsdorf vordringen, so daß der ganze Angriff einen Haken bildete.

Mit größter Entschlossenheit, unter dem grimmen Zurufe Leopolds, erstiegen jene Bataillons die Höhe, und trachteten in das Dorf einzudringen, schon hatten sie 5. sächsische Kanonen, die vor dem Dorfe standen, stürmend genommen; aber der Hagel von Kugeln, der ihnen entgegen schlug, nahm ganze Reihen hinweg, der General von Herzberg fiel tödtlich getroffen, mit ihm eine Menge der besten Offiziere, und die zertrümmerten Schaaren wichen zurück; auf's neue führte sie Leopold zürnend gegen die Batterieen vor; reichlich färbte den Boden das Blut der Preußen, welches der Frost in Eis verwandelte, daß noch 14. Tage nachher gefrorne Pfützen davon zu sehen waren; breite Oeffnungen in den Reihen zeigten erschreckend den mit jedem Augenblick furchtbar zunehmenden Verlust. Unaufhörlich schmetterte das feindliche Geschütz, dem das tapferste Fußvolk nutzlos zum Opfer fiel; das preußische Geschütz war theils noch zurück, theils wegen des ungünstigen Bodens nicht zu gebrauchen. Dem Feinde seinen Vortheil zu rauben, und Muth und Kräfte zu neuem Angriffe zu sammeln, zog Leopold seine Leute etwas rechtshin zurück. Dieses Zurückgehn geschah nicht in bester Ordnung; die Sachsen und Oesterreicher, den Sieg entschieden glaubend, vergaßen Rutowski's strengen

Befehl, ihre angewiesene Stellung in keinem Falle zu verlassen, und stürzten, um die fliehenden Preußen zu verfolgen, Victoria rufend aus dem Dorfe hervor. Die österreichischen Grenadiere fingen an die Gefallenen zu plündern; das Regiment Rutowski kam vor die eignen Batterieen, und machte dadurch deren Feuer schweigen. Diesen Augenblick hatte Leopold erwartet, und benutzte ihn mit rascher Entschlossenheit. Als Rückhalt seiner 6. Bataillons war das Dragonerregiment Bonin aufgestellt; schleunig befahl er dem Obersten von Lüderitz, der dasselbe befehligte, in die getrennten Reihen des Feindes einzubrechen, und augenblicklich folgte die Ausführung. Dem Ungestüm des plötzlichen Reiterangriffs widerstand das überraschte Fußvolk nicht, die meisten wurden niedergehauen oder gefangen, die übrigen flohen verwirrt zurück. Mit dem gesammten Fußvolke des preußischen rechten Flügels stürmte Leopold hinterher, und drang nun von allen Seiten ungestüm in das Dorf ein, dessen er sich bemächtigte, ehe der Feind wieder zur Fassung kam; die Kanoniere wurden niedergemacht, das sämmtliche Geschütz erobert; der General von Lehwald ließ die noch übrigen Truppen, welche Kesselsdorf vertheidigten, nach kurzem Gefecht das Gewehr strecken. Noch war

der Sieg indeß nur unvollkommen. Leopold verlor keinen Augenblick. Er ließ den General von Gesler mit der Reiterei des rechten Flügels das Dorf in der linken Seite, gegen welche derselbe von Anfang seine Richtung gehabt, vollends umgehn, und über die 12. Schwadronen sächsischer Dragoner herfallen, welche hier als Rückhalt aufgestellt waren; sie wurden im ersten Anlaufe so heftig geworfen, daß sie nicht wieder, trotz aller Bemühung, konnten zum Stehn kommen. Unaufhaltsam drang jetzt der ganze preußische rechte Flügel aufrollend die Stellung der Sachsen hinab, warf alles über den Haufen, was Widerstand leisten wollte, und trieb ganze Schaaren Flüchtiger vor sich her. Inzwischen hatte der preußische linke Flügel, unter dem Befehle des Prinzen Moritz von Dessau, mit dem Feinde über die Schlucht hinüber, welche zwischen beiden Schlachtordnungen trennend hinlief, ein heftiges Kanonenfeuer gewechselt, da die unwegsame Schwierigkeit des Bodens jede weitere Unternehmung versagte. Als jedoch der Sieg auf dem rechten Flügel sich so glänzend entschied, wollte das Fußvolk des linken nicht mehr zurückbleiben. Unter dem fürchterlichen Kugelregen des feindlichen Geschützes warfen sich zwei Regimenter, mit dem Gewehr zwischen den Beinen die jähen

Wände der Schlucht hinabrutschend, in die Thaltiefe, nahmen das Dorf Zöllmen, und stiegen auf der andern Seite, troz Moraſt, Schnee und Gestein, den steilen Boden wieder hinan. Oben auf dem Rande angelangt, suchten sie schnell ihre gebrochenen Reihen herzustellen, und stürmten zu 30. bis 60. Mann, wie sie eben ankamen, gegen das feindliche Fußvolk, welches, verwirrt und erschrocken über diesen unerwarteten Anblick, schon zu weichen begann. Zwei sächsische Reiterregimenter aber stürzten in vollem Rennen auf die noch ungeordneten preußischen Haufen an, deren Vernichtung in diesem Zustand unvermeidlich schien; doch schnell, in Folge der bewundernswürdigsten Zucht und Uebung, waren die Preußen geschlossen und schußfertig, ließen die feindliche Reiterei dicht heran, und gaben ihr dann ein so wohlgeführtes Feuer, daß alles in schleunigste Flucht umkehrte. Von allen Seiten drangen nun die Preußen siegreich vor, ihr Gewehrfeuer that die entsetzlichste Wirkung; kein sächsisches Viereck hielt. Die gesammte sächsische Reiterei, etwa 50. Schwadronen, sollte sich entgegenwerfen, allein nichts war vermögend, nicht das Zureden der Generale, nicht das Beispiel des Herzogs von Weißenfels, der sich selbst an die Spitze stellte, diese Reiterei mit dem Degen

in der Faust zum Einhauen zu bringen; das Feuer einiger preußischen Batterieen, welche nach unsäglicher Mühsal endlich bergan vorrückten, zersprengte sie vollends; in schrecklichster Unordnung wurde die Flucht allgemein. Der schnelle Einbruch der Nacht hemmte die Verfolgung, zu welcher auch unter den Generalen von Wreech und von Rochow die Reiterei des preußischen linken Flügels, die wegen der Hindernisse des Erdreichs bisher unthätig geblieben, noch zuletzt herangekommen war. Der Sieg war vollständig, die Preußen übernachteten auf dem Wahlplatze, Leopold im Dorfe Bennerich, sein Regiment in den rauchenden Trümmern von Kesselsdorf. Die Sachsen hatten 3000. Todte verloren, und 7000. Verwundete, die größtentheils gefangen wurden, ferner 5. Fahnen und 3. Standarten, 1. Paar Pauken und 48. Kanonen. Der Verlust der Oesterreicher war am wenigsten beträchtlich, die Nacht begünstigte ihren Rückzug, ehe der Angriff sie ganz erreicht hatte. Der preußische Verlust wurde zu 1600. Todten und 3400. Verwundeten angegeben, nach sächsischen Berichten aber betrug er weit über das Doppelte, und in der That dürfte jene Angabe zu gering sein. Leopolds Regiment hatte verhältnißmäßig am meisten eingebüßt, er selbst hatte bei dem Sturm auf Kessels-

dorf drei Kugeln durch den Rock bekommen. Seine Anordnungen zur Schlacht, die Unerschrockenheit des Angriffs und die rasche Umsicht und Entschlossenheit, mit welchen er inmitten des Kampfes die Bewegungen gelenkt, zeigten den erfahrnen Meister seines Faches, den vollendeten Kriegshelden. Aufrichtig bekannte er indeß, der General von Gesler habe durch seine Reiterangriffe den größten Theil an dem ruhmvollen Tagewerke. Leopold hätte Kesselsdorf allerdings gleich von Anfang mehr umgehen, und mit minderem Verluste den Feind in Seite und Rücken angreifen können, allein es war dazu keine Zeit mehr übrig, der Tag war beinahe vergangen, und Leopold fürchtete nur immer, mit dessen noch wenigen Stunden die Gelegenheit zur Schlacht und zum Siege enteilen zu sehn.

Während Leopold die Schlacht von Kesselsdorf lieferte, harrte in Meißen voll peinlichster Ungewißheit der König auf Nachrichten. Man sah den Himmel feurig, man hörte den Kanonendonner. Friedrich ließ die Reiterei satteln, das Fußvolk in's Gewehr treten. Er schickte Streifpartheien aus, um zu erkunden, was vorginge, er ritt selbst mit einer Schaar Husaren weit auf der Straße von Dresden vor, mußte aber bald, wegen einbrechender Dunkelheit, nach Meißen zurück-

kehren. In der Nacht brachte ihm ein Offizier von Leopold die Siegesnachricht. Am folgenden Tage, den 16. December, rückte der König nun eiligst zu Leopold heran, und hierauf die vereinigte Heeresmacht auf beiden Ufern der Elbe gegen Dresden vor. Noch 4500. Gefangene und zahlreiches Geschütz fiel auf dem Wege dahin dem Sieger in die Hände. Am 17. beritt der König mit Leopold das Schlachtfeld, erstaunte über die bezwungenen Schwierigkeiten, und bedauerte zwar den Tod so vieler tapfern Krieger, doch pries er laut Leopolds herrliche Waffenthat, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, verzieh ihm sein früheres Säumen, und unterließ nichts, was dem Ruhme des alten Feldherrn schmeicheln konnte. Jedem Staabsoffiziere des siegreichen Heeres ließ er 500. Thaler als Geschenk reichen, Leopolden selbst aber eine Summe von 50,000. Thalern. Noch viele andere Belohnungen und zahlreiche Beförderungen fanden Statt. Am 18. erfolgte der Einzug in Dresden, dessen Einwohner schaarenweise aus den Thoren geströmt waren, um das Schlachtfeld und die Preußen zu sehn. Der Hof war schon früher nach Prag geflüchtet; die österreichische Truppenmacht des Prinzen Karl von Lothringen befand sich zwar ganz in der Nähe, nahm aber mit den Ueberresten von

Rutowski's Truppen den Rückzug in's Gebirge nach der böhmischen Gränze. Die Schlacht von Kesselsdorf entschied schnell den ganzen Krieg; der Plan der Verbündeten gegen Preußen war vernichtet, und der Frieden, an welchem schon lange gearbeitet worden, wurde schon nach zehn Tagen, auf die Grundlage der hannöverschen Uebereinkunft, am 25. December 1745. zu Dresden glücklich abgeschlossen. Die preußischen Truppen räumten Sachsen, der König kehrte nach Berlin und Leopold nach Dessau zurück, wo er noch vor Ende des Decembers eintraf.

An dem Schlusse seiner Laufbahn, wo sonst dem Greise sogar Besitz und Werth frühgewonnenen Verdienstes schwankend und unsicher zu werden pflegen, sah Leopold durch die herrlichste Kriegsthat sich mit neuem höchsten Gewinn des unbestrittensten Ruhmes gekrönt; die Schlacht von Kesselsdorf drückte sich als ein Siegel auf alle seine früheren Heldenthaten, und beurkundete zugleich seine Würdigkeit, als untergehendes Gestirn neben dem aufgehenden des Königlichen Feldherrn noch zuletzt emporzustrahlen! Ungeachtet aber seines so frisch bethätigten Verdienstes, und der gerechten Anerkennung, welche ihm von dem Könige zu Theil wurde, mußte zwischen so verschiedenen Karakteren

und Stellungen viel Mißhelliges unausgeglichen bleiben. Leopold spannte die Saiten nur um so höher, der König wollte dies nur um so weniger gelten lassen. Doch Friedrich der Große rief auch solche übellaunige Verhältnisse nach seiner Geistesart gern in das heitere Gebiet des Scherzes zurück. Leopold war seinerseits dem kleinen Kriege des Umgangs nicht abgeneigt, und durch sein ganzes Wesen zum Urheber und Gegenstande neckender Angriffe gleich geeignet. Er hieß, wie er wußte, nicht bei den Soldaten allein der alte Schnurrbart; auch der König und die Prinzen nannten ihn mit diesem und andern Spottnamen, wie z. B. der alte Fuhrmann, weil sie behaupteten, daß er die Manieren und das Ansehn eines solchen, mehr als eines Feldmarschalls, habe. Der Ausdruck solcher Neckereien überraschte nicht selten an ungewöhnlicher Stelle. So schenkte z. B. der König als ein schmeichelhaftes Andenken der gewonnenen Schlacht Leopolden einen genauen Plan derselben, so schön gezeichnet als prächtig verziert; als Schildhalter des Titels aber war in der Ecke ein alter Kater mit einem ungeheuern Barte angebracht; ein Scherz, der in seiner Anspielung hinreichende Deutlichkeit, im Grunde jedoch, nach beiderseitiger Sinnesart, keine sonderliche Ungebühr hatte. Doch nicht immer

blieb der unzuverläugnende Widerstreit in solchen Schranken. Der König nährte vielfache Unzufriedenheit, in deren Stimmung frühere Eindrücke leicht wiedererwachen konnten, woraus vielleicht das härtere Urtheil zu erklären ist, welches er zuletzt über Leopold gefällt und in seinen Schriften hinterlassen hat. Das beste Vernehmen, welches sich äußerlich erhielt, konnte den tieferen Zwiespalt, der innerlich gegeben war, nicht ganz verhüllen, und es ergab sich gleichsam von selbst, und ohne bemerkliche Absicht, daß Leopold sich fernerhin mehr in Dessau, als in Berlin, aufhielt. Auch fand er dorten genugsame Beschäftigung. Die Waffenübungen seines Regiments in Halle kehrten nach dem Frieden, wie ehemals, zu ihrem gewohnten regelmäßigen Verlaufe zurück; sogar war Versäumtes nachzuholen, außer Acht Gelassenes einzuschärfen; durch so viel glänzende Kriegsergebnisse wurde die Zucht und Uebung, welche solch herrliche Früchte getragen, nur in desto höheren Werth gestellt. Fast mehr noch, als die Truppen, nahmen Leopolds Aufmerksamkeit jetzt seine Wirthschaftssachen in Anspruch. Durch den Tod der Fürstin, seiner Gemahlin, war in der Verwaltung seiner Angelegenheiten eine große Lücke fühlbar geworden; unverdrossen wandte er seine Thätigkeit auf diese Ge-

genstände, und arbeitete in seinem hohen Alter, wie ehemals, eifrig an Vermehrung seiner Güter und Einkünfte. Trefflich unterstützte ihn hiebei die Gewandheit und Einsicht eines jungen Mannes, dessen mit einigen Worten hier gedacht werden muß. Franz von Brenkenhof war in früher Jugend als Page zu Leopold nach Dessau gekommen; dieser urtheilte scharfsichtig von ihm, daß nach seinen außerordentlichen Anlagen er ein grosser brauchbarer Mann, oder ein ausgemachter Böswicht werden würde; um ihn zu dem ersteren zu machen, schlug er einen eignen Weg ein. Allen gelehrten Unterricht in Wissenschaften und Sprachen, ohne welchen er selbst sein Lebelang sich gut beholfen, tief verachtend, wandte er seine ganze Erziehung auf praktische Entwickelung; aber auch hierin nahm er einen besonderen Gang. In den ersten Jahren hatte Brenkenhof die stärksten Prüfungen der strengsten Eingezogenheit und des thätigsten Gehorsams zu bestehn. Tag und Nacht mußte er in Leopolds Vorzimmer sein, jedes Auftrags in jeder Art gewärtig, zu jedem Dienste bereit. Keinen andern Umgang durfte er haben, als mit seinem Herrn, in dessen Willen sein eigner sich ganz verlieren mußte. Als er mehr heran gewachsen war, und genug geprüft und abgehärtet schien,

gab ihm Leopold mehrere Freiheit, faßte bald ein unbedingtes Zutrauen zu ihm, und übergab ihm seine wichtigsten Geschäfte, sowohl in Finanzsachen als in Kriegsangelegenheiten. Nichts geschah im ganzen Fürstenthume, wobei nicht Brenkenhof als erklärter Vertrauter des Fürsten durch Rath und That mitgewirkt hätte; seine Berichte fanden stets Glauben, sein Urtheil gab meist Entscheidung. Der Page hatte nicht nur das Ansehn, sondern auch die Arbeit eines Ministers; daß er dieser mißlichen Stellung neben der höchsten Zufriedenheit seines Herrn auch den Ruf der seltensten Rechtschaffenheit und die allgemeine Liebe des Volks erwarb, rechtfertigte die Menschenkenntniß, mit welcher Leopold hier scharfblickend gewählt hatte. Als der schlesische Krieg ausgebrochen, mußte Brenkenhof in Pagenuniform den Dienst eines Generaladjutanten versehn, und zeigte sich im Kriegswesen nicht minder brauchbar, als in Verwaltungssachen. Oft mußte er mit einigen Husaren den Feind erkunden, und seine Berichte waren stets die zuverlässigsten. Er wünschte Offizier zu werden, allein Leopold meinte, wenn jener dem Feinde in die Hände fiele, wie bei den vielen gefahrvollen Aufträgen leicht möglich, würde er als Offizier kriegsgefangen bleiben, als Page dagegen gleich freigegeben wer-

den,

den, und behielt ihn demnach als Pagen. Einst fiel der nun schon zwanzigjährige Jüngling wegen seiner Größe dem König in die Augen, der Leopolden fragte, warum derselbe noch nicht Offizier sei? Dieser antwortete durch eine Ausflucht, sandte aber seinen Pagen augenblicklich nach Dessau zurück, damit dergleichen nicht wieder vorkäme. Durch des Jünglings eignes Bitten überwunden, machte er ihn endlich bei Errichtung eines neuen Regiments zum Premierlieutenant, aber bald empfand er Reue, und schon nach vierundzwanzig Stunden ließ er ihn vom Regimente zurückholen, und wiederum Page sein. Dies blieb Brenkenhof bis zum fünfundzwanzigsten Jahre, da er plötzlich im Jahre 1745. vom Pagen zum Oberstallmeister befördert wurde, und nun auch dem Range nach in die höheren Verhältnisse trat, die dem Wesen nach schon längst die seinigen waren. Brenkenhof wurde später Theilhaber an den Lieferungen, welche Schimmelmann für das preußische Heer übernommen hatte, und gewann dabei ansehnlich. Dann trat er als Geheimer Oberfinanzrath in preußische Dienste, wo seine rastlose Thätigkeit und sein gesegneter Eifer in tausend gemeinnützigen Anstalten und Schöpfungen rühmlichst kund geworden sind,

und ihm noch jetzt verdienen, zu Ehren Leopolds als dessen Zögling hier genannt zu werden.

Im April des Jahres 1746. verwahrte Leopold durch eine dem Reichstage zu Regensburg eingereichte Schrift sein Recht als erster Reichsfeldmarschall, weil er vernommen, daß der Prinz Karl von Lothringen bei seiner Bewerbung um die Reichsfeldmarschallswürde die erste Stelle nachsuchte, und ihm jenen durch das Dienstalter bestimmten Rang dadurch zu beeinträchtigen drohte. Der Reichstag behielt Leopolden seine Gerechtsame vor, und damit war endlich abgethan, was diesem von jener so bedingten Ehrenstelle, deren seltne Wirksamkeit kaum irgend als eine erfreuliche zu hoffen war, Befriedigendes zu Theil werden sollte. Unter gewohnten Beschäftigungen verging das genannte Jahr. Leopold genoß einer festen Gesundheit, und weder Alter noch Kriegsmühen schienen seinen Geist und seine Rüstigkeit geschwächt zu haben. Im Januar 1747. reiste er wieder nach Berlin, um dem Könige seine Aufwartung zu machen, mit welchem, wie mit dem ganzen Königlichen Hause, sich ein leidlich gutes Vernehmen darstellte. Nach seiner Rückkunft in Dessau beschäftigte er sich mit einer dritten Abfassung seines Testaments, welches er darauf, wie schon früher, bei dem Magistrate

der Stadt Leipzig in Verwahrung gab. Noch immer versprach seine Gesundheit gute Dauer. Am 7. April aber befiel ihn unmittelbar nach der Mittagstafel ein heftiger Schlagfluß, der ihm plötzlich den Gebrauch aller Sinne nahm. Aus diesem schmerzlosen Unbewußtsein erwachte er nicht mehr, sondern verschied früh am 9. April 1747. im einundsiebzigsten Jahre seines Alters. Sein Leichenbegängniß wurde am 25. Juli ohne sonstige Pracht, aber mit kriegerischer Feierlichkeit gehalten, wie er sie zum Theil selbst verordnet hatte. In einem Sarge von Zinn, an welchem in halber Mannesgröße Grenadiere, die denselben zu tragen scheinen, als Verzierung angebracht worden, wurde der Körper in einer Kapelle ausgestellt, und das Regiment des Verstorbenen, von Halle herbeigerufen, mußte vorüberziehen, damit jeder Soldat noch einmal seinen gewesenen Feldherrn sehen möchte. Unter dreimaliger Abfeurung von 12. Kanonen, die von Magdeburg gekommen, und dreimaligem Gewehrfeuer des Regiments erfolgte dann die Beisetzung. Eine Leichenrede hatte er verboten.

Ueber Leopold schrieb am 12. April, wenige Tage nach dessen Tode, der Prinz August Wilhelm von Preußen, ältester Bruder Friedrichs des Großen, in einem vertraulichen Briefe an den General

von Fouqué, den ehemaligen Pagen und Zögling des Verſtorbenen: — „La mort du vieux roulier a été si inopinée, qu'il n'a pas eu le temps de proférer le moindre signe, lorsqu'il se sentait mourir. Je crois que tout militaire doit le plaindre, ayant été dans cet art un grand homme. Si l'humanité avait accompagné sa valeur et son esprit, il aurait été parfait. Mais le destin n'accorde pas aux hommes la réunion de toutes les vertus; heureux, si le vice ne l'emporte point sur les bonnes qualités. Je ne trouve pas à ma portée de juger en ce cas le défunt, et je me contente de le plaindre militairement.“ — Noch entſchiedener urtheilt über Leopold in demſelben Sinne Friedrich der Große in den Mémoires de Brandebourg: „Le prince d'Anhalt était un homme d'un caractère violent et entier; vif, mais sage dans ses entreprises, qui avec la valeur d'un héros avait l'expérience des plus belles campagnes du prince Eugène. Ses moeurs étaient féroces, son ambition démesurée; savant dans l'art des siéges, heureux guerrier, mauvais citoyen, et capable de toutes les entreprises des Marius et des Sylla, si la fortune avait favorisé son ambition de même que celle de ces Romains.“ Und an einer ſpä-

feren Stelle: „Au-dessus de tous les autres généraux, s'élevait le prince d'Anhalt; il avait par devers lui les actions les plus brillantes, et la confiance générale des troupes; ce fut lui qui sauva l'armée de Styrum à Hoechstedt, par une belle retraite; ce fut lui qui contribua beaucoup au gain de la seconde bataille de Hoechstedt si funeste aux Français, et ce fut lui que le prince Eugène reconnût comme l'auteur principal de la victoire de Turin. Ce prince joignit beaucoup de prudence à une rare valeur; mais avec beaucoup de grandes qualités il n'en avait guères de bonnes.“ — Die Schilderung, welche die Markgräfin von Baireuth von Leopold entwirft, ſtimmt mit den obigen im Allgemeinen überein; merkwürdig aber iſt von dieſer Prinzeſſin, die ſeine Gönnerin nicht war, der Zuſatz: „Son esprit est cultivé et très-agréable dans la conversation quand il le veut.“ Auch Pöllnitz giebt, gleich den Vorhergenannten in ſeinen Denkwürdigkeiten Leopolden daſſelbe Lob, denſelben Tadel. Was Berenhorſt über ihn ſagt, theilt ſich auf gleiche Art nach beiden Seiten. In der langen Reihe ſeines thatvollen Lebens konnte noch während deſſelben das Urtheil der Zeitgenoſſen über ihn ſich ziemlich feſtſtellen, und die Folgezeit

findet über seinen Karakter schwerlich neue Aufschlüsse zu ertheilen. Sein Heldenmuth und seine Kriegstüchtigkeit stehn unbestritten in erster Linie; seine soldatische Persönlichkeit schritt durch die Welt als eine Gestalt, deren Erscheinung die ungebundene Kraft und Naivetät einer weit entlegenen Vorzeit mit den beschränkenden Anforderungen eines modern pedantischen Zeitalters zu verbinden hatte. In der That erschien er den Truppen als ein Wesen höherer Art; den untergeordneten Zeugen des entflammten Eifers und eisernen Trotzes, mit welchen er in Kampf und Gefahr stürzte, mochte es nicht zu verargen sein, wenn sie den unerschrockenen Feldherrn, der in 22. Schlachten und 27. Belagerungen nur Einmal durch einen Streifschuß verwundet worden, für kugelfest und mit Zaubermächten im Bunde hielten. —

Von Leopolds Person ergiebt sich aus gleichzeitigen Nachrichten folgende Darstellung: „Seine Leibesgestalt ist über die gewöhnliche Größe, ansehnlich und wohlgebildet. Der Ausdruck seines Gesichts hat etwas Glückliches und Nachdenkliches, zugleich aber auch Furchtbares, dem man gern ausweichen mag. Aus seinen Augen leuchtet ein Feuer, das ihn gleich zu erkennen giebt. Obgleich die Hagerkeit seines Gesichts von seinem Alter zeu-

get, so benimmt sie ihm doch nichts von seiner natürlichen Lebhaftigkeit, die Schwärze desselben rührt theils vom Pulverdampfe, theils von rauher Luft und brennender Sonnenhitze her, denen er von Jugend auf beinahe täglich ausgesetzt gewesen. Seine Stimme ist durch häufiges Befehlführen bei den Truppenübungen zu einer durchdringenden Kräftigkeit ausgebildet; wenn er aber in Zorn geräth, so sind seine Worte einem Donner gleich, und alles um ihn her hat zu erzittern, obwohl er sich mit den Jahren mehr als in der Jugend zu mäßigen gelernt. Seine schwarzen Haare trägt er in einen Bandzopf eingebunden, welchen Putz er für einen Soldaten, der viel in Bewegung sein muß, besonders angemessen hält. Ein schwarzer Zwickelbart, und lange, zwanglos herabhängende Seitenhaare erhöhen die Scheu, welche sein Anblick einflößt. In seiner Kleidung hält er sich gering, und findet ein Belieben daran, durchgehends nicht besser einherzugehn, als ein gemeiner Soldat von seinem Regimente; gewöhnlich trägt er mit seinem blautuchenen Rocke graue Beinkleider von grober Leinwand, nebst dergleichen Weste, wobei die Brust meist offen ist. Auch seine Diener hält er sehr einfach, und sein Geräthe, wie seine Gewöhnung in Kost und Lager, ist alles von der Art eines

Mannes, dem Mangel und Ueberfluß; Hitze und Kälte, Anstrengung und Muße wenig Unterschied macht. Von aller Hoffahrt und gezwungenem Wesen, darinnen sonst große Herren zu leben pflegen, ist er ein abgesagter Feind, und verkehrt mit seiner Gemahlin und Kindern auf die unbefangenste Weise, deßgleichen mit andern Fürsten und Herren, denen er wohl gar, besonders wenn sie nicht Soldaten sind, mit beleidigender Geringschätzung begegnet. Mit den Leuten aus dem Volk aber, und besonders mit den Soldaten, wenn sie nicht im Dienste sind, bezeigt er sich freundlich und zutraulich, wie er sich denn auch ihren Scherz oft gar wohl gefallen läßt. Er ist ein eifriger und beständiger Freund, treu in Erfüllung seines Wortes, das er jedoch nicht leichtsinnig zu geben pflegt; dagegen unversöhnlich als Feind gegen diejenigen, von welchen er glaubt, daß sie ihm widerstreben, oder ihn hintergangen haben. An Strenge in der Kriegszucht wird ihm schwerlich jemand beikommen; er will daß ihm schlechterdings gehorsamet werde, sowohl von den Soldaten, als von seinen Unterthanen, daher von letzteren, welchen er Besitz und Einkünfte zum Besten seiner Finanzen oft drückend ringerte, mit bittrem Scherze gesagt wird,

sie seien zwar arm an Gütern, doch desto reicher an Gehorsam."

Seine Eigenschaften sind alle innerhalb der einmal gegebenen Aeußerungsweise zu erfassen. Wie das Schmachvollste und Beleidigendste zuweilen auch in den höflichsten Redensarten Platz finden mag, so kann auch in den rohesten sich ein edler und liebevoller Gehalt verbergen. Zärtliches Gefühl und wahres Wohlwollen, wenn sie in Leopolds Herzen aufstiegen, fanden bei ihm keinen anderen Ausdruck, als den seiner täglichen, soldatischen Kernsprache. Als ein Beispiel solcher Art, wo unter schnöder Rauhigkeit ächt Menschliches hervorbricht, mag noch folgender Zug hier stehn. Auf seinen Feldzügen forderte Leopold einst in Romnitz, einem Dorf in Schlesien, wohin er gerathen war, einen Wegweiser, und erhielt, vermuthlich als den kundigsten Mann des Ortes, den Sauhirten. Der Fürst hieß ihn zu sich in den Karren steigen, wie er seine Kalesche nannte. Dem Gewaltigen zur Seite fühlte sich der arme Kerl nicht wenig beklemmt, und wagte nicht die Füße in den Wagen zu ziehen. Eine Weile sah der Dessauer der Sache zu, dann aber schnauzte er den Gefährten an: „Saukerl, streck die Poten herein, wie sich ziemt; denkst du, daß die meinigen von

Marzepan sind?" In gleicher Weise gab sich seine Religiosität zu erkennen. Er gehörte zur reformirten Kirche. Was aber im Einzelnen zu glauben sei, ließ er wohl dahingestellt, und fand sich ohne genaue Rechnung lieber im Ganzen ab, indem er eines allgemeinen guten Vernehmens mit dem höchsten Wesen nicht zu ermangeln meinte. Sein oben angeführtes Gebet bei der Krankheit seiner Tochter in Bernburg ist in diesem Bezuge höchst bezeichnend. Unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. war im preußischen Heere der Besuch der Kirche und die Halturg von Gebeten ein Theil der Dienstordnung, und Leopold duldete in diesem Dienste, wie in jedem andern, keine Lässigkeit. Als unter Friedrich dem Großen diese Richtung im Heere dennoch merklich nachließ, war er damit unzufrieden, und pflegte zu sagen: „Ein Soldat ohne Gottesfurcht ist nur ein Maths!" Sein besonderes Wohlgefallen an dem Liede Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott" auszusprechen, gab es für ihn kein kräftigeres Wort, als daß er jenes Lied „unsres Herrgotts Dragonermarsch" nannte. Er hat, wie schon erwähnt, mehrere Kirchen erbaut. Predigten besuchte er öfters, und fand dabei nach seiner Weise dann zu loben und zu tadeln. In den letzten Jahren seines Lebens ließ er zu

Dessau in einem Zimmer des Schlosses für sich und seine Familie regelmäßig alle Sonntage predigen. Seine Gewaltsamkeit, die bis zur Unmenschlichkeit steigen konnte, war in seinem Karakter derjenige Zug, welcher alles andre Schlimme zumeist hervorhob. Die Vorstellung der Selbsthülfe war seiner Seele tief eingewurzelt. Die Zustände des Krieges, wo die kämpfende Gewalt das Recht bald entscheiden, bald unterstützen muß, übertrug er allzuleicht auf Verhältnisse des Friedens, in welchen das Recht andre Wege und Hülfsmittel zu nehmen hat. Seine Leidenschaft ging so weit, daß er in einem Streite mit dem Fürsten von Anhalt-Bernburg sein preußisches Regiment auf den Grund und Boden des Feindes führte, und daselbst alles niedertreten und verwüsten ließ; der höchstgekränkte Fürst eilte persönlich herbei, aber vermochte kaum, nach dem heftigsten Auftritte, die Abstellung des Frevels zu erlangen. Gegen Gleiche hätten die Fehden des Mittelalters der Gemüthsart Leopolds wohl entsprochen, gegen Untergebene that es noch die schonungslose Sitte seiner eignen Zeit. Daß Leopold kein Freund von Wissenschaften und Künsten gewesen, ist aus allem bisher Angeführten genugsam zu erachten; daß er sie gehaßt, wäre zu viel gesagt, er nahm gar nicht so viel Kunde von

ihnen, als dazu erfordert gewesen wäre. Die Tonkunst allein, bei Jagd und Krieg unverkennbar ein Reiz- und Prachtmittel, fand in sofern etwas Gnade, die jedoch nicht die geringste Kenntniß mit sich führte. Einer einzigen Melodie war er mächtig geworden, der des Dessauer Marsches; nach ihr sang er in der Kirche all und jede geistliche Lieder, zum Staunen und Wunder der Anwesenden. Einst hörte er dem Spiele seiner Regimentsmusik mit vielem Vergnügen zu; plötzlich sieht er, daß zwei Waldhornisten aufhören zu blasen; mit funkelnden Augen tritt er vor sie hin: „Kanaillen, warum blast ihr nicht?“ fragt er heftig. „Ew. Durchlaucht, antwortet der Beherztere, wir pausiren jetzt.“ Diese Frechheit ist ihm zu arg: „Warte, Kanaille, ruft er, ich will dich im Dienste pausiren lehren!“ Und Stockschläge treiben die vermeinten Saumseligen eiligst wieder zur Arbeit an. Merkwürdig war bei Leopolds Art und Weise seine entschiedene Lust am Schreiben. Er schrieb selbst ungemein viel; im Hausarchive zu Dessau befinden sich ganze Ballen Briefe, Berichte und andere Schriften von seiner Hand. Er wagte sogar schriftstellerische Versuche; so schrieb er eigenhändig das Leben des preußischen Generals Ulrich von Stille, um das Andenken dieses ihm theuren Kriegsgefährten zu verewigen, fer-

ner verfaßte er auf den König Friedrich Wilhelm I. bald nach dessen Tode eine Lobschrift, worin er denselben als einen unvergleichlichen Herrn und König schildert, endlich Denkwürdigkeiten seines eignen Lebens, die aber nur bis zum Jahre 1703. gehen. Dabei war seine Handschrift von seltsamer Beschaffenheit; nicht genug, daß die Züge seiner Buchstaben kaum zu entwirren sind, auch die Wahl und Fülle der letztern bringt in Noth; er schob in jede Silbe regelmäßig ein h ein, z. B. Gehnehrahllihnn, für: Generalin. Einst hatte er einen Befehl geschrieben, dessen Inhalt der General, welcher ihn ausführen sollte, schlechterdings nicht entziffern konnte. Ein Offizier mußte damit zu dem Fürsten zurück; großes Donnerwetter, und banges Harren auf Erklärung des Schreibens; aber diese wollte nicht erfolgen; auch Leopold selber konnte seine Handschrift nicht lesen, und warf endlich voll Grimm den Zettel in's Feuer: „Aber Schwernoth, rief er, ich hab's auch nicht geschrieben, daß ich es lesen soll, sondern ihr!" und gab hierauf den Befehl mündlich. Seine Sekretaire hatten mit ihm einen harten Stand. Im Jahre 1745. gab das Königliche Generaldirektorium in Berlin ihm den Dichter Gleim zum Stabssekretair. In Oranienbaum ließ Leopold, im Hemde,

mit dem Rücken gegen den Kamin stehend, den Empfohlenen vor sich, und fuhr ihn mit seiner gewaltigen Stimme an, ob er der Kerl sei? Gleim faßte sich, und antwortete kurz und barsch in demselben Tone. Leopold stutzte; als er aber nach einiger Zeit den Sekretair mit allen Papieren, die er zur Unterschrift brachte, zum Teufel schickte, weil es ihm jetzt nicht gelegen sei, und Gleim dagegen mit scheltendem Poltern darauf bestand, es solle und müsse jetzt sein, so ließ er es sich gefallen, und hielt den Mann nur um so mehr in Ehren. Bald aber wurde Gleim noch anders erschreckt. Im Lager von Dieskau hatte ein Jude, der als Kaufmann mit g.ten Päßen reiste, die aufgefahrenen Kanonen gezählt, wie schon viele Reisende ohne Arg und Schaden gethan hatten; diesen Unglücklichen aber traf es, als Kundschafter festgenommen, und zum Tode verurtheilt zu werden. Gerechte Vorstellungen gelangten an den alten Fürsten; als dieser aber, ohne auf irgend neue Untersuchung einzugehn, nur kurz antwortete: „Soll hängen!“ wurde Gleim für sein eigenes Leben bange, und benutzte den nächsten Anlaß, sich nach Magdeburg zu entfernen, wo er krank wurde, und darauf den Abschied nahm.

Leopold hatte mit seiner Gemahlin zehn Kinder gezeugt, fünf Söhne und fünf Töchter. Der älteste Prinz, Wilhelm Gustav, starb im Jahre 1737. an den Blattern; in der Krankheit erklärte er sich mit Johanna Herrin, einem bürgerlichen Mädchen, heimlich vermählt. Der alte Fürst versprach für sie und ihre Kinder beste Sorge zu tragen, und behielt den ältesten der Söhne bei sich. Leopold Maximilian, der zweite Prinz, wurde nunmehr der Nachfolger in der Regierung, die er nach des Vaters Tode sogleich antrat; er hatte mit demselben in den letzten Jahren nicht immer in völliger Einigkeit gelebt; zur Regierung gekommen, erwirkte er späterhin bei dem Kaiser, daß die Wittwe seines Bruders mit dessen sechs Söhnen und drei Töchtern in den Reichsgrafenstand mit dem Namen von Anhalt erhoben wurden. Der dritte Prinz hieß Dietrich; der vierte Eugen. Moritz, der fünfte, war des Vaters besonderer Liebling; ihn ließ er ohne allen Unterricht aufwachsen, um zu sehn, was die Natur allein aus ihm machen würde. Schon im siebenten Jahre hielt er ihm eine Kompanie Knaben zur Uebung in den Waffen, König Friedrich Wilhelm besoldete dieselbe bis zum Jahre 1727. gleich andern Truppen. Moritz wuchs unter dem Spiel und Ernste des Krieges heran, ohne

die geringste Kenntniß von andern Dingen zu erlangen, und konnte selbst als General weder lesen noch schreiben, obwohl er sonst offnen Kopf und guten Sinn hatte. Die Söhne sämmtlich, wie schon erwähnt, waren Soldaten; ihre Erziehung, sowohl in diesem als in jedem andern Stücke, behielt sich der Vater vor; auch folgten sie seiner Kirche, der reformirten. Die Töchter dagegen blieben der Mutter überlassen, welche dieselben mit größter Sorgfalt erziehen und unterrichten ließ; gleich ihr bekannten sie sich zur lutherischen Kirche. Die zweite Prinzessin, Luise, heirathete den regierenden Fürsten von Anhalt-Bernburg; die vierte, Leopoldine, den Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt; die übrigen drei starben unverheirathet. Außer diesen Kindern hinterließ Leopold auch zwei natürliche Söhne, die beiden Brüder von Berenhorst, für welche er in der letzten Abfassung seines Testaments gute Fürsorge traf.

Die Natur hatte in Leopolds Persönlichkeit eine merkwürdige Fülle kriegerischer Kraftwirkung zusammengefaßt; er selbst hat über ein halbes Jahrhundert dreien Königen von Preußen in Krieg und Frieden ruhmvoll gedient; das preußische Heer, die unerschütterliche Grundlage des emporsteigenden preußischen Staates, war großentheils seine Schöpfung;

noch

noch lange führte, so wie der Dessauer Marsch, auch sein Kriegsgeist die Preußen zu Schlacht und Sieg; drei seiner Söhne, die Prinzen Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, wurden, gleich ihm, preußische Feldmarschälle, und sein Sohn Georg Heinrich von Berenhorst erwarb den Ruhm desjenigen Schriftstellers, der über die Kriegskunst mit Einsicht und Gründlichkeit am geistreichsten geschrieben hat. —

Leopolds Bild, von dem preußischen Hofmahler Anton Pesne gemahlt, befindet sich auf dem Schlosse zu Dessau; sein Ausdruck ist heitere Kraft, von der man sich bald angezogen bald abgeschreckt fühlen muß. Seine eigenthümliche Kleidung ist in dem Gemählde ganz nach der Wirklichkeit abgebildet, die preußische Feldmarschallsuniform, und dazu graueinene Unterkleider vom gröbsten Zeug und einfachsten Zuschnitt. Seinen kleinen Hut ziert Eichenlaub, das alte brandenburgische Feldzeichen, welches von der Schlacht bei Warschau unter dem großen Kurfürsten hergeleitet wird. Auf andern Bildern ist ein Lorbeerzweig daraus geworden. Im Jahre 1790. ließ der Prinz Heinrich von Preußen zu Rheinsberg den Helden des preußischen Heeres ein Denkmal errichten, welches in ausführlichen Inschriften viele würdige Namen, und unter diesen, in erster Reihe, auch den Ruhm Leopolds verherr-

licht. Im Jahre 1800. aber wurde zu Berlin, dem Königlichen Schlosse gegenüber, im Lustgarten ein Standbild Leopolds aufgestellt, welches der Bildhauer Gottfried Schadow nach dem Bilde von Anton Pesne in carrarischem Marmor ausgeführt. Die Vorderseite des Fußgestells hat folgende Inschrift: „Dem Andenken des regierenden Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, Königl. Preuß. Generals-Feldmarschalls, weihet dieses Denkmal Friedrich Wilhelm III. im dritten Jahre seiner Regierung.“ Die Rückseite: „Siegreich leitete er die preußischen Hülfsvölker am Rhein, an der Donau, am Po. Er eroberte Stralsund und die Insel Rügen. Die Schlacht bei Kesselsdorf krönte seine kriegerische Laufbahn. Das preußische Heer verdankt ihm die strenge Mannszucht und die Verbesserung seiner Krieger zu Fuß. Er lebte vom 3. Julius 1676. bis den 7. April 1747.“

Nachweisung

der

gebrauchten Hülfsmittel.

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Graf zur Lippe.

Mündliche und handschriftliche Mittheilungen aus Westphalen.

Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelms zu Schaumburg-Lippe. Hannover, 1783. 8.

Vom Geh. Rath Schmalz. Eine beredte Darstellung, und als solche auch jetzt noch alles Lobes werth, das ihr Zimmermann in seinem Buche von der Einsamkeit reichlich ertheilt.

Leben des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und Sternberg. Wien, 1789. 8.

Der Verfasser, der sich unter der Vorrede Germanus unterzeichnet, ist Karl Christian Edler Herr und Graf zur Lippe-Weißenfeld. Er war Reichshofrath zu Wien, und verdient bei bestimmten einzelnen Angaben, als wohlunterrichteter Verwandter des Helden, gewiß alles Zutrauen; im Ganzen jedoch ist seine Arbeit, dem Inhalte wie dem Stile nach, allzu lobrednerisch, und in dieser Art kein Muster.

Versuch einer kurzen und zuverlässigen Lebensgeschichte des Grafen Wilhelms von Schaumburg-Lippe zu Bückeburg.

In Bibra's Journal von u. für Deutschland. 1789. 4. Stück 7. Der Verfasser ist nicht genannt. Er scheint wohlunterrichtet, und giebt von manchen besonderen Umständen guten Bericht.

Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder. Gesammelt und beschrieben von Maria Ka-

roline von Herder, geb. Flachsland. Herausgegeben durch J. G. Müller. Tübingen, 1820. 2. Thle. 8.

Der Thl. 1. enthält, von S. 177. an, die reichhaltigsten Beiträge zur Geschichte des Grafen zur Lippe, und insbesondere S. 275. von Hrn. Westfeld einen Aufsatz in welchem genaue Kenntniß und scharfes Urtheil vereinigt sind.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Vom General von Tempelhof. Berlin, 1794. 5. Bde. 4.

Histoire de la guerre de sept ans, par Frédéric II.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Kriegs. Berlin, 1802. 2. Thle. 8.

Von Retzow. Eines unsrer besten Geschichtsbücher. Im Thl. 2. einige hiehergehörige Stellen.

Memoria inedita do Conde Lippe sobre a Campanha de Portugal em 1762.

In der Zeitschrift O Investigador Portuguez em Inglaterra. Londres, 1812. 8. No. IX. p. 67—81. No. X. p. 245—256. Ueber die Kriegsbewegungen jenes Feldzuges die Hauptquelle, umständliche Genauigkeit in ruhigstrenger Aufzählung. Andre Mittheilungen in Nr. VII. der genannten portugiesischen Zeitschrift, Observaçoens e maneira de pôr em pratica a disciplina militar para maior segurança de Portugal, pelo Marechal Lippe, und in Nr. VIII. Extractos de tres cartas do Conde Lippe ao Marquez de Pombal etc. sind nicht zur Hand gewesen.

Mémoires de Sébastien Joseph de Carvalho et Melo, Comte d'Oeyras, Marquis de Pombal. Bruxelles, 1784. 4. Voll. 8.

Aus dem Italiänischen übersetzt; für den noch lange nicht genug ergründeten Gegenstand bis jetzt ein Hauptwerk.

Etat présent du royaume de Portugal en l'année 1766. Lausanne, 1775. 8.

Vom General Dumouriez.

A treatise on the defence of Portugal. By William Granville Eliot, captain in the royal regiment of artillery. London, 1811. 8.

Relation de l'expédition du Portugal faite en 1807. et 1808. Par le Baron Thiébault. Paris 1817. 8.

Von den Militairanstalten des verstorbenen regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe. Ein Schreiben des Hrn. Fähndrichs G. Scharnhorst, kurhannöverschen Dragonerregiments von Estorff.

In Schlözers Briefwechsel historischen und politischen Inhalts. Göttingen, 1782. 8. Thl. 9. S. 93.

J. G. Zimmermann von der Einsamkeit. Leipzig, 1784. 1785. 4. Thle. 8.

Thl. 3. S. 456 — 468.

Thomas Abbts vermischte Werke. Berlin und Stettin, 1782. 5. Thle. 8.

Thl. 3—5. Viele bemerkenswerthe Züge in den Briefen von Abbt an Nicolai, Mendelssohn, Möser, mit Mendelssohns Anmerkungen, worin eine ausführliche Schilderung des Grafen.

Wielands teutscher Merkur. 1782. 8. Bd. 39. S. 185. 186.

Im Ganzen Bestätigung der Schilderung, die Moses Mendelssohn von dem Grafen macht, und Erwähnung, daß ein Offizier in hannöverschen Diensten eine Lebensbeschreibung von ihm „aus seinen hinterlassenen Schriften" angekündigt; eine solche ist jedoch nicht erschienen.

Vermischte Schriften von Justus Möser. Berlin und Stettin, 1798. 2. Thle. 8.

Thl. 2. S. 223. Ein Brief des Grafen an Möser über Abbts Tod.

Johann Wilhelm Ludwig Gleims Leben. Aus seinen Briefen u. Schriften von Wilhelm Körte. Halberst. 1811. 8.

S. 183. Zwei Briefstellen des Grafen und der Gräfin über Gleims Halladat.

Ueber Volkskalender und Volksschriften überhaupt. Von Chr. W. von Dohm.

Gedenkt Lippe's mit hohem Lobe.

Herders Gedichte. Stuttgart, 1817. 2. Thle. 8.

Thl. 2. „Das menschliche Leben." Ein philosophisches Seestück. Gedicht in Alexandrinern, nach einem französischen Gedicht des Grafen Wilhelm von Bückeburg.

Gedichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Stuttgart und Tübingen, 1816 — 1818, 3. Bde. 8.

Bd. 3. S. 233.

Poesias de Antonio Diniz da Cruz e Silva. Lisboa, 1815. 5. Voll. 12.

Tom. 5. Parte primeira das Odes Pindaricas. Ode 4.

Graf von der Schulenburg.

Handschriftliche Mittheilungen von dem Hrn. Grafen von Schulenburg-Klosterrode, Königlich Sächsischem Gesandten in Wien.

Nachrichten über die Familie Schulenburg, in den handschriftlichen Sammlungen des Ordensrathes König auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Nachrichten des Grafen Schulenburg über seine Feldzüge in Polen und Sachsen in den Jahren 1703—1706.

In der Zeitschrift: Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte. Berlin, 1817. 8. Hft. 1. S. 120—206. u. Hft. 2. S. 135—240. Die Hauptquelle für Schulenburgs frühere Verhältnisse überhaupt.

Heldenthaten des Prinzens Eugen von Savoyen. Nürnberg, 1726. 5. Thle. 8.

In Thl. 3. ein Abriß von Schulenburgs Leben.

Genealogisch-historische Nachrichten. (Nebst den Fortsetzungen.) Leipzig, 1739—1775. 8.

Besonders Thl. 53.

Die europäische Fama s. l. 1702—1734. 8.

Die neue europäische Fama. 1735—1756. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Par M. de Lamberty. A la Haye, 1732—1740. 14. Voll. 4.

Hauptsächlich Aktenstücke, z. B. Schulenburgs Amtsbericht von dem Treffen bei Punitz u. s. w.

Theatrum europaeum. 1704. sqq. fol.

Besonders Thl. 21. (Frankf. a. M. 1738.) der Bericht Schulenburgs über die Vertheidigung von Corfu.

Leben Karls XII. Königsv. Schweden. 1745. 3. Bde. fol.

Von Nordberg. Mehr umständlich als genau.

Histoire de Charles XII. roi de Suède. Par Voltaire. Gründlicher als man lange glauben wollen.

Patkuls Berichte an das Zaarische Kabinet von seinem Gesandtschaftsposten aus Polen. Berlin, 1792—97. 3. Thle. 8.

Wichtig für die Beurtheilung der Verhältnisse Patkuls.

Joh. Friedr. Lebrets Staatsgeschichte der Republik Venedig. Riga, 1769—1777. 3. Bde. 4.

Histoire de la république de Venise par P. Daru. Paris, 1819. 7. Voll. 8.

Portefeuille des honnêtes gens, ou pensées morales, politiques et divertissantes tirées d'un manuscrit de feu Monsieur le comte de Schulenburg. Berlin, 1796. 8.

In Hinsicht der Geistesart Schulenburgs nicht ohne Interesse.

König Theodor von Corsica.

Das alte und neue Corsica. Nürnberg, 1736. 4.

Ein unzureichender und zum Theil offenbar trügerischer Bericht.

Mercure historique et politique de la Haye. 1686—1782. 8.

Im Maihefte 1736. einige früheste Nachrichten von Theodors Unternehmung; doch höchst unsicher.

Histoire des révolutions de l'île de Corse et de l'élévation de Theodore I. sur le trône de cet état. A la Haye, 1738. 12.

Sehr umständlich über die erste Erscheinung Theodors in Corsica.

Istoria del regno di Corsica scritta dall' abate Giovacchino Cambiagi, Fiorentino. s. l. 1770—1772. 4. Voll. fol.

Der Thl. 3. enthält viele Aktenstücke von Theodors Regierung, und die genauesten Angaben über seine corsischen Verhältnisse.

Der genealogisch-historische Archivarius. Leipzig, 1732. —1738. 8.

Von Ranfft.

Genealogisch-historische Nachrichten. Leipzig, 1739. — 1775. 8.

Fast in allen Jahrgängen bis 1757. einzelne Nachrichten; besonders aber in Thl. 86. S. 143. ff. ein kurzer Lebensabriß.

Mémoires pour servir à l'histoire de Corse. Londres, 1768. 8.

Von Frederick, dem Sohne Theodors. Reich an Aufschlüssen, doch nicht ohne Vorsicht zu gebrauchen.

Mémoires historiques, militaires et politiques sur les principaux événemens arrivés dans l'île et royaume de Corse, par M. Jaussin. Lausanne, 1758. 2 Voll. 8.

Ganz partheiisch für Genua.

Boswells Beschreibung von Corsica. Leipzig, 1768. 8.

Ganz enthusiastisch für Corsica.

Histoire des révolutions de Corse, par l'abbé de Germanès. Paris, 1771. 2. Voll. 8.

Geringe Ausbeute.

Histoire de l'île de Corse. Berne, 1779. 2. Voll. 8.

Von Pommereul, der die Vorgänger an Gründlichkeit übertrifft, aber allzu partheiisch für Frankreich ist.

Siècle de Louis XV. Par Voltaire.

Ueber Corsica weniges, und sehr von oben herab.

Corsica. Von Schlözer. 32.

Das Allgemeine gut gefaßt in einem für Theodor durchaus günstigen Sinne.

Etat actuel de la Corse. Par P. Pompei. Paris, 1821. 8.

The works of Horace Walpole Earl of Orford. London, 1798. 5. Voll. 4.

Daraus im Auszuge:

Historische, litterarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole, übersetzt von A. W. Schlegel. Leipzig, 1800. 8.

Karl Ludwig von Woltmanns sämmtliche Werke, herausgegeben von seiner Frau. Leipzig, 1819—1825. 8.

Lieferung 5. Bd. 2. S. 89—112. Schilderung des Freiherrn von Görz.

Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Par M. de Lamberty. A la Haye, 1732—1740. 14. Voll. 8.

Viele Aktenstücke.

La vie et les mémoires du général Dumouriez. Paris, 1822. 4. Voll. 8.

Im Thl. 1. geschieht Theodors Erwähnung.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Friedrich der Große gedenkt darin Theodors.

Die deutsche Gelehrtenrepublik. Von Klopstock. Hamburg, 1774. 8.

In den Denkmalen der Deutschen wird Theodors übel gedacht.

Mémorial de St. Hélène, par Lascases. Paris, 1823. 8. Voll. 8.

Im Thl. 3. Einiges über Corsica.

Artikel in historischen Wörterbüchern ꝛc.

Freiherr von Derfflinger.

Handschriftliche Nachrichten von dem Herrn Grafen P. von Haugwitz.

Authentische Nachrichten von dem Leben und den Thaten George Freiherrn von Derfflinger. Stendal, 1786. 8.

Von dem Ordensrathe Anton Balthasar König. Eine im Ganzen äußerst geringe Arbeit.

Leben großer Helden. Von Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759 — 1763. 9. Bde. 8.

Im Bd. 9. ein Leben Derfflingers; sehr dürftig.

Historische Beiträge zur Kriegsgeschichte des großen Kurfürsten in der Lebensbeschreibung des Freiherrn von Sparr. Stendal, 1793. 8.

Von dem Ordensrathe König. Manche nachträgliche Angabe zu Derfflingers Leben.

Sam. de Pufendorf commentariorum de rebus suecicis libri XXVI. Ultrajecti, 1686. fol.

Sam. de Pufendorf de rebus a Carolo Gustavo Sueciae regis gestis libri VII. Norimberg. 1696. fol.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris brandenburgici libri XIX. Lips. et Berolin. 1733. fol.

Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten Leben und Thaten. Berlin und Frankfurt, 1710.

Von Erdmann Uhse. Zwar meist ein Auszug aus Pufendorf, aber doch nicht zu übersehn.

Leben und Thaten Friedrich Wilhelms des Großen. Von J. D. Seyler. Danzig 1730. 8.

Versuch einer Geschichte der Feldzüge des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen. Berlin, 1800. 8.

Das Leben Friedrich Wilhelms des Großen. Von Franz Horn. Berlin, 1814. 8.

Beilage L. Ueber Georg Derfflinger. Der Verfasser bezweifelt die Anekdoten vom Schneiderhandwerk 2c.

Journal de M. de Buch (mort en 1687.) maréchal de voyage de S. A. E. l'Electeur de Brandebourg.

Handschriftlich im geheimen Archiv zu Berlin. Benutzt nach Auszügen.

Denkwürdigkeiten der churmärkischen Stadt Rathenow. Von Sam. Chrstph. Wagener. Berlin, 1803. 8.

Sorgfältig in Bestimmung der örtlichen Angaben.

Jahrbücher der preußischen Monarchie. Berlin, 1799. 8.

Im Aprilheft ein Aufsatz vom Ordensrath König über Emanuel Frobenius; der Wechsel der Pferde wird in Zweifel gezogen.

Jesus! König Davids und seiner Unterthanen Kriegs- und Siegslitanei 2c. Von Christian Gottschalk. Guben, 1675. 4.

Einige besondere Züge der Geschichten von Rathenau und Fehrbellin.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français dans les états du Roi. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782—1799. 9. Voll. 8.

Reichhaltig an mancherlei Notizen. In Thl. 2. 6. 7. besonders über Derfflinger.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Berlin und Posen, 1824. 8.

Im Hft. 4. die Schlacht von Fehrbellin dargestellt von Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué, nach eigner Kunde der Gegend, mit sorgfältiger Sammlung aller einzelnen Angaben.

Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege, von F. S. Seydel. Leipzig und Züllichau, 1818. ff. 3. Thle. 8.

Ritratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterd. 1687. 2. Voll. 4.

Joh. Karl Konr. Oelrichs erläutertes kurbrandenburgisches Medaillenkabinet. Berlin, 1778. 4.

Mémoires de Brandebourg par Frédéric II.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. Baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2. Voll. 12.

Des Herrn von Besser Schriften. Herausgegeben von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2. Thle. 8.

Außer dem poetischen Werthe auch von geschichtlichem.

Theatrum europaeum. 1675. 1676. fol.

Auch T. II. p. 874. Derfflingers Bild.

Fürst Leopold von Anhalt Dessau.

Mündliche Ueberlieferungen in Halle, Dessau ꝛc.

Handschriftliche Mittheilungen von Herrn Hofrath und Bibliothekar Wilhelm Müller in Dessau.

Mémoires pour servir à l'histoire du Prince Leopold, Prince regnant Sénieur d'Anhalt etc. etc. Anno 1751.

Handschriftlich in dem Herzoglichen Archiv zu Dessau. Genau in den Zeitangaben und andern äußerlichen Bestimmungen.

Eigenhändige Memoiren des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau.

Der russische General Graf von Anhalt gab diese Memoiren, eine Abschrift des in Dessau bewahrten eigenhändigen Originals des Fürsten, in Königsberg dem Pfarrer Borowski zur gelegentlichen Herausgabe. Sie gehen von 1676. bis 1703. und sind abgedruckt in Baczko's Annalen des Königreichs Preußen. Jahrgang 1793. Königsberg. 8. S. 26—36. u. 73—98.

Des weltberühmten Fürstens Leopoldi von Anhalt-Dessau Leben und Thaten. Leipzig, 1742. 8.

Von M. Ranfft; nachher verbessert und fortgesetzt in

M. Michael Ranffts Leben und Thaten des letzverstorbnen weltberühmten Fürstens Leopolds von Anhalt-Dessau. Dritte Auflage. Frankfurt am Main, 1750. 8.

Geschichte u. Thaten des jüngstverstorbenen großen Kriegshelden Herrn Leopolds regierenden Fürstens 2c. zu Anhalt. Von Joachim Arenkow. Zweite Auflage. Frankf. u. Leipzig, 1747. 8.

Gleich dem vorigen ohne sonderlichen Werth.

Militairisches Taschenbuch für 1801. Berlin, 1800. 12.

Eine biographische Skizze Leopolds.

Militairische Biographieen berühmter Helden neuerer Zeit. Berlin, 1803—1806. 5. Bde. 8.

Ein kurzer Abriß von Leopolds Leben in Thl. 5.

Der Biograph. Bd. 6 St. 2. Halle, 1807. 8.

S. 117—164. Ein guter, nur allzu kurzer Abriß vom Feldprediger Spieker in Halle. Anekdoten daraus noch besonders im Morgenblatte.

Samuel Baur's biographische Schilderungen ausgezeichneter Menschen unseres Zeitalters. Leipzig, 1821. 8.

Bd. 1. S. 90—143. Eine Darstellung Leopolds; sehr gelungene Arbeit.

Joh. Christoph Beckmanns Historie des Fürstenthums Anhalt. Zerbst, 1710. fol.

Samuelis Lentzii Becmannus enucleatus, suppletus et continuatus, oder historisch-genealogische Fürstellung des Hochfürstlichen Hauses Anhalt. Köthen u. Dessau, 1757. fol.

D. Ph. E. Bertrams Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt, fortgesetzt von M. J. C. Krause. Halle, 1780. 1782. 2. Thle. 8.

Ueber Mißheirathen teutscher Fürsten und Grafen. Vom Geh. Justizrath Pütter zu Göttingen. Götting. 1796. 8.

S. 186. Von der Anne Louise Fösen.

Beiträge zur brandenburgischen Kriegsgeschichte unter Kurfürst Friedrich III. Von C. W. Hennert. Berlin und Stettin, 1790. 4.

Curieuses Bücher-Kabinet, oder Nachrichten von historischen. Staats- und galanten Sachen. Frankf. a. M., 1711—1718. 8.

Besonders Thl. 2.

Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Königs von Preußen Friederici Wilhelmi. Erster Theil. Hamburg und Breslau, 1735. Zweiter Theil, Frankfurt und Hamburg, 1741. 8.

Von Dav. Faßmann.

Histoire de la vie et du regne de Frédéric-Guillaume roi de Prusse. à la Haye 1741. 2 Voll. 8.

Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelassenes Werk vom Hofrath und Professor Morgenstern, Mitglied des Tabackskollegii Friedrich Wilhelms I. s. l. 1793. 8.

Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. nebst verschiedenen Anekdoten ꝛc. Berlin, 1787. II. Sammlungen. 8.

Die 10. ersten Sammlungen sind vom Präsidenten von Benekendorf.

Heldenthaten des Prinzens Eugen von Savoyen. Nürnberg, 1726. ff. 5. Thle. 8.

Histoire du prince François Eugène de Savoye. Amsterd. 1750. 5. Voll. 8.

Histoire de Charles XII. Roi de Suède. Par Voltaire.

Ant. Friedr. Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie. Halle, 1779—1793. 23. Thle. 4.

Einiges über den Feldzug in Pommern u. Rügen.

Confession de Clément.

Handschriftlich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. Baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2. Voll. 12.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric II. écrits de sa main. Brunsvic, 1810. 2. Voll. 8.

Journal secret du baron de Seckendorff, cavalier d'ambassade auprès du maréchal comte de Seckendorff à Berlin, depuis 1734. jusqu'à la fin de l'année 1738. Tubingue, 1811. 8.

Viele Einzelheiten, zur Bezeichnung der Zeit und der Personen wichtig.

Friedrichs des Großen Jugendjahre, Bildung und Geist. Aus unbekannten Aktenstücken, hier zuerst mitgetheilten Briefen und den Schriften des Königs dargestellt von Fr. Förster. Berlin, 1823. 8.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Histoire de mon temps, par Frédéric II.

Mémoires des négociations du marquis de Valori. Paris, 1820. 2. Voll. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2. Thle. 8.

Viele besondere Züge vom alten Fürsten Leopold, der hier aber von seinem gleichnamigen Sohne wohl zu unterscheiden ist.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.

Von Luise von Blumenthal.

Lebensbeschreibung des Königl. Preuß. Generals der Infanterie Heinrich August Baron de la Motte Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff, meist aus ungedruckten Nachrichten bearbeitet. 1792. 2. Thle. 8.

Von Theresius von Seckendorff.

Vollständige Geschichte aller Königlichen preußischen Regimenter. Halle, 1767. 6. Stücke. 8.

Von Joh. Friedr. Seyfart, Auditeur zu Halle. Im St. 4. die Geschichte des Regiments Anhalt.

Betrachtungen über die Kriegskunst. Leipzig, 1797 — 1799. 3. Abtheilungen. 8.

Von Georg Heinrich von Berenhorst. Geistreiche, treffende Bezeichnung des Fürsten von Dessau.

Geist des neuern Kriegssystems. Hamburg, 1805. 8.

Von Heinrich von Bülow.

Leben Franz Balthasar Schönberg v. Brenkenhof, Königl. Preuß. geheim. Ober-Finanz-Kriegs- und Domainenrath. Leipzig, 1782. 8.

Von Meißner.

Joh. Wilh. Ludw. Gleims Leben. Aus seinen Briefen und Schriften von Wilh. Körte. Halberstadt, 1811. 8.

STAATS BIBLIOTHEK AUGSBURG

Bion

Pernhagen

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August

Biographische Denkmale

Bd.: 2: Preußische biographische Denkmale ; 1

Berlin 1825

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 8065 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236614-6